Uwe Topper

Kalender-Sprung



Falsche Geschichtsschreibung bestimmt die Zukunft

Europas Religionswechsel um 1500

GRABERT



Mit Wilhelm Kammeiers Begriff der ›Großen Aktion‹, der die Geschichtsneuschreibung der Humanisten ab der Renaissance prägte, fing alles an. In den letzten Jahrzehnten haben deutsche Chronologiekritiker in mehreren Dutzend Büchern die Struktur der Geschichtsschreibung aufgedeckt, die Erfindung der Zeitskala demaskiert und die planmäßige Fälschung unserer Vergangenheit von der Antike bis zur Aufklärung an zahlreichen Beispielen aufgezeigt.

In Uwe Toppers neuem Buch geht es nicht mehr um Geschichtsfälschungen, sondern um die Entstehungsweise unseres Geschichtsbildes, um den Religionswechsel in Europa um 1500, was allein schon einen Einblick in die dahinterstehenden Beweggründe und Ereignisse möglich macht. Topper setzt grundsätzlich bei der Frage an: Was ist geschehen, daß wir keine chronologischen Aufzeichnungen und keine feste Vorstellung von der abgelaufenen Zeit haben? Warum muß die Geschichte vor 1500 n.Chr. so mühsam rekonstruiert werden, und warum enthält die Rekonstruktion so große Fehler? Eine Antwort auf diese Frage bietet aus der Sicht Toppers nur die Katastrophentheorie: Kosmisch bewirkte Katastrophen im sogenannten Mittelalter haben alle Zivilisationsformen auf der Erde zerstört und zu unserer völligen Unwissenheit der frühen Geschichte geführt.

ISBN 3-87847-232-3
ISSN 0506-7669



GRABERT

Uwe Topper

Kalender-Sprung

Falsche Geschichtschreibung bestimmt die Zukunft

Europas Religions-wechsel um 1500



GRABERT- TÜBINGEN

Druck und Bindung: Kösel, Altusried
Gestaltung: Claude Michel, Rottenburg/ N.
Umschlag nach einer Zeichnung von Uwe Topper

Meiner Tochter
Anna Topper
gewidmet

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Topper, Uwe :

Kalendersprung : Falsche Geschichtsschreibung bestimmt die Zukunft / Uwe Topper.- Tübingen : Grabert-Verlag 2006

(Veröffentlichungen aus Hochschule, Wissenschaft und Forschung ; Bd. 23)

ISBN 3-87847-232-3

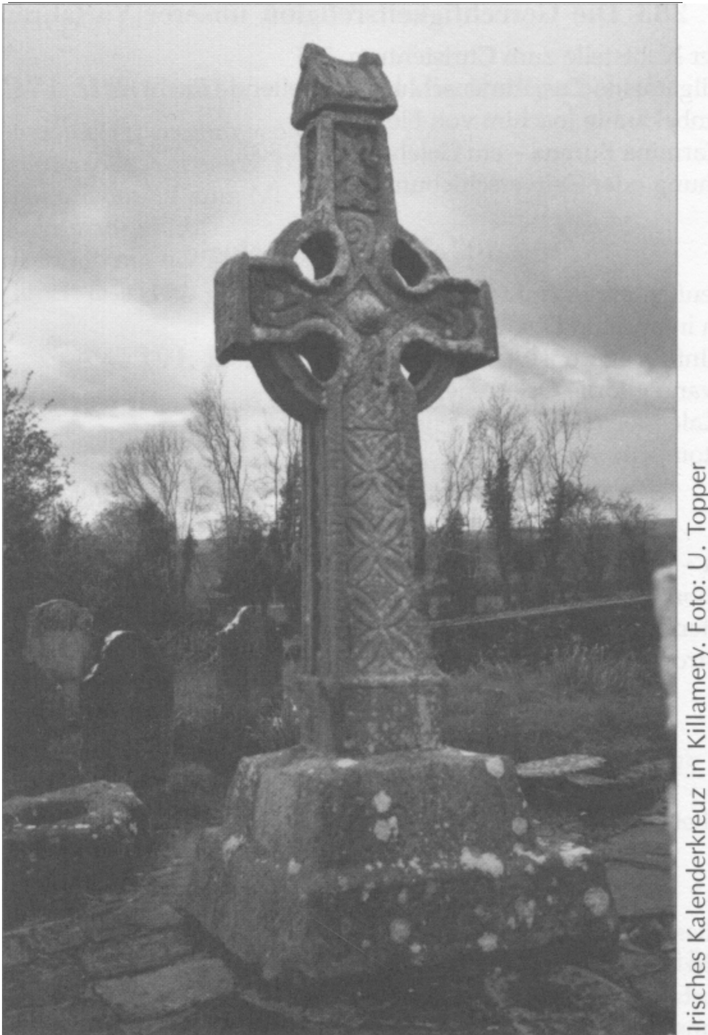
ISBN 3-87847-232-3
ISSN 0506-7669

Postfach 1629, D-72006 Tübingen
www. grabert-verlag. de

Gedruckt in Deutschland

Inhaltsverzeichnis

Das Christentum, wie es sich bisher präsentiert hat,
ist keine geschichtliche Größe,
aber die Geschichte, die wir zu kennen meinen,
ist eine christliche Größe



Irisches Kalenderkreuz in Killamery. Foto: U. Topper

»die altertümer des rechts wie des glaubens sind noch von überbleibseln des heidentums durchtränkt, noch sicherer reicht die sprache in heidnische zustände hinauf, die ohne sie nicht begriffen werden können.«

Jacob Grimm, *Über die Altertümer des Deutschen Rechts* (1841)
Ausgabe Reclam, Stuttgart, S. 122

Einführung

Mit dem Begriff »Große Aktion«, den Wilhelm Kammeier für die Geschichtsneuschreibung der Humanisten und Theologen ab der Renaissance prägte, hatte es begonnen, und so hieß auch mein erstes Buch zu diesem Thema (1998). Seitdem wurden dramatische neue Forschungsergebnisse zutage gefördert, die ich in weiteren Büchern zusammengefaßt habe (1999, 2001, 2003a).

Für Neuankömmlinge in der aufregenden Theorie der Chronologierevision habe ich hier ein Kapitel zum Einsteigen verfaßt (Anhang 2), das die Grundzüge und den neuesten Stand dieser jungen Wissenschaft gedrängt darstellt. Wem die Kurzfassung zu undurchschaubar vorkommt, der sollte zu den früheren Büchern und denen der Kollegen greifen; es ist ja im gewissen Sinne eine neue Weltsicht.

Für die >Eingeweihten< geht es gleich mitten hinein ins Thema. Der letzte Satz meines Buches *ZeitFälschung* (2003a) lautete:

»Ein Versuch zur zeitlichen Neuordnung der Geschichte sollte vor allem an den Kalenderbemühungen der Kirche, die nach der Katastrophe das Osterdatum neu definieren mußte, ausgerichtet werden.«

Dies ist uns nun in mühseliger Kleinarbeit endlich gelungen. Ein erster Überblick wurde von meinem Sohn Ilya Topper und mir im Sommer 2004 veröffentlicht (siehe Lit.), in Vorträgen verbreitet und in verschiedene Sprachen übersetzt. Er soll am Anfang dieses Buches stehen, womit ein festes Gerüst für die weiteren Gedanken vorgegeben ist. Es handelt sich um einen *Entwurf,* der schon einige Proben bestanden hat, aber noch nicht ausdiskutiert ist, wie eigentlich fast alles, was ich in diesem und den früheren Büchern zum Thema sage. So soll es verstanden werden: als Entwurf, Theorie, Denkanstoß, auch wenn ich mich nicht ständig im Konjunktiv ausdrücke, weil das das Lesen zur Mühsal werden ließe.

Vom Jahreskreuz angeregt, begeben wir uns in Teil 2 auf eine Irlandreise, denn auf dieser etwas abseits der großen geschichtlichen Ereignisse liegenden Insel läßt sich ein überraschender Einblick in den Vorgang der Christianisierung Europas gewinnen.

In Teil 3 werden wir dann erfahren, wie diese Christianisierung in Spanien mit Hilfe der Inquisition durchgeführt wurde, was für den Rest Europas schreckliche Folgen hatte.

Teil 4 wendet sich einem alten Problem zu, das nun eine lächerlich einfache Lösung erhält: das Ei des Kolumbus.

Mit Teil 5 erreichen wir den Kernpunkt unserer kunsthistorischen Betrachtung: An den Bildern von Bosch läßt sich die Christianisierung Mitteleuro-

pas um 1500 ablesen. Der nächste Abschnitt behandelt eine erstaunliche Behauptung, die offen gelehrt, aber nur selten gedanklich nachvollzogen wird: Die Kirche lehrt, daß sie schon bald nach Jesus durch die Gemeindebrüder in Jerusalem und wenig später auch in Rom ins Leben trat. Doch erst 1400 Jahre später wird der Kirche bewußt, daß sie eine Geschichte haben müßte, und sie beginnt nun, diese zu schreiben, zum Teil mit haarsträubenden >Fehlern<, die stückweise in den nächsten hundert Jahren bereinigt wurden und zum Teil bis heute weiterbestehen.

Dieser Neuanfang im 15. Jahrhundert beschäftigt uns auch im nächsten Abschnitt, dabei wird Gutenbergs Verwendung des Buchdrucks unter die Lupe genommen.

Sodann geraten die romanischen Skulpturen erneut ins Blickfeld, auch die Gestalt des Teufels wird näher beleuchtet.

In Teil 9 wird an bekannten Beispielen gezeigt, daß die italienische >Protorenaissance< nur wegen chronologischer Verschiebungen so genannt werden mußte und in Wirklichkeit zeitgenau zur gesamteuropäischen Renaissance gehört. Dante lebte vor fünfhundert Jahren.

Da die islamische Geschichtsschreibung ähnliche Wege ging, müssen wieder einige ihrer Grundtexte durch kritische Befragung ihrem richtigen Ort zugewiesen werden, wobei ein kleiner Skandal nicht zu vermeiden ist (Teil 10).

Ab Teil 11 wird wieder ein Versuch zur Rekonstruktion der Geschichte unternommen, die von so vielen Lesern gefordert wurde und nach der vielfach geführten und lebendigen Diskussion ansatzweise vorgeschlagen werden kann. Der schon mehrfach geprägte Begriff der >Gerechtigkeitsreligion< wird weiter erläutert.

Im letzten Abschnitt ist von der kosmischen Katastrophe die Rede, die ja allen früheren Untersuchungen zugrunde lag und auch in diesem Buch am Anfang steht.

An dieser Stelle muß ich - wie in meinen vorigen Büchern - wiederum mit allem Nachdruck bereits im Vorwort darauf hinweisen, daß mit der Kritik an der Chronologie keine politische Absicht verbunden ist. Es handelt sich um ein theologisches Thema, das nur die christlichen Kirchen betrifft. Dabei werden auch weltanschauliche und kunsthistorische Ansichten umgestürzt, dennoch: Die Argumente, die vorgebracht werden, beziehen sich auf die Kirchengeschichte und benützen nur deren literarische Vorgaben. Unsere Chronologie, wie sie heute Allgemeingut geworden ist, wurde von der christlichen Kirche, hauptsächlich der katholischen, erstellt und auch korrigiert. Der Kalender, den wir benützen, ist nicht der des Staatsmannes Julius Cäsar, sondern eines Papstes, Gregor XIII. Es waren Theologen wie Scaliger, Kalwitz und Pétau, Baronius und Papebroek und einige andere, die das chronologische Gerüst schufen, das bis heute Gültigkeit hat. Unsere Zählweise 2005

lautet eindeutig >nach Christi Geburt< (n.Chr.), >unsere Zeitrechnung< (u.Ztr.) bezieht sich auf ein religiöses Ereignis, das von den meisten Historikern als rein fiktiv behandelt wird. Es hat nur für Gläubige Bedeutung. Dieser Fixpunkt des Jahres 1 gilt sogar in beiden Richtungen, also auch >v.Chr.< (bzw. >v.Ztr.<).

Eine ältere Jahreszählung, >seit Erschaffung der Welt< (Annus mundi), wird heute nur noch in der jüdischen Religionsgemeinschaft benützt und beruht ebenfalls auf rein religiösen Texten, nämlich dem Geschlechtsregister der >Erzväter< und anderer Personen im Alten Testament, deren historische Wirklichkeit nicht beweisbar und nicht wahrscheinlich ist. In unserer Untersuchung hat sie keine Bedeutung. Diese Chronologie, die Gunnar Heinsohn (1988) als »Abrahamchronologie« bezeichnete und als Erfindung erkannte, liegt allen vorgeschichtlichen Zeitangaben im gesamten Orient von Ägypten über Kreta bis Indien zugrunde, weshalb auch die vorchristlichen Jahreszahlen religiöse Fiktion sind und für Menschen, die nicht daran glauben, keinen Wert haben können.

Der Schriftsteller Ivan Denes unterscheidet zwischen astronomischer Zeit, die mathematisch erfaßbar ist, und geschichtlicher Zeit, die eine soziale Dimension hat. Unsere eindimensionale astronomische Zeitvorstellung bekommt erst Wert als geschichtlich gewachsene Lehre; sie ist der Gegenstand ihrer eigenen Untersuchung. Chronologie ist nicht nur das Gerüst der Geschichte, sondern auch ihr Entstehungsmythos; sie ist die Grundstruktur der Geschichtsschöpfung.

Genaugenommen ist jede Art von Historie vor 1500 AD (Anno Domini) versteckte Kirchengeschichte, und diese ist als »Goldene Legende« einzustufen. Diese Erkenntnis ist wirklich keine Neuentdeckung, neu ist nur, daß sich Schriftsteller statt Theologen Gedanken über die Geschichtszahlen machen und versuchen herauszufinden, wie sie ohne die Goldene Legende aussehen würden. Das bringt keine Anregungen zur Tagespolitik und keine Änderung der Zählweise (2005), sondern bestenfalls eine chronologische Umschichtung der Bau- und Kunstwerke und eine neue Einstufung des gesellschaftlichen Hintergrunds dieser Werke.

Ein Titelvorschlag für dieses Buch über die Geschichtsschreibung lautete »Geschichte als Utopie«, denn Geschichtsschreibung ist immer auf die Zukunft gerichtet. Vergangenheit wird stets nur in einer Weise dargestellt, die die nahe oder auch fernere Zukunft mitbestimmen soll.

Insofern ist jede Geschichtsschreibung eine Utopie.

Außerdem gab es einen zweiten Titelvorschlag: »Geschichte als Kopfgeburt«, womit ich das antike Wissen aufrufen möchte: So wie Athena aus dem Kopf des Zeus entsprang, so ist die Geschichtsschreibung aus den Köpfen einzelner Autoren entsprungen. Ausgedacht. Erfunden. Ein Roman. Schriftsteller bedienen sich mancher Vorfälle, die sie selbst erlebt oder irgendwo

gelesen haben, doch es geht auch ohne Erlebnisse. Man kann auf den Mond fliegen, ohne es wirklich zu tun (Jules Verne). Und man kann Völkerwanderungen beschreiben, ohne selbst dabeigewesen zu sein (Felix Dahn). Auch ohne irgendein verläßliches Dokument kann man den Mann Moses oder Abraham zu Kultfiguren erheben und um Jahrtausende zurückversetzen.

Einer der frühen deutschen Chronologiekritiker, Hans-Ulrich Niemitz, sagte mir 1995 in Berlin einmal im Gespräch: »Wenn ich einen Historiker lese, klopfe ich ihn auf Schwächen ab. Solche liegen immer dann vor, wenn er Stärke hervorkehrt, etwa indem er sagt: >Wir können sicher sein, daß<, - gerade dann ist das Folgende meist unsicher; oder: >Offensichtlich hat Kaiser. . .< - das ist oft gar nicht offensichtlich, sondern eine Schlußfolgerung des Autors auf Grund einiger Hinweise.«

Geschichtsschreibung baut aus wenigen Daten eine greifbare Gestalt auf - darin besteht ihre Arbeit. Sie hat die Aufgabe, als Lehrerin und Erzieherin für eine große Gruppe, die sie mit dem neu geschaffenen Geschichtsbild für die Zukunft formen will, die aktuelle Sprachregelung zu schaffen. Theologie ist die Wissenschaft vom Undenkbaren oder Wirklichkeitsfernen, Beziehungslosen. Dagegen versucht Geschichtsschreibung den Eindruck zu erwecken, sie bezöge sich auf Wirklichkeit. Der Zwiespalt ist offen sichtbar. Die Archäologen haben hier ihr besonderes Problem, denn sie versuchen immer wieder, ihre Funde und Erkenntnisse mit denen der Geschichtsschreibung in Einklang zu bringen (etwa nach dem Motto: die *Bibel* hat doch recht). Zwischen Literatur und Bodenfunden ist ein so großer Graben entstanden, daß heute, kaum noch Versuche dieser Art ernstgenommen werden (wie Finkelstein/Silbermann gezeigt haben).

Der recht junge Begriff >Renaissance< wurde von mir bisher in dem Sinne verwendet, den der allgemeine Sprachgebrauch vorsieht: die Zeit des ausgehenden 15. und das ganze 16. Jahrhundert mit allen neuen Ideen und Künsten, die auf die Antike zurückgreifen. Eine sogenannte Protorenaissance *(Rinascimento)* in Italien habe ich schon in den vorigen Büchern als chronologischen Trugschluß entlarvt, hier folgen weitere Beispiele zu Dante und seinen Freunden (Kap. 8). Statt des französischen Begriffs >Renaissance< benütze ich auch >Reformationszeit<, das ist deutsch; es engt den Begriff nur scheinbar auf Luthers Wirken ein, denn auch das Gründungskonzil der modernen katholischen Kirche (Tridentinum) hieß >Reformkonzil<. Es wurde übrigens mitsamt dem Wunsch einer Kalenderreform bereits 1545 begonnen, genau 1000 Jahre nach Cäsars Kalenderreform.

Teil 1

Wie unser Kalender entstand

Viele Menschen fragten sich, wie denn unser heutiger Kalender zustande kommen konnte, warum die Monate ungleich lang sind oder warum der Schalttag ausgerechnet der letzte Tag im Februar ist. Das sind Endformen einer langen Entwicklung, die in verschleierter Form die Katastrophen verrät. Was wirklich geschah, ist an den Unebenheiten der Kalendergestalt und den Daten der Feiertage immer noch ablesbar. Daraus ergeben sich weitreichende Schlußfolgerungen für die Erstellung einer neuen Chronologie.

Die Gregorianische Kalenderreform

Betrachten wir unseren Kalender, stellen wir fest, daß er keine Idealgestalt hat, sondern deutliche Verzerrungen zeigt, die geschichtliche Gründe haben müssen. Er ist verwachsen wie eine knorrige Eiche, nicht gestaltet wie eine gläserne Rose. Dennoch sieht man die ideale Form noch durchscheinen: Es wären zwölf Monate zu je dreißig Tagen zu erwarten, wobei die übrigbleibenden fünf oder sechs Tage am Jahresanfang oder -ende anzuhängen wären. Die Kardinaltage des Jahres, also Wintersonnenwende, Frühlingsanfang, Sommeranfang und Herbstbeginn, müßten auf den jeweils ersten Tag des entsprechenden Monats fallen, den 1. Januar, 1. April, 1. Juli und 1. Oktober, dann wäre alles in schönster Ordnung.

Einige Veränderungen kennen wir: Es heißt, daß Julius Cäsar die sechs freien Tage, an denen das Volk in Rom wilde Feste feierte (die Saturnarien); über das Jahr verteilte, um die Ausschweifungen zu unterbinden. Er hängte sie abwechselnd an die Monate an, also an März einen einundreißigsten Tag, an Mai ebenso, usw., womit der letzte Monat im Jahr - der Februar (Neujahr wurde am 1. März gefeiert) - einen Tag zu wenig bekam, außer im Schaltjahr. Später bekam der zum August umbenannte Monat zwecks Verehrung dieses Kaisers auch noch einen Tag dazu, den man dem Februar wegnehmen mußte, wodurch dieser nur noch 28 Tage hatte. Bei den auf August folgenden Monaten wurde der 31. Tag dann weitergeschoben. Und weil mit März das Jahr begann, heißt September der siebte, Oktober der achte, November der neunte und Dezember der zehnte Monat - alles erklärlich und bekannt.

Als nun Papst Gregor (XIII.) 1582 diesen >Julianischen< Kalender reformierte, hätte er doch alles wieder schön ordnen können, denn wer die Schaltregel ändert und sogar einen Sprung über zehn Tage vorschreiben kann, der hätte auch eine schönere Gestalt des Kalenders durchsetzen können. Er tat es nicht, im Gegenteil, er kehrte mit seiner Reform zu derjenigen Kalendergestalt zurück, die die Väter der Kirche beim >Nicänischen Konzil< vor Augen hatten, wie er in seiner Bulle ausdrücklich hervorhob.

Damit meinte er nicht die starre Schaltregel, die alle vier Jahre einen Tag einschiebt; sie war ungenau gewesen und mußte nebenbei auch noch korrigiert werden: In vierhundert Jahren sollten fortan je drei Schalttage ausfallen, um das tropische Jahr mit dem Kalender in Übereinstimmung zu bringen. So halten wir das heute. Vorher war rechnerisch gesehen alle 128 Jahre ein Tag zuviel geschaltet worden. Gregor änderte also den Kalender der Kirchenväter in dieser Hinsicht.

Mit seiner Rückkehr zum alten Kalender meinte Gregor, daß in Kirchenväterzeiten am 21. März Frühlingsanfang gewesen sei. Da nun zu Gregors Zeit dieser Kardinaltag auf den 11. März fiel, wie man in Bologna mittels eines genauen Schattenzeigers recht einfach nachgewiesen hatte, mußte der

Kalender zwecks Richtigstellung über zehn Tage springen. Der Vatikan machte den Sprung vom 4. auf den 15. Oktober 1582. Die anderen Kirchen und die Heiden zogen nicht gleich nach, denn sie sahen die Notwendigkeit nicht ein, die darin bestand, daß die Kirche einen zu ihrem liturgischen Geschehen passenden Kalender brauchte. Viele Länder holten den Sprung im 18. Jahrhundert nach, einige erst im 20. Jahrhundert, andere bis heute nicht.

Zum Verständnis dieses drastischen Schrittes muß zunächst gefragt werden: Wann war denn das Konzil von Nicäa? Die von der Kirche heute vorgegebene Jahreszahl 325 AD war seinerzeit, als Gregor den Kalender reformierte, noch nicht bekannt und konnte in der Bulle nicht genannt werden. Sie ergab sich aus seiner Reform als Zugabe (wie noch gezeigt wird). Wer der chronologiekritischen Forschung der letzten zehn Jahre gefolgt ist, wird unschwer sogleich erkennen, wo das Problem liegt: Das sagenhafte Konzil könnte eher ein Jahrtausend später bei 1325 oder danach anzusiedeln sein, wenn es sich nicht ganz in Rauch auflösen will. Mit Kammeier waren wir so weit gekommen, daß vor 1400 keine >römische< Kirche bestanden haben kann und daß vielleicht mit den Gründungskonzilien von Kostnitz (Konstanz) und Basel so etwas wie ein Nicänisches Konzil rückwirkend etabliert wurde.

Dabei fragt man sich sofort, weshalb man den 21. März für ein >geeignetes< Datum hielt oder warum dieses von den Kirchenvätern gewählt worden sein könnte. Es kann sich dabei lediglich um eine Tatsache handeln, die >damals< vorlag und deren Ursachen durch die Kalenderkommission und in der Bulle nicht erklärt wurden. Später wurde diese Verschiebung von zehn Tagen durch den Ablauf von 1260 Jahren erklärt (das ist die >Zugabe<), in denen durch die falsche Schaltregel - ein Tag Vorsprung in 128 Jahren macht in 1260 Jahren etwa zehn Tage - dieser Fehler aufgelaufen sei. Wenn wir das als unhistorisch ablehnen, dann bleibt nur der Schluß, daß >irgendwann< die Frühlingsgleiche tatsächlich um den 21. März herum lag. Das läßt weitere Schlüsse zu.

Folgen wir der Überlieferung: Erste Entwürfe zu einer Kalenderreform sollen (laut Ideler) schon auf dem Konzil zu Kostnitz gemacht worden sein, auf dem Basler Konzil seien sie schon konkreter geworden: Kardinal Nikolaus Cusanus habe vorgeschlagen, daß einige Tage (eine Woche oder mehr) ausgelassen werden sollten, um die frühere Situation wieder zu bekommen. Obwohl sich dieser Vorschlag nicht durchsetzte und keine Korrektur vorgenommen wurde, legte man im 15. Jahrhundert fest, an welchen Tagen die wichtigen astronomischen Daten der Sonnenwenden und Nachtgleichen stattfanden, indem man sie mit Tagesheiligen verband: Der 13. Dezember - damals Wintersonnenwende - ist bis heute der heiligen Lucia geweiht, der Lichtgöttin (Lux = >Licht<), und der gegenüberliegende Sommertag, der 13. Juni, ist durch einen sehr wichtigen Heiligen gekennzeichnet, den heiligen Antonius, der wie Wodan mit den beiden Raben dargestellt wird.

Der Gregorstag am 12. März als Schulanfang mit seinen heidnisch-karnevalistischen Bräuchen bezeichnet die Frühlingsgleiche. Ob Papst Gregor XIII., der die Kalenderreform endlich durchsetzte, seinen Papstnamen daher nahm, wäre höchstens in den Archiven des Vatikans zu finden. Der heilige Georg (das ist unbedingt derselbe wie Gregor) ist ein Drachentöter wie Michael und damit katastrophistisch aufzufassen.

Auch der Herbstanfang am 14. September ist markiert: Dieser Tag ist der Kreuzerhöhung geweiht.

Die vier Eck-Tage liegen acht bis neun Tage vor den heutigen Daten, müssen also etwa 100-150 Jahre vor Papst Gregor eingeführt worden sein, als der Unterschied zwischen dem Julianischen Kalender und den astronomischen Daten (aus oben erklärtem Grund) noch einen Tag geringer war als zu Gregors Zeit. Diese Heiligen wurden später einfach vom Julianischen Kalender ihrem Datum gemäß in den Gregorianischen übernommen, ohne daß dabei die kosmische Situation berücksichtigt worden wäre (siehe hierzu: *Abb. 1).*

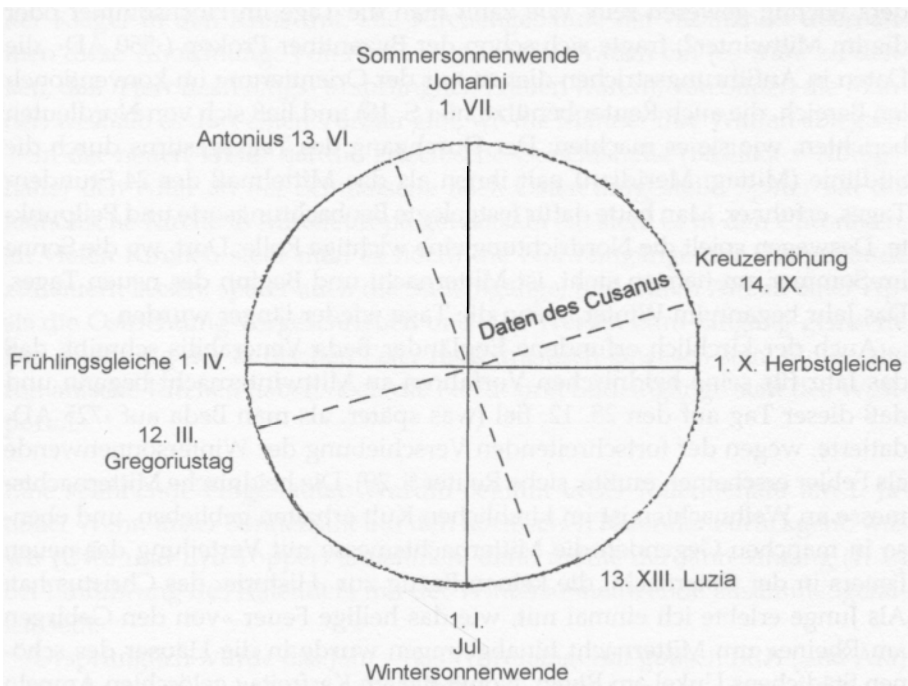


Abb. 1: Die Jahreseckpunkte im 15. Jahrhundert. Die Festtagsdaten des Cusanus liegen um etwa 17° versetzt. (Zeichnung Ilya Topper)

Die Kalendersituation war also damals schon verfahren, die Kardinaltage hatten sich längst von den symmetrischen Monatsanfängen entfernt. Wie war es dazu gekommen?

Zur Klärung möchten wir einmal die Kalenderentstehung betrachten, die uns Aufschlüsse über den Sinn des Kalenders geben kann.

Das heidnische Jahreskreuz

Im Sommer sieht der Nordeuropäer wenig vom Sternhimmel, nur einige sehr helle Sterne sind für kurze Stunden sichtbar. Entsprechend sind die nordischen Sternsagen arm und auf die Winterbilder bezogen, schreibt Otto S. Reuter. Außerdem erschweren die großen Abweichungen der Sonnenauf-- und -untergänge im Jahreslauf eine Bestimmung der Tageszeit. Nahe am Polarkreis ergeben sich sogar Ungenauigkeiten bei der Zählung der Tage. Gerade dort also wird die Erstellung eines genaugehenden Kalenders besonders wichtig gewesen sein. Wie zählt man die Tage im Hochsommer oder die im Mittwinter?, fragte sich schon der Byzantiner Prokop (>550 AD<, die Daten in Anführungsstrichen dienen nur der Orientierung im konventionellen Bereich, die auch Reuter benützt; hier S. 18) und ließ sich von Nordleuten berichten, wie sie es machten: Der Durchgang des Tagesgestirns durch die Südlinie (Mittag, Meridian) galt ihnen als das Mittelmaß des 24 Stunden-Tages, erfuhr er. Man hatte dafür festgelegte Beobachtungsorte und Peilpunkte. Deswegen spielt die Nordrichtung eine wichtige Rolle: Dort, wo die Sonne im Sommer am tiefsten steht, ist Mitternacht und Beginn des neuen Tages. Das Jahr begann im Winter, wenn die Tage wieder länger wurden.

Auch der kirchlich erfundene Engländer Beda Venerabilis schreibt, daß das Jahr für seine heidnischen Vorfahren an Mittwinternacht begann und daß dieser Tag auf den 25. 12. fiel (was später, als man Beda auf >725 AD< datierte, wegen der fortschreitenden Verschiebung der Wintersonnenwende als Fehler erscheinen mußte; siehe Reuter S. 29). Die heidnische Mitternachtsmesse an Weihnachten ist im kirchlichen Kult erhalten geblieben, und ebenso in manchen Gegenden die Mitternachtsmesse mit Verteilung des neuen Feuers in der Osternacht, die keinen Bezug zur >Historie< des Christus hat. Als Junge erlebte ich einmal mit, wie das heilige Feuer »von den Gebirgen am Rheine« um Mitternacht hinabgetragen wurde in die Häuser des schönen Städtchens Unkel am Rhein, womit die am Karfreitag gelöschten Ampeln des >ewigen Feuers< neu entzündet wurden. Und nicht zu vergessen die mitternächtlichen Johannisfeuer im Juni, die fast in ganz Europa entzündet werden, umkreist und manchmal auch übersprungen von singenden Paaren.

Halten wir fest: Der Tag begann im nordischen Kalender an Mitternacht und das Jahr an Mittwinternacht, denn den Leuten im Norden galt die Nordsüdrichtung (Meridian) als der Bezugsort aller Raum- und Zeitbegriffe.

Anders war es am Mittelmeer. Der Grieche Hipparch beklagte sich, daß bei ihm die Sonnenwenden so schwierig zu beobachten seien, weil die Sonne in den jeweils vierzig Tagen nahe den Wendepunkten kaum ihre Position verändere. Für die Griechen war daher der Aufgang der Sonne am Tag der Frühlingsnachtgleiche (= Schnittpunkt von Ekliptik und Äquator) die geeignete Orientierungslinie, an der sie ihren kultischen Raumbegriff festmachten. Abend und Morgen waren die Grenzlinien des Tages, denn sie blieben ja weitgehend gleich im gesamten Jahr. Statt des Jahreslaufes wurde der Tageslauf zum bestimmen Bild erhoben, statt der Geburt an Weihnachten das Aufstehen an Ostern.

Die genaue Ostlinie ist astronomisch allerdings nur als Senkrechte zur Nordsüdlinie zu ermitteln, die Abhängigkeit blieb bestehen.

Die Änderung der kalendarischen Ordnung hatte räumliche Auswirkungen. Nach der alten Weise betrat der germanische Gerichtsherr das Thing von Norden und saß an der nördlichen Seite; er schaute nach Süden, von wo der Kläger in den Kreis trat. Die Kirchengebäude der >Romanik< übernahmen diese Anordnung: Von Norden treten die Frauen ein (es wäre zu denken, daß >Herr des Things< ursprünglich Frauen waren), von Süden die Männer, weshalb es dort einen Vorbau gibt, wo die Männer ihre Waffen ablegten.

In der neuen Weise hat die griechische Gerichtshalle (Basilika = Königshalle) den Altar an der Schmalseite nach Osten aufgestellt. Später hat die katholische Kirche in Mitteleuropa gewaltsam (so steht es in den Chroniken, an vielen Kirchen sieht man es noch) die Nordeingänge der Kultgebäude zumauern lassen, später auch die Südeingänge, und durch Anbau einer Apsis die Ostrichtung vorgeschrieben und den Westen zum Eingang gemacht. Die Änderung der kultischen Feier muß drastisch gewesen sein. Einige alte romanische Kirchen haben noch die Nord- und Südeingänge statt des Westportals.

Eine spannende Frage lautet: Warum beginnt unser Kalenderjahr am 1. Januar? Wenn unser Sonnenjahr auf den nordischen Kalender zurückgeht, was wir (Uwe und Ilya Topper) annehmen, dann müßte der Jahresanfang (1. 1.) bei Einführung des Kalenders mit der Wintersonnenwende zusammengefallen sein.

Ursprünglich wurde das Jahr - das Wort hängt mit gotisch ERA (und Ära) = >Umlauf< zusammen - in zwei Hälften geteilt. Das kann man an vielen alten Felsgravuren in der ganzen Welt ablesen, wie Herman Wirth in seinen umfangreichen Büchern (übersichtlich zusammengefaßt in: Gert Meier 1991, S. 31 ff.) gezeigt hat. Das Jahr ist ein Kreis, der durch einen senkrechten Strich halbiert wird. An den Schnittpunkten oben und unten liegen die Sonnenwenden. Diese tragen sprechende Namen, die sich erstaunlicherweise überschneiden: Die Wintersonnenwende heißt Julfest; dasselbe Wort spiegelt sich

im Monatsnamen Juli. Entsprechend heißt der Wintermonat Januar, und der Name des dazugehörigen doppelköpfigen Kalendergottes Janus ist im Sommer wiederzufinden an Johanni. Heute sind die beiden Daten - Julfest und Johanni - um sieben Tage verschoben gegenüber dem eigentlichen Datum, dem Monatsersten. Der Monatsname gilt nämlich ursprünglich für den 1. Tag des Monats. Maifeiertag ist der 1. Mai; so benutzen auch heute noch die marokkanischen Imasiren (= Berber) den jeweiligen Monatsnamen für den 1. Tag des Monats, und der römische Gott Janus symbolisiert immer den 1. Januar. Keltisch wurden die Jahresfeste als Samhain am 1. November (Neujahr) und Bealteine am 1. Mai (sechs Monate danach) bezeichnet, bei uns: Allerheiligen und Walpurgisnacht. Auch im Lateinischen ist das so: *Kalendas* heißt jeweils der erste Tag des julianischen Monats, und dieses ist das einzige lateinische Wort, das mit K geschrieben wird, also zweifelsfrei ein Fremdwort. Es bedeutet >Herumwandern, sich im Kreise drehen<, weshalb die tanzenden Derwische (auf Persisch) >Kalender< genannt werden. Auch *Idus (=* Monatsmitte) dürfte nicht lateinischen Ursprungs sein, aber ob es mit deutsch (w)ieder zusammenhängt oder mit arabisch Id (= >Fest<), ist unsicher. Der Jahresanfang variierte in Italien beträchtlich, er wurde erst durch Gregor wieder auf den 1. 1. (Janustag) zurückverlegt.

In einer frühen Stufe, als die Sonnenwenden noch nicht um eine Woche aus dem Lot gekommen waren, wurde also das Julfest am Janus gefeiert und am (1.) Juli das Johanni-Fest. Wahrscheinlich gehen beide Wörter auf eine gemeinsame Wurzel zurück, drücken aber zwei verschiedene Ideen aus: Jan oder Johann bedeutet >Jahr< (lat. *Annus,* arab. *Sana),* Jul ist das Wort für die >Sonne<, Frau Holle, oder für den Sonnengott, im griechischen *Helios,* lateinisch *Sol.* Die Enthauptung des Täufers Johannes, die in der Ostkirche noch an Johanni gefeiert wird, ist eine sagenhafte Verklärung des geköpften Sonnengottes, denn von der Sonnenwende an werden die Tage wieder kürzer, die Sonne tritt ihren Gang ins Nachtreich an. Am entgegengesetzten Ende steht die Geburt des Heilands, das Julfest, Weihnachten; die Sonne erhebt ihr Haupt wieder.

Der vorhin beschriebene architektonische Wechsel der Kirchengebäude von der Nordsüdrichtung zur Ostwestachse entspricht einer Änderung der Liturgie, die im Kalender ihren Ausdruck fand. Aus dem zweigeteilten Jahreskreis der Nordleute wurde durch die Einführung der Ost-Westlinie der viergeteilte, das Jahreskreuz. Es ist in vielen Felsbildern ausgeführt und auffällig verbildlicht im irischen Hochkreuz, das noch einen Jahresring trägt. *(Abb. 2 a-c).* Der Tag der Herbstgleiche wurde zum Festtag der Kreuzaufrichtung, und symmetrisch gegenüber dazu wurde der Ost-Tag der Sonne, Ostern, zur Auferstehungsfeier vom Kreuzestod. Darum ist die Bestimmung der Frühlingsgleiche für die Wahl des Ostertages der Kirche so wichtig geworden. Die ursprünglichen Jahreseckpunkte dagegen, die Sonnenwenden, also Johanni und Jul (Weihnachten), wurden auf den zweiten Rang verschoben.

Abb. 2a



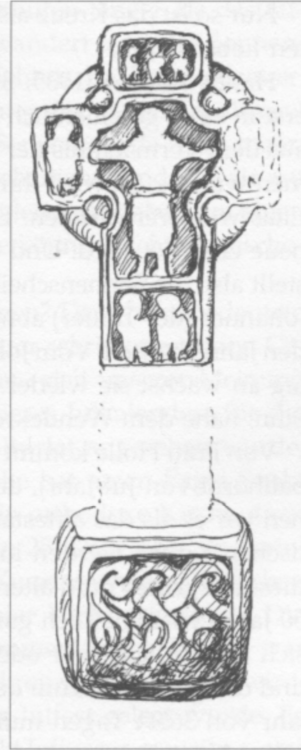


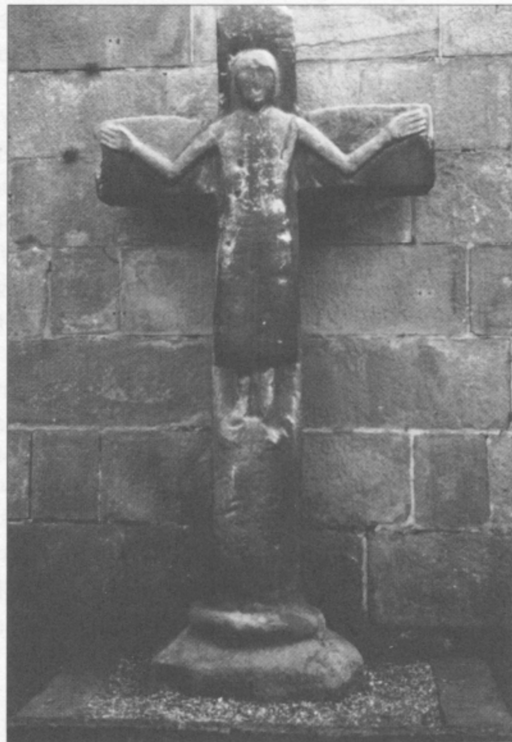
Abb. 2c

Abb. 2a: Die Sonne im Mittelpunkt des Hochkreuzes von Killfenora (Irland) als Ausdruck des Jahreslaufs. (Foto U. Topper)

Abb. 2b: Der »Herrgott von Bentheim«, ein Mann im Mantel mit den Armen in W—Form steht vor einem Kreuz, das den Weltraum bedeutet. (Foto U. Topper)

Abb. 2c: Hochkreuz in Irland, leicht beschädigt und zeichnerisch ergänzt. Der Mann im Mantel ist nicht gekreuzigt, sondern streckt seine Arme in die Weltgegenden aus. (Zeichn. U. Topper)

Abb. 2b



Nur so ist das Kreuz als Sinnbild zu erklären, sagt Wirth in seinem gesamten Lebenswerk.

Hanns Fischer (1935, S. 23) sagt, »daß das Kreuz ein Ursinnbild ist, das erst in einer geschichtlich ganz kurz zurückliegenden Zeit vom Christentum aus dem Vermächtnis der nordischen Urreligion in das Bekenntnis übernommen wurde«. So wird ihm auch verständlich, warum die Juden damals den Elias wiedererwarteten: Er ist ja Helios, Jul, die Sonne, die jeden Tag aufs neue erwartet wird. Und darum hat die Aureole des Jesus das Jahreskreuz, stellt also die Sonnenscheibe dar. Er ist der Gott, der wachsen wird, während Johannes (der Täufer) abnehmen muß (Joh. 3,30). Sie sind Sinnbilder der beiden Jahreshälften: Vom Johanni-Tag an nimmt die Tageslänge ab, vom Christtag an wächst sie wieder. Solche Zusammenhänge machen nur im Norden Sinn; nahe dem Wendekreis, schon in Palästina, sind sie unverständlich.

Von Frau Holle kommt wohl auch der Name Halljahr (auch Jubeljahr, verballhornt von Jul-Jahr), das alle fünfzig Jahre gefeiert wird. Literarisch kennen wir es als das alttestamentliche Jahr des Schuldenerlasses; in der katholischen Kirche werden in diesem Jahr alle Sünden erlassen. Die Herkunft dieses Begriffes muß älter sein (schon weil ein wirklicher Schuldenerlaß alle 50 Jahre wirtschaftlich gar nicht vorstellbar ist). Wahrscheinlich handelte es sich um ein Hell-Jahr oder Helios-Jahr, an dem der Sonnenstand gemessen und das genaue Datum des Julfestes überprüft wurden. Bei einem Kalenderjahr von $365^{1}/4$ Tagen mußte man nur alle hundert Jahre (genauer: alle 128 Jahre) einen Tag korrigieren, nämlich einen Schalttag ausfallen lassen. Wenn jedoch die tatsächliche Jahreslänge schwankte oder nicht genau bekannt war, mußte man immer wieder die Sonnenwenden durch Beobachtung ermitteln und den Jahresanfang jeweils neu festlegen.

Wahrscheinlich war das der ursprüngliche Sinn der Johannisfeuer, die noch heute von Schweden über Deutschland bis Spanien entzündet werden: Durch das weithin sichtbare Feuer konnte damals von Dorf zu Dorf über einen ganzen Kontinent hinweg das genaue Datum der Sonnenwende bekanntgegeben werden, wobei sich der Kalender >für alle Welt< gleichschaltete. Das Isländische Althing fand am 24. Juni (Johann) statt, zu seinen Aufgaben gehörte die jährliche Aussage über den Kalender und den nächsten Schalttag.

Der Jahresanfang, 1. Januar, markierte also ursprünglich die Wintersonnenwende. Meine frühere Annahme (1977, S. 104), daß damit der Punkt des Perihel (Sonnennähe, größte sichtbare Sonnenscheibe) bezeichnet worden wäre, hat sich als falsch erwiesen, da sich das Perihel gegenüber dem tropischen Jahr verschiebt:

In unseren Kalendern gibt es zwei Daten für Wintersonnenwende: kultisch am 25. Dezember (als Julfest) und astronomisch am 22. Dezember. Was hat diese Staffelung verursacht? Verschiebt sich das Solstitium?

Im Julianischen Kalender ist das Jahr um 11 Minuten länger als das tatsächliche Sonnenjahr (tropisches Jahr), dadurch wandert dort die Sonnenwende rückwärts. Der Unterschied beträgt in 400 Jahren drei Tage, genauer: in 128 Jahren einen ganzen Tag. Seit der Einführung der neuen Schaltregel im Gregorianischen Kalender verschiebt sich die Sonnenwende nicht mehr, sie bleibt jetzt am 22. Dezember (außer durch das Schaltjahr, wodurch sie auf den 21. Dezember fällt). Die Ungenauigkeit aller Kalenderangaben um einen Tag ergibt sich aus dem Schalttag, denn halbe Tage können nicht eingeschoben werden.

Was gab dem Julianischen Kalender seinen Namen? Der Name bedeutete vielleicht Julkalender, einfach Sonnenkalender. Später schrieb man dann Cäsar (traditionell »45 v. Chr.«; der Vorgang ereignete sich unserer Meinung nach vor siebenhundert Jahren) die Einführung dieses Julkalenders für die römische Verwaltung zu, was als seine große Kulturtat angesehen wurde, verbunden mit seinem Zunamen Julius. Die Kirche hat einen Papst Sankt Julius I. erfunden, der »ab 337 regierte . . . und die orthodoxe Kirche dazu brachte, das Weihnachtsfest vom 6. Januar auf den 25. Dezember zu verlegen« *(Meyers Lexikon,* 4. Aufl.). Der konstruierte Zusammenhang zwischen dem Namen Julius und dem Sonnwendfest ist hier leicht erkennbar. Die Heilige Julia wurde nicht in diesen Kalenderzusammenhang gebracht, war aber als wichtigste katholische Heilige, die als gekreuzigt dargestellt wird, ein Gegenstück zu Jesus, dessen Geburt ja auf das Julfest gelegt wurde. Es sind fast ein Dutzend Tage den verschiedensten Sankt Juliussen geweiht, unter anderem der 1. Juli.

Seit dem Konzil von Basel »1439« ist der 25. März (ein >Frühlingsbeginn<, im Mittelalter häufig auch Jahresanfang) zum Fest »Jesu Empfängnis« bzw. »Mariä Verkündigung« geworden. Der mythische Julius Cäsar dagegen wird genau am Ostertag betrauert worden sein, die Ermordung des Weltherrschers an den Iden des März (15. 3.) entspräche einem Sprung über zehn Tage.

Ursprünglich muß der Frühlingsbeginn -- entsprechend zum Sonnwendtag am 1. Januar - am 1. April *(a-pril* = >Frühling<) gefeiert worden sein, woran noch der traditionelle Beginn des Steuerjahres in Deutschland, der Tag der Lehrlingseinstellung und der beliebten Aprilscherze erinnert. In Frankreich nennt man das >*poisson d'avril*< (Aprilfisch), vermutlich weil früher das Sternbild der Fische an diesem Tag vom Sternbild Widder abgelöst wurde; bis 1564 war der 1. April in Frankreich der Neujahrstag (Schmidt, Ph., S. 27).

Ausdrücke wie *ursprünglich* und *früher* sind ungenaue Angaben, es stellt sich die Frage: Zu welchem Zeitpunkt fiel der 1. April auf die Frühlingsgleiche und der 1. Januar auf die Wintersonnenwende?

Im Julianischen Kalender wäre (wegen der oben beschriebenen Verschiebung durch die Ungenauigkeit der Jahreslänge) die Sonnenwende im 15. Jahrhundert auf den 23. 12., im 14. Jahrhundert auf den 24. und im 13. Jahrhun-

dert auf den 25. 12. gefallen. Das heißt, im 13. Jahrhundert stimmte das Weihnachtsfest am 25. 12 mit der Wintersonnenwende überein (bei den Römern >*Sol invictus*< genannt, >die unbesiegbare Sonne<). Das würde bedeuten, daß im 13. Jahrhundert dieses Datum letztmals weithin bekanntgegeben wurde und sich mindestens in Nordeuropa durchsetzte, danach aber nicht wieder verändert wurde. Der Abstand von diesem fixierten Sonnwendfest zum 1. Januar beträgt sieben Tage.

Des Rätsels Lösung: Präzessionssprünge

In unserem neuen Geschichtsmodell gibt es in der überschaubaren Vergangenheit mehrere kosmische Katastrophen, durch die - abgesehen von den Verwüstungen und klimatischen Veränderungen - eine Verschiebung der Sonnwenddaten erfolgen konnte. Andere Maße der Erdbewegung änderten sich dabei nicht erheblich, die Schrägneigung der Achse (um 23°) zur Bahnebene blieb erhalten, auch die Umlaufgeschwindigkeit blieb ungefähr die gleiche oder spielte sich nach kurzer Zeit der Schwankung wieder auf das gleiche Maß ein.

Die Erde dreht sich - von oberhalb des Nordpols aus betrachtet - um sich selbst linksherum und auf der Bahn um die Sonne ebenfalls linksherum. Dagegen gibt es eine Taumelbewegung der Achse, die Präzessionsbewegung, die rechtsherum läuft, rückwärts (daher der Name >Präzession<: Voranschreiten der Sonne vor dem Sternhintergrund, also dessen Rückwärtslauf). Nichts im Weltall ist stetig oder ununterbrochen, es können Sprünge vorkommen, wie Planck sagte. Wir nehmen folgende Möglichkeit an: Bei einem kosmisch ausgelösten Rück springt die Achse in der gleichen Richtung (rückwärts) um einen bestimmten Betrag, so daß die Sonnenwende um eine entsprechende Anzahl Tage eher stattfindet *(Abb. 3: Modellbild eines Präzessionssprungs).*

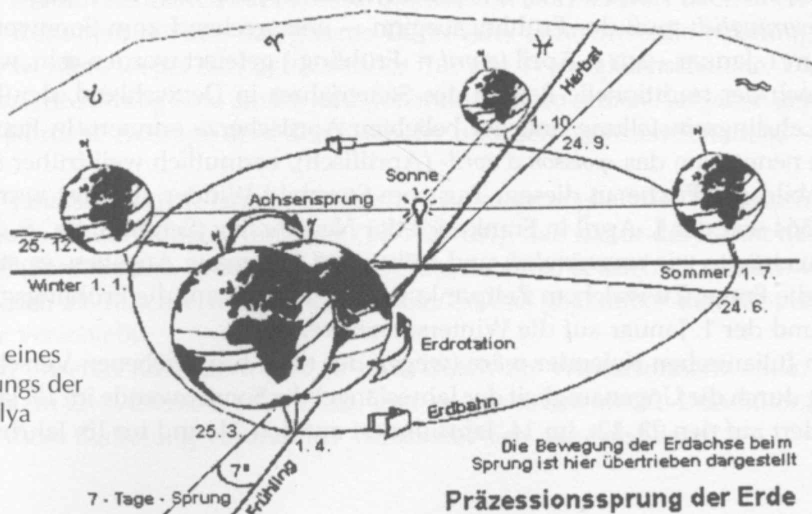


Abb. 3: Modell eines Präzessionssprungs der Erde. (Zeichn. Ilya Topper)

Dieses Ereignis, das in der Erdgeschichte mehrmals vorgekommen sein dürfte, widerspricht der Vorstellung der Anhänger der Lyellschen Theorie, die sich die Präzession als allezeit regelmäßig fortschreitende Konstante dachten (ein Umlauf in rund 26 000 Jahren). In unserer Katastrophenvorstellung vollzieht sich die Präzessionsbewegung nicht nur zeitweise ordnungsgemäß im Sinne des Kreisels, sondern manchmal, nämlich bei einer kosmischen Katastrophe, auch ruckartig. Darum ist die Präzession zur Datierung früherer Zeitalter nicht geeignet, ausgenommen, wenn der Sprung zweifelsfrei überliefert ist oder an kulturellen Zeugnissen (Sterntafeln, Himmelsbildern, Kalendern) abgelesen werden kann und in die Rechnung einbezogen wird. Die Ursache des Achsensprungs soll hier nicht besprochen werden, es erforderte ein weiteres Buch. Die Vorstellungen von Kometen oder Meteoren als Verursachern, die häufig in diesem Zusammenhang schon in der Renaissance genannt wurden, haben eine gewisse Berechtigung, sogar Planetenbegegnungen (Velikovsky) wurden vorgeschlagen. Meine Meinung (an Zöllner geschult) lautet: Es ist unsere Sonne, die diesen elektromagnetisch übertragenen Sprung der Erde bewirkt, und zwar stets in derselben Richtung wie die Präzession.

Der Tag (oder die Nacht) des Ereignisses müßte um eine merkliche Zeitspanne länger gewesen sein, wie es in berberisch-sufischer Überlieferung (Topper 1995) wie auch im Rolandslied (Topper 2001, S. 178) vorkommt und ebenso in einem Zitat aus dem unbekannten »Buch des Frommen«, das in den Josuabericht (10, 13) im *Alten Testament* eingefügt ist (Chr. Marx, passim).

Das Ausmaß des Sprungs im Verhältnis zum Kalender wird man nach dem Ereignis bald festgestellt haben, einerseits an den verschobenen Jahreseckpunkten, andererseits bei genauer Sternbeobachtung am verschobenen Tierkreiszeichen. Die Bestimmung des Frühlingspunktes (Schnittpunkt von Ekliptik und Äquator) geht so vor sich: Im rechten Winkel zur Südrichtung liegt Osten; wenn die Sonne dort aufgeht, ist Frühlingsanfang. Oder wenn man keinen ebenen Horizont hat, mißt man den Sonnenhöchststand (durch Schattenmessung); wenn der Winkel gleich Phi (geograph. Breite des Ortes) ist, haben wir Frühlingsanfang. Das konnte jeder Kelte. Schwieriger ist die Feststellung des Tierkreiszeichens, sie erfolgt über den um ein halbes Jahr versetzten Nachthimmel und erfordert mathematisches Denken.

Die Sprünge der Erdbewegung, die mit den kosmischen Katastrophen eine Zeitlang auftraten, und die Schwankungen danach gaben schon in frühester Zeit Anlaß zu Beunruhigung und zwangen die Verantwortlichen, den Himmel genau zu beobachten, weshalb ein ausgefeiltes astronomisches Wissen entwickelt und ein genauer Kalender aufgestellt wurden, wenn man aus wirtschaftlichen Gründen auf den jahreszeitlichen Zusammenhang nicht verzichten konnte (zum Mondkalender siehe unten). Wenn wir dem Julianischen Kalender einen Benützungszeitraum von rund 700 Jahren mindestens zuge-

stehen, dann; dürfte damit auch klargestellt sein, daß sich trotz aller Schwankungen (die zu Cusanus' Zeit noch beachtlich gewesen sein müssen) doch auf lange Sicht die etwa gleiche Jahreslänge immer wieder stabilisierte, wie sie dem heutigen Maß entspricht. Mit dieser Feststellung, die jener von den Astronomen allgemein angenommenen Voraussetzung von der Stabilität gleichläuft, können wir bis zur vermuteten Einführung des Julianischen Kalenders zurückrechnen. Eine durchgehende Jahreszählung im Geltungsbereich des Julianischen Kalenders scheint vor 1500 nicht stattgefunden zu haben, fast alle nachprüfbaren Datierungsweisen zeigten sich als nachträglich errechnete Zahlenwerte (dies schrieben schon Ideler und Ginzel, mit denen man bis etwa 1450 zurückgehen mochte). Daran ändern auch nichts die Berichte von den Säkularfeiern der Römer (die alle 110 Jahre abgehalten wurden; siehe: Altheim, Bd. 3, 5.131) oder gar von der Jahrtausendfeier der Ewigen Stadt (248 AD =1000 aUC<) unter Kaiser Philippus Arabs (ebendort, S. 134), denn sie haben, allesamt nur literarischen Charakter; ihre zeitliche Einordnung bleibt ungewiß.

Dagegen möchten wir die >Jahrtausendwende< des Joachim von Fiore (>ERA 1001 = 1260 AD<, Topper 1999, S. 144) als Bezeugung eines kosmischen Ereignisses ansehen und mit dem vorletzten katastrophischen Umsturz, einer Präzessionsverschiebung der Erde, gleichsetzen, wobei ein Abstand von siebeneinhalb Jahrhunderten vor heute möglich sein kann *(Abb. 4: Kalendersprünge der letzten 750 Jahre).*

Mit dem Jahrtausendwahn ging allezeit auch eine Siebener-Zählung einher, wie im orientalischen Schöpfungsbericht vorgegeben und in mystischen Schriften des Hochmittelalters weitergeführt (Topper 1998, S. 138): die Schöpfungswoche als Maßstab für den Bestand der Welt. Sieben Tage gleich sieben Jahrtausende soll die Welt erhalten bleiben, glaubten die Monotheisten. Die Verbindung der Woche mit der Katastrophe ist uns Hinweis darauf, daß die Einführung dieses Zeitmaßes mit einem kosmischen Ereignis zusammenhängt. Die Scholastiker haben ihren Anteil an diesen Spekulationen (Topper 2003a, S. 126), und die strenge Sabbatruhe der jüdischen Religion ebenfalls. Saturn gilt als der Schuldige; ihm zuliebe darf man keine gefahrbringende Handlung ausführen, wie etwa Licht anzünden, denn er könnte sich grausamst rächen. Der lateinische Gott Saturn wird übrigens mit dem griechischen Kronos (auch Chronos) gleichgesetzt und als Sinnbild der Zeit verstanden. Der Samstag (engl. *Saturday)* ist der letzte der sieben Tage, erst am Sonntag werden öffentliche kultische Feiern möglich; um Saturn nicht zu nennen, trägt der Samstag im Deutschen auch den schamhaften Namen >Sonnabend<. Die Woche beginnt nicht etwa mit dem Montag, sondern mit dem Sonntag, wie man noch heute im Portugiesischen oder Arabischen ablesen kann, wo der Montag einfach >Zweiter< heißt, der Dienstag >Dritter< usw. Auch der deutsche Mittwoch steht nur dann mitten in der Woche, wenn diese mit dem Sonntag beginnt.

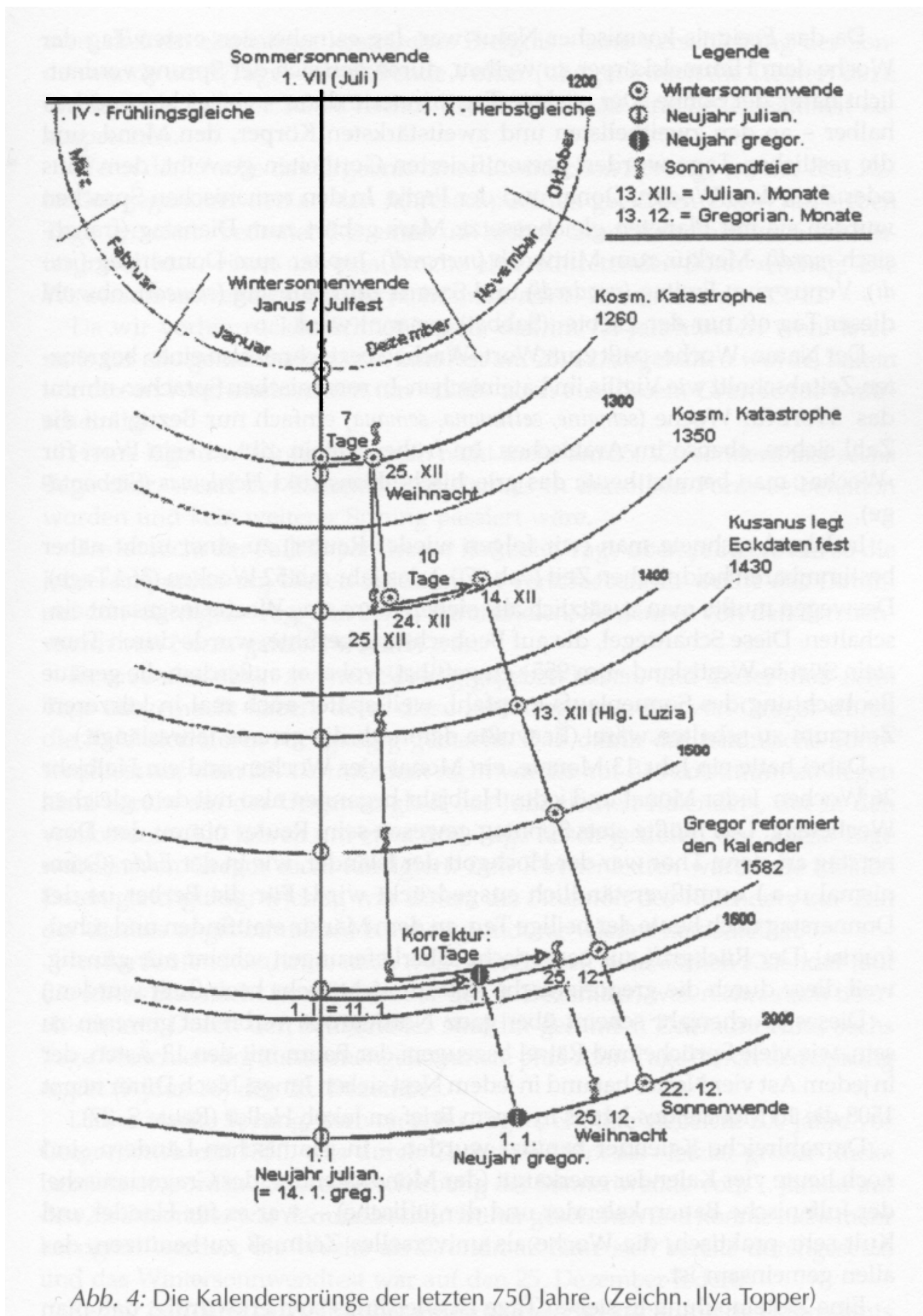


Abb. 4: Die Kalendersprünge der letzten 750 Jahre. (Zeichn. Ilya Topper)

Da das Ereignis kosmischer Natur war, lag es nahe, den ersten Tag der Woche dem Himmelskörper zu weihen, durch den sich der Sprung verdeutlicht hatte: der Sonne. Der nächste Tag erinnerte dann - vielleicht vorsichtshalber - an den zweithellsten und zweitstärksten Körper, den Mond, und die restlichen Tage wurden personifizierten Gottheiten geweiht, dem Tius oder Zies, dem Wodan, Donar und der Freija. In den romanischen Sprachen wurden sie mit Planeten gleichgesetzt: Mars gehört zum Dienstag (französisch *mardi),* Merkur zum Mittwoch *(mercredi),* Jupiter zum Donnerstag *(jeudi),* Venus zum Freitag *(vendredi)* und Saturn zum Samstag *(samedi),* obwohl dieser Tag oft nur der >Siebte< (Sabbat) genannt wird.

Der Name >Woche< paßt zum Wort >Wache<, bezeichnet also einen begrenzten Zeitabschnitt wie Vigilia im Lateinischen. In romanischen Sprachen nimmt das Wort für Woche *(semaine, settimana, semana)* einfach nur Bezug auf die Zahl sieben, ebenso im Arabischen. Im frühen Latein gibt es kein Wort für >Woche<, man benutzt heute das griechische Konstrukt *Hebdomas* (Siebentage).

In Island rechnete man (wir folgen wieder Reuter) zu einer nicht näher bestimmbaren heidnischen Zeit (»ab 870«) das Jahr mit 52 Wochen (364 Tage). Deswegen mußte man zusätzlich alle sieben Jahre eine Woche insgesamt einschalten. Diese Schaltregel, die auf Beobachtung beruhte, wurde durch Thorstein Sürt in Westisland »um 955« eingeführt, wobei er außerdem die genaue Beobachtung des Sonnenlaufs empfahl, weil später auch mal in kürzerem Zeitraum zu schalten wäre. (Er wußte demnach die genaue Jahreslänge.)

Dabei hatte ein Jahr 13 Monate, ein Monat vier Wochen und ein Halbjahr 26 Wochen. Jeder Monat und jedes Halbjahr begannen also mit dem gleichen Wochentag. Das müßte stets Sonntag gewesen sein. Reuter nimmt den Donnerstag an, denn Thor war der Hochgott der Isländer, wie in der *Edda* (Grimnismal u. a.) unmißverständlich ausgedrückt wird. Für die Berber ist der Donnerstag noch heute der heilige Tag, an dem Märkte stattfinden und schulfrei ist. (Der Rückgriff auf berberische Überlieferungen scheint mir günstig, weil diese durch die gregorianische Reform nicht mehr beeinflußt wurden.)

Dieses Wochenjahr scheint über ganz Nordeuropa verbreitet gewesen zu sein, wie viele Sprüche und Rätsel bezeugen: der Baum mit den 13 Ästen, der in jedem Ast vier Nester hat und in jedem Nest sieben Junge. Noch Dürer nennt 1508 die 13 Monate des Jahres in einem Brief an Jakob Heller (Reute S. 27).

Da zahlreiche Kalender benützt wurden - in islamischen Ländern sind noch heute vier Kalender anerkannt (der Mondkalender, der Gregorianische, der Julianische Bauernkalender und der jüdische) -, war es für Handel und Kult sehr praktisch, die Woche als universelles Zeitmaß zu benützen, das allen gemeinsam ist.

Eine Zeiteinteilung in sieben Tage ist allerdings so merkwürdig, daß man sie mit herkömmlichen Ideen nicht erklären kann. Am ehesten ist anzuneh-

men, daß ein einmaliges kosmisches Ereignis - eine Verschiebung der Sonnenwende um 7 Tage - überlebende Völker (übrigens auch die Tibeter) dazu brachte, aus heiliger Scheu heraus diesem Zeitmaß eine Bedeutsamkeit zuzusprechen.

Wenn die Woche das Ergebnis eines kosmischen Sprungs ist, der den Kalender gegenüber den an den Jahreseckpunkten geeichten Daten um sieben Tage verschob, bedeutet das einen um sieben Grad verschobenen Sternhintergrund bzw. einen um eine Woche eher eintretenden Sonnwendtag. Die Wintersonnenwende lag dann nicht mehr am 1. 1., sondern am 25. 12.

Da wir vorhin rückberechnet hatten, daß im 13. Jahrhundert wohl letztmals für alle gemeinsam das Winterfest am 25. 12. abgehalten wurde, halten wir diesen Wocheneinschnitt um »1260« auch aus diesem Grunde für wahrscheinlich.

Heute läge das Wintersolstitium nicht mehr am 25. 12., sondern fast sechs Tage eher, wenn der Kalender seit damals in derselben Form beibehalten worden und kein weiterer Sprung passiert wäre.

Das ist nicht der Fall: Papst Gregor ließ zehn Tage überspringen, um so die Jahreseckpunkte um diesen Zeitraum zu verschieben. Er wollte das Datum auf den >richtigen< Tag, den 21. 3., zurückholen, an dem es von den Kirchenvätern von Nicäa gefeiert worden war.

Es muß also einen zweiten Sprung gegeben haben, und dieser muß zehn Tage ausgemacht haben, denn diese zehn Tage wurden von Gregor durch die Kalenderreform rückgängig gemacht. Daß damit das heidnische Sonnwendfest auf dem 25. 12. trotzdem nicht wieder auf das Solstitium zu liegen kam, beruht auf der Ungenauigkeit des Julianischen Kalenders, der in den verflossenen 300 Jahren um etwa drei Tage falsch gelaufen war. Diese Tage wurden von Gregor nicht korrigiert. Den Kirchenleuten waren die idealen Daten gleichgültig; wichtig war ihnen, die Situation des Kalenders zur Zeit der damals angenommenen Kirchengründung wieder herzustellen,

Im fortlaufenden (heute noch weitverbreiteten) Julianischen Kalender fällt die Mittwinternacht inzwischen auf den 9. Dezember, was rechnerisch übereinstimmt: Durch den Schaltfehler sind im gesamten Zeitraum rund sechs Tage Verschiebung zusammengekommen, plus zehn Tage durch den Sprung ergibt (9 plus 16) den 25. Dezember.

Dieser zweite Sprung, der von zehn Tagen, erfolgte vielleicht 200 Jahre vor Gregor, etwa um 1350, was durch Christoph Marx als »letzter großer Ruck« bezeichnet worden ist. Die Verschiebung der Sonnenwende vom 1. Januar auf den 25. Dezember war demnach schon früher geschehen und konnte nicht mehr korrigiert werden; die Woche als Grundmaß hatte sich bereits durchgesetzt, und das Wintersonnwendfest war auf den 25. Dezember fixiert.

Reuter berichtet (S. 20 ff.) über eine konkrete Beobachtung des Jahreslaufs auf Island: Oddi Helgason war ein Sternbeobachter, der auf einem Gehöft

auf einer Insel in Nordisland (66°10') im »Ausgang des 10. Jahrhundert« lebte, was leider nur in einer kirchlichen (also lateinischen) Überlieferung des »12. Jahrhunderts« vorliegt. (Die Rückverlegung ins »späte 10. Jahrhundert« war nötig, sonst wäre Oddi kein Heide mehr gewesen, denn »im Jahre 1000 nahm Island das Christentum an«.)

Dieser Text ist in drei Teilen erhalten, von denen Reuter hier nur den zweiten und dritten bespricht. Der erste Teil »setzt die neue kirchliche Zeitrechnung von 365^{1}/4 Tagen in Beziehung zum isländisch-norwegischen Jahre und erläutert, wie sich die wirklichen, dem Norden geläufigen und auch von Oddi richtig beobachteten wahren Jahrpunkte (Wenden und Gleichen) in dem neuen, julianischen Schaltkreis von vier Jahren verschieben. Die Erörterung ist scharfsinnig und richtig gedacht. Die Frage ist ohne fremdes Vorbild gestellt, weil sie nur im Zusammenprall dieser beiden Zeitrechnungen entstehen konnte und Sinn hatte«.

Reuter hat es erfaßt: Die Frage ist nachträglich künstlich erörtert. Oddi beobachtete die Jahrespunkte, die Kirche bestimmte sie mathematisch. Mehr sagt er leider nicht zu diesem Punkt; wichtig wäre, die Quelle zu finden.

Für den Präzessionssprung spricht eine weitere Überlegung: In der Bulle zur Kalenderreform von Gregor XIII. steht nicht, daß der Kalender durch eine falsche Schaltregel aus dem Lot gekommen wäre. Es wird überhaupt keine Ursache für den Zehntage-Abstand angegeben.

Der Julianische Kalender (berichten Chronologen wie Ginzel) war gleich nach seiner Einführung durch Cäsar (»45 v.Ztr.«) falsch gelaufen und hatte schon nach 36 Jahren einen Fehler von drei Tagen angehäuft, weil man alle drei Jahre einen Schalttag einschob, also in 36 Jahren zwölfmal (statt neunmal) geschaltet hatte. Als Kaiser Augustus das im Jahre »9 v.Ztr.« erkannte, stellte er die Situation wieder richtig durch Wegfall der nächsten drei Schalttage, hatte also im Jahr »4 u.Ztr.« wieder die ursprüngliche Situation erreicht und konnte das nächstmal korrekt schälten, alle vier Jahre einen Tag.

So einfach ist es, eine Kalendersituation wieder zurechtzurücken, die durch eine falsche oder ungenaue Schaltregel entstanden war!

Hätte nicht Gregor ähnlich vorgehen können, nämlich für die nächsten vierzig Jahre den Schalttag ausfallen lassen? Dann wäre das Kirchenjahr ohne Bruch weitergelaufen und doch die gewünschte nicänische Situation bald erreicht worden. Das hätten sicher viele Länder klaglos mitgemacht.

Wenn Gregor das nicht tat, dann vielleicht deswegen, weil er wußte, daß die >falsche< Situation nicht durch eine ungenaue Schaltregel verursacht war, sondern durch einen Sprung, und dann mußte sie folgerichtig durch einen entsprechenden Sprung richtiggestellt werden.

Bleibt die Frage, warum er den Sprung vom 4. Oktober auf den 15. Oktober wählte. Am Jahresende wäre es doch einfacher gewesen, zehn Tage ab-

zuschneiden! Liegt da noch echte Überlieferung zugrunde, wann der damalige Katastrophensprung stattgefunden hatte? Damit muß man dem Papst keine übermäßige Wahrheitsliebe unterstellen, kann aber vermuten, daß die internationale Kalenderkommission, die für die Neuregelung verantwortlich war, eine Menge herausgefunden hatte.

Bietet der Mondkalender einen Vorteil?

Nach einer Katastrophe war der Sonnenkalender dermaßen aus dem Lot gekommen, daß er seine Funktion nicht mehr erfüllte. Überlebende Völker in südlichen Breiten, in denen der Sonnenstand ohnehin nicht die gleiche Bedeutung hatte wie im Norden, einigten sich darauf, provisorisch den Mondumlauf zur Grundlage des Kalenders zu machen. Das Datum war nun leicht zu beobachten, hatte aber den Nachteil, daß es gegenüber den Jahreszeiten jährlich um elfeinhalb Tage wanderte. Das mußte man durch einen Schaltmonat ausgleichen, der alle zwei oder drei Jahre eingefügt wurde, so wie es noch heute beim persischen und jüdischen Kalender der Fall ist.

Auch der arabische Mondkalender war früher so angelegt, und dem Schaltmonat kam eine religiöse Bedeutung zu. Der Überlieferung gemäß wollte der Prophet Mohammed diese Riten ausschalten und ließ daher den ganzen Schaltmonat, fallen, worauf auch ein *Koran-Vers* hinweist: »Zwölf Monate hat Gott angeordnet, und vier davon sind heilig«, was bewußt einen Schaltmonat ausschließt. Dadurch fing das arabische Kalenderjahr an, sich zu verschieben, und so kommt es, daß heute der Fastenmonat Ramadan durch alle Jahreszeiten wandert, während er früher dem September entsprach, wobei das Fasten tagsüber wegen der großen Hitze und des Wassermangels eine kluge Sparmaßnahme war, eine Art Sommerschlaf. Wie einige Monatsnamen anzeigen, entsprach in diesem vorislamischen Kalender der erste Monat, Muharram (>der Geheiligte<), dem Januar, die beiden Monate Rabi I und Rabi II (>Frühling I und Frühling II<) dem März und April, und der letzte, Dhul Hidscha (>der der Pilgerfahrt<) dem Dezember, woraus wir ablesen möchten, daß die Julversammlung früher auch in südlichen Breiten abgehalten wurde.

Mit einigen andalusischen Münzen hatten wir schon nahegelegt (Ilya Topper 1998; Uwe Topper 1999, S. 149), daß in der islamischen Geschichtsschreibung des 1. Jahrhunderts der Hedschra noch nach Sonnenjahren gerechnet wurde. Aus zahlreichen *Hadithen* (etwa von Aischa, siehe: Stieglecker, S. 422, Abschn. 760, der Ibn Sa'd zitiert) kann man schließen, daß Jahresangaben zum Lebensalter der Personen sich nur auf Sonnenjahre beziehen lassen. Der Mondkalender wurde demnach später eingeführt.

Wichtig ist der Mondkalender in unserem Zusammenhang nur für einen Punkt: die Festlegung des kirchlichen Osterfestes, das nach der Kirchenbil-

dung nicht mehr am Tag der Frühlingsgleiche gefeiert werden sollte, sondern naheliegend dem jüdischen Passah nach dem Vollmond danach (am darauffolgenden Sonntag), und dadurch beweglich wurde. Diese Regelung bestand schon vor der gregorianischen Reform, sie wurde durch den Papst verewigt.

Die Epaktenrechnung der Kirche, die den Osterzyklus bestimmt und damit eine Abhängigkeit des Mondjahres vom Sonnenjahr schafft, verlief im Norden nach einer einfacheren Regel, nämlich im Achtjahreszyklus: Nach 99 Mondumläufen, in deren Zeitraum drei Jahre je dreizehn Vollmonde und die übrigen fünf Jahre nur zwölf Monde hatten, fiel der Vollmond wieder, auf den Jahresanfang. Die Ungenauigkeit von anderthalb Tagen wurde durch Beobachtung ausgegrenzt, der genaue Tag des Festes beim Thing alljährlich verkündet. Auf den achtjährigen Rhythmus gingen auch die griechischen Kultspiele zurück, die später statt nach acht Jahren schon nach der halben Zeit, nach 50 Mondumläufen, abgehalten wurden (Olympiaden). Den Griechen ging es nämlich nicht um den Vollmond, sie hatten diese Regel nur übernommen. Im Norden war der Mond sehr wichtig, doch frönte man keinem Mondkult. Es war reine Notwendigkeit (schreibt Reuter, S. 34), den Vollmond vorherbestimmen zu können, weil man in den dunklen Monaten für die Opfer zum Julfest und zum Disenfest (einen Monat später) das Vollmondlicht brauchte, wie überhaupt die Aufstellung eines genaugehenden Kalenders im Norden rein praktische Gründe hatte, und zwar weniger für den Ackerbau als vielmehr für den Fischfang: Die Schwärme halten genaue Durchzugszeiten ein, und wenn man sie versäumt, verhungert man. Wegen der bei bedecktem Himmel oft nicht sichtbaren Gestirne benützte man einen an Ebbe und Flut orientierten und ans Sonnenjahr gebundenen Mondkalender an der Küste.

Unser neues Schema

Dieser Überblick zeigt die neuen Vorstellungen zur Kalenderentstehung, die ich in den vergangenen Jahren mit meinen Söhnen Alexander und Ilya Topper erarbeitet habe. Wir haben nun einen Zeitstrahl bekommen, der das ist eine Neuigkeit in der Chronologieforschung - einige Festpunkte bringt, an denen wir unsere bisher schwebende Chronologie verankern können: Als Zeitpunkt für die Einführung unseres Kalenders ist das Ende der heidnischen Gemeinsamkeit Europas (durch die Katastrophe von »1260«) erkennbar geworden, und damit die zeitliche Einordnung der julianischen Kalenderreform, die mit der Schlußphase der römischen Republik zusammenfällt. Sodann haben wir den frühen Beginn der monotheistischen Religionen gefunden, der kurz danach liegen muß, sowie den Untergang der Megalithkultur (durch die Katastrophe von »1350«) und die volle Ausbildung des Chri-

stentums in den zwei nachfolgenden Jahrhunderten, deren Abschluß durch Gregors Kalenderreform 1582 markiert ist. Während der letzten Jahre waren diese grundlegenden Ereignisse noch weitgehend schwimmend ohne zeitlichen Halt beschrieben worden, nun sind sie zumindest in ihrer Abfolge bestimmbar.

Ebenfalls neu ist die erstmals in dieser Klarheit formulierte Art der kosmischen Veränderung, deren Ursachen hier noch nicht in geophysikalischer Weise dargestellt werden - das bleibt einem anderen Buch vorbehalten. Betrachtet wird hier nur, daß tatsächlich eine umwälzende Änderung der Raumposition der Erde stattfand und daß diese gleich zweimal in einem recht kurzen Abstand (von überlieferten neunzig Jahren) auftrat, vor nicht allzulanger Zeit (vor sechs bis sieben Jahrhunderten). Die damit verbundenen Katastrophen, so zerstörend sie sich auch ausgewirkt haben mögen, löschten einige Formen menschlicher Kultur nicht völlig aus, sondern ermöglichten eine Fortführung des Kalenders.

Die früher zugrunde gelegten Gedanken, nämlich daß die Ausbildung des Monotheismus in engem Zusammenhang mit kosmischen Katastrophen steht, konnten mit dem Verständnis der Kalenderentwicklung näher eingeengt werden. Die vorgeschlagenen Daten - 1260 und 1350 - bedürfen noch der geophysikalischen Begründung, einer Art Feinjustierung; ich möchte sie als grobe Anhaltspunkte zunächst weiter verwenden.

Mit einer einfachen mathematischen Überlegung ist es möglich, auch den Zeitpunkt der davorliegenden drittletzten Katastrophe einzugrenzen.

Die von mir in *Erfundene Geschichte* (1999, S. 69 f.) vorgeschlagene Anwendung des Geburtstags von Kaiser Augustus (23. September) als möglichen Anhaltspunkt für eine Festlegung seiner Regierungszeit auf dem Zeitstrahl (nämlich über die Präzession der Spica im Sternbild Jungfrau) ist seit der Erkenntnis von den Präzessionssprüngen in einer geradlinigen Berechnungsweise nicht mehr möglich. Geblieben ist nur die mathematische Festlegung von Aries = 0° als Beginn des Tierkreises (= Frühlingsanfang).

Wenn das Ausmaß der letzten beiden Sprünge zehn Tagen und sieben Tagen entspricht, wird jede Rückberechnung der Stempositionen unter Berücksichtigung der >normalen< (d. h. als regelmäßig gedachten) Präzession um diese Beträge falsch, für den betrachteten Zeitraum zusammen also um 17°.

Bei stetigem Ablauf wandert der Präzessionspunkt in 72 Jahren um ein Grad. Die Astronomen des 16. Jahrhunderts rechneten aufgrund ihrer Himmelsbeobachtung mit einem Abstand von 24° für den Frühlingspunkt von Aries. Die normale Verschiebung für die überzähligen 7° (24° minus 17°) macht demnach rund 500 Jahre aus. Darum kann für Aries = 0° der Zeitpunkt (AD 1550 minus 500) »um 1050« (d. h. real etwa 950 Jahre vor heute) angesetzt werden. Die Annahme, daß die Eichung des Tierkreises zu diesem Zeitpunkt nötig war, weil eine vorausgegangene Katastrophe eine Neufest-

legung erforderte, mag zunächst willkürlich erscheinen, macht aber im Zusammenhang mit allen anderen Überlegungen Sinn.

Das würde bedeuten, daß Spica für diesen Zeitpunkt den Herbstanfang markierte. Ob die Fixierung des Nullpunktes tatsächlich schon damals (vor 950 Jahren) erfolgte, muß noch offenbleiben; wahrscheinlicher ist, daß die Renaissance-Astronomen diesen Abstand aus anderen Berechnungen oder alten Überlieferungen rückfolgerten. Denn der nun schon lange laufende Versuch, aus den Überlegungen der Renaissance-Autoren Schlüsse zu ziehen, führt immer wieder in Labyrinthe von Fälschungen und Konterfälschungen. Man könnte zum Beispiel Vitruv zu Rate ziehen, der - angeblich Zeitgenosse von Kaiser Augustus - mit einem Wert von 8° Aries für den Frühlingsanfang rechnete und entsprechend jeweils 8° für die übrigen Jahresviertel (Buch IX, Kap. 3). Offiziell müßte er 0° benützt haben. Die 8° ergäben nur dann einen passenden Präzessionsabstand, wenn man 100 Jahre für 1 ansetzen würde, die von den Griechen verwendete Näherung, womit Vitruvs Angabe sofort als Rückberechnung ausscheidet. (siehe: *Abb. 5a)*

Die Präzessionsbewegung des Polarsterns

Der Polarstern ist der Stern, um den sich alles dreht, besonders für unsere Seefahrer der nördlichen Erdhalbkugel, denn die Mißweisung des Kompasses ist gerade im Nordatlantik sehr groß (im Gegensatz zu China, wo sie nur etwa 5° in beiden Richtungen ausmacht). Der Polarstern war für die Seefahrt außerdem unverzichtbar, weil an ihm die anderen Sternbilder dranhängen, an denen man wie an einem Zeiger einer großen Uhr die Nachtstunden ablesen kann. Dieser Zeiger ist für uns heute das Sternbild des Großen Wagens, das um den Polarstern (die Deichselspitze des Kleinen Wagens) kreist und die Uhrzeit erkennen läßt, indem man seine Stellung zum Horizont bemißt.

Allerdings steht unser Polarstern nur heute zufällig recht genau am Himmelspol, also an der Stelle, die die verlängerte Erdachse nach Norden am Himmel trifft. Liegt der Merkstern für den Drehpunkt des Himmels nicht genau im echten Himmelspol, dann wird der Seefahrer bei Nacht die Nordrichtung wie auch die Uhrzeit nicht genau ablesen können. Für die Kenntnis der nächtlich zurückgelegten Wegstrecke auf dem Meer, sowohl für die Richtung (den Kurs) als auch für die Entfernung, sind die Anzeigesterne der Drehung und ihr Mittelpunkt, der Pol, von größter Wichtigkeit.

Da die Erde wie ein Kreisel tanzt, verschieben sich im Laufe der Jahrhunderte die Sterne im Verhältnis zum Himmelspol (das nennt man >Präzession<). Seit ihrer Aufstellung als Jahreskreis haben sich die Tierkreiszeichen um einen Monat fortbewegt: Im antiken Modell steht die Sonne im Oktober in Waage, am Himmel steht sie heute im Oktober in Jungfrau.

Heute zeigt unser Polarstern (Alpha Ursae Minoris) bis auf 0,7° genau den

Kalender: Zeittafel

Jul-Kalender bis 13. Jh.
Allgemeiner Sonnenkalender von 3651/4 Tagen
12 Monate zu 30 Tagen und 5 (bzw.6) Feiertage am Ende.
Wintersonnenwende am **1. Januar, Sommersonnenwende am 1. Juli** Es finden *regelmäßig* Korrekturen statt.

Vorletzte kosmische Katastrophe ("1260")

Das Solstitium verschiebt sich und findet 7 **Tage** eher statt
Die Woche wird eingeführt. 52–Wochenkalender in Nordeuropa. Saturnalien im Latium.
Man zählt die Tage unverändert weiter.
Letzte Fixierung des Sonnwendfestes für ganz Europa am 25.12.

Julianischer Kalender
Cäsar ordnet die Monatstage neu und legt den Jahresbeginn auf den 1.3., was später wieder entfällt.
Der Schalttag am 29.2. und die *ungleiche* Verteilung der Monatslängen mit 31. Dezember nach der Augusteischen Änderung bleiben erhalten.

Letzte kosmische Katastrophe ("1350")
Das Solstitium verschiebt sich ruckartig und findet 10 Tage eher statt: am 14.12.
Die Megalithkultur geht zugrunde. Das Wissen um die Jahreskorrektur geht verloren.
Der Kalender wird nicht beeinflusst. Das Sonnwendfest bleibt am 25.12.
100 Jahre später liegt Solstitium am 13.12
1430 Kusanus berechnet das Jahr
Kusanus legt die Eckdaten fest: 13.12. Santa Luzia; 12.3. "Sankt Gregor" (eigentlich Ostertag); **13.6.** Antonius; **14. 9.** Kreuzerhöhung.

1582: Gregor XIII reformiert das Jahr
Der Frühlingspunkt wird am 11.3. beobachtet (entsprechend dem Solstitium am 12.12.) und es wird ein 10-Tage-Sprung duchgeführt, um den letzten Ruck rückgängig zu machen.
Solstitium liegt nun auf dem 22.12., Frühlingsbeginn am 21.3.
Dieser Gregorianische Kalender setzt sich in den nächsten Jahrhunderten durch.
Die Jahreseckpunkte verschieben sich nicht mehr.
Der Julianische Kalender bleibt in Gebrauch in der gesamten orthodoxen Kirche und in Nordafrika und verschiebt sich weiterhin um 3/ Tage pro Jahrhundert, so daß heute Solstitium am 9. Dezember liegt.

Abb. 5a: Schema der Kalenderentstehung.

Himmelspol an. Ein Hirte kann selbst diese geringe Abweichung des Polarsterns vom Himmelspol erkennen: Wenn er als nördlichen Horizont einen fernen baumbestandenen Bergrücken hat, dann stellt er schnell fest, daß der Polarstern am Abend und Morgen nicht dieselbe Stelle einnimmt. Für Kolumbus betrug die Abweichung dieses Sterns vom Himmelspol noch etwa $3^1/2°$, was ihm bei seiner ersten großen Reise über den Atlantik einiges Kopfzerbrechen machte. Natürlich wußte er, daß der Polarstern um den Himmelspol kreist wie alle anderen Sterne auch.

Die Araber verwendeten als Polarstern Beta Ursae Minoris, also den nächsthellen Stern im Kleinen Wagen, und nannten ihn >El-Kaukab el-Schemali<

(Stern des Nordens); noch heute wird er kurz >Kochab< genannt, der Stern schlechthin. Nach moderner Berechnung lag Kochab zur Zeit der Araber (sagen wir vor acht oder neun, Jahrhunderten) sehr weit vom Himmelspol entfernt, etwa 7° Abstand, doppelt soviel wie der Fehlbetrag für Kolumbus mit unserem Polarstern. In Ermangelung eines näher liegenden Sterns war er bedingt brauchbar als Anzeiger für Hirten, aber für nautische Belange, wo es ja keinen korrigierenden Horizont gibt, völlig ungeeignet. Nicht nur die geographische Breite wäre unkalkulierbar gewesen, auch die Stundenuhr wäre um mehrere Stunden falsch gegangen!

Wenn arabische Sternatlanten eine für das 11. Jahrhundert zutreffende Beobachtung wiedergeben, was angenommen wird, dann liegt die Schwierigkeit darin, daß ihr Polarstern gemäß modernen Berechnungen viel zu weit vom Nordpol entfernt gewesen wäre. Ich denke darum, daß das für unsere Rückberechnung benützte Modell der Präzession falsch ist. Statt einer durchlaufend stetigen Bewegung der Erdachse müssen Sprünge einbezogen werden.

Versuchen wir, eine Rechnung aufzustellen, die nur in groben Zügen möglich ist: Wenn zwischen den arabischen Sternkarten und uns rund neun Jahrhunderte liegen, der Polarstern der Araber jedoch nach modernen Berechnungen einen Präzessionsabstand von zwei- oder dreitausend Jahren suggeriert, dann kann statt gleichbleibender Veränderung nur auf sprunghafte Verschiebung geschlossen werden, 900 Jahre machen nach dem gewohnten Modell 12,5° aus. Die von uns neu geforderte >beschleunigte< Präzession, die ruckartig vor sich ging, ergibt (wie gerade dargestellt) weitere 17°, was zusammen etwa 30° (gleich 1 Monat) Verschiebung ausmacht. Diese Verschiebung des Tierkreises um einen Monat gegenüber der alten Tradition ist bekannt; heutzutage steht Waage am Himmel im September statt traditionell im Oktober, wie ich gerade anführte.

Die zeitweilige Beschleunigung der Präzession durch wiederholte Sprünge führt zu einer Verkürzung der Zeiträume, die Herkules (oder die Sonne) braucht, um den Tierkreis zu durchlaufen. Die Aufenthalte der Sonne pro Zeichen haben sich beträchtlich verringert. Die Zeit wurde verkürzt, wie auch Jesus prophezeit haben soll (Matth. 24, 22, und Mk. 13, 20).

Für die Phönizier war nach einhelliger Meinung das Sternbild des Drachen der Anzeiger für die Uhrzeit, und der nördliche Himmelspol wurde durch den Kopf des Drachen bezeichnet. Diese Beobachtung können sie nur im Norden gemacht haben; an der Philisterküste wäre das schwierig zu ermitteln gewesen. Weder die Herkunft der Entdecker noch ihre Volkszugehörigkeit ist für unsere Überlegung von Bedeutung, wir wollen nur den Zeitpunkt erkunden, zu dem diese Beobachtung zutreffend war.

Um den Drachenkopf drehte sich damals das ganze Weltall. >Drache< kommt wahrscheinlich von >Drehen< (siehe: Zarnack 1997). Das sagenhafte Untier wird heraldisch mit gewundenem Körper und Schwanz dargestellt;

zwei Sterne des Bildes heißen Nodus, >Knoten<. Nach heutiger Rückberechnung mit dem Präzessionsmodell wäre »um 2800 v.Ztr.« Thuban (Alpha Draconis) im Himmelspol gewesen; mit diesem Modell arbeiten alle heutigen Autoren (wie Comella, S. 163). Der genannte Zeitpunkt liegt aber noch rund zwei Jahrtausende vor der offiziellen Geschichtlichkeit der Phönizier. Zu ihrer >offiziellen< Zeit war Thuban schon sehr weit vom Himmelspol entfernt und nicht einmal mehr für Annäherungen brauchbar. Sie benutzten, sagt man zur Erklärung dieses Problems, ein veraltetes Modell aus Anhänglichkeit an heilige Überlieferung (etwa die der Sumerer). Das ist unvorstellbar.

Eher möchte ich annehmen - wenn schon irgend etwas an dieser Nachricht stimmen soll -, daß zur Zeit der großen phönizischen Seefahrer die Sterne Beta und Gamma Draconis (also der Drachenkopf) tatsächlich nahe dem Himmelspol standen und deshalb von ihnen so bezeichnet wurden. Da das nach offizieller Berechnung mindestens 1800 Jahre später gewesen sein müßte (als Mittelmaß zwischen »1400 v .Ztr.« für Byblos und »700 v. Ztr.« für Karthagos Anfänge), wäre hier ein Präzessionssprung zu vermuten. Wenn dieser nun nach unserem vorhin geschilderten neuen Modell vor 950 Jahren stattfand, dann wissen wir zwar nicht, wie groß der Sprung war, ahnen aber doch, daß er größer als die beiden nachfolgenden gewesen sein dürfte, weshalb eine völlige Neuordnung nötig war. Die neugefundene Kurve der Präzession würde damit einigermaßen sinnvoll aussehen (siehe: *Abb. 5b).*

Diese Überlegung fordert zum Umdenken heraus: Natürlich kann nicht der im hinteren Drachenleib befindliche Thuban der Polarstern der Phönizier gewesen sein, sonst hätten sie das Bild des Drachen anders aufgefaßt; es kann nur der Kopf des Drachen gewesen sein, also vor allem Etamin, das ist Ras el-Tinnin (= Kopf des Drachen) bei den Arabern. Eine Verschiebung des Polsterns wird nirgendwo als allmählicher Vorgang beschrieben, dagegen sehr häufig in den Überlieferungen der Völker als ein gewaltsamer Ruck, der mit großen Zerstörungen, Weltbränden und Wasserfluten einherging; eben ein Präzessionssprung, wie wir ihn fordern. Die Präzession des Polsterns, die naive Astronomen als perfekten Kreis von knapp 26000 Jahren darstellen, müßte eher wie eine verzerrte Kurve aussehen, von der wir nur einen kleinen Ausschnitt kennen können: den, der durch die genannten Überlieferungen abgedeckt wird.

Eine Möglichkeit für die Geschichtswissenschaftler bestand darin, die Phönizier, denen man die Ausbildung des Drachen als Poldrehpunkt zuschreibt, von 1000 auf 2800 v.Ztr. zu verschieben. Die Lösung des Präzession-Problems mit Hilfe der Chronologie - also die Nachrichten einfach weiter in die Vergangenheit zu versetzen, die Völker älter zu machen, um das System zu retten - ist die einfachste; vermutlich wurde sie schon sehr früh angewendet. Haben wir hier eine einfache Erklärung für die viel zu hohen Jahreszahlen der Chaldäer und Inder und auch für das um mehr als tausend Jahre verschobene Konzil von Nicäa?

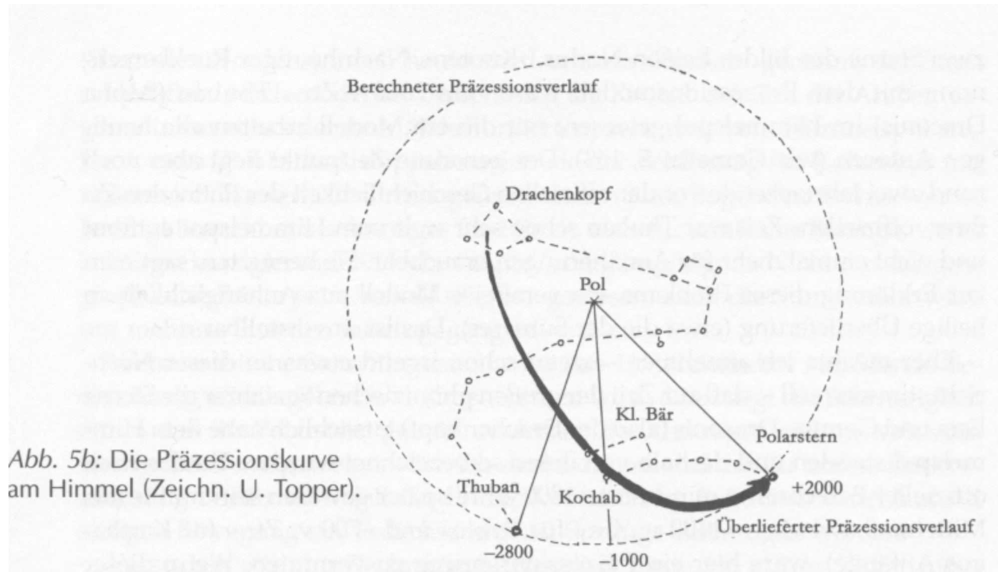


Abb. 5b: Die Präzessionskurve am Himmel (Zeichn. U. Topper).

Die in populären Sternbüchern gezeigten Präzessionsrück- und vorausberechnungen gehen nicht nur fälschlich davon aus, daß diese Bewegung über längere Zeiträume hinweg stetig und ohne Unterbrechung verlaufe, sondern auch, daß die Erdachse in einem platonischen Jahr (25900 Jahren) einen perfekten Kreis beschreiben würde, so daß dieselben Sterne nach dieser Zeit wieder zu Polarsternen würden. Dieses Modell trifft nicht zu, auch eine Birnenform (oder Ellipse usw.) kann die Präzessionsbewegung des Polpunktes nicht annähernd anzeigen, darum wird hier nur der kurze Ausschnitt gezeigt, der durch Überlieferung gedeckt ist.

Eine andere Möglichkeit war, die Präzession mit kürzeren Zeiträumen anzusetzen, wie es die Araber taten: Ein Grad entsprach bei ihnen 50 Jahren. Berechnnungen der Präzession konnten jedoch wegen der Ungenauigkeit der Meßmethoden nur über sehr lange Zeiträume, über viele Jahrhunderte, erfolgreiche Ergebnisse bringen. Und wenn die Araber überhaupt eine Vorstellung von den Zeitabständen der Vorgeschichte hatten, dann werden sie diese zu ihren Gunsten manipuliert haben, um Stetigkeit und Berechenbarkeit des Systems zu erlangen.

Was hätte Ptolemäus dazu gesagt?

Aus der Hochrechnung der modernen. Beobachtungsdaten für die Annäherung unseres Polarsterns an den Himmelspol (Präzession) kann man eine Verlagerung von etwa 51/2° pro Jahrtausend ansetzen, was für die angenommene Zeit des Ptolemäus (140 AD) eine Abweichung für Alpha Ursae minoris (UMI) von etwa 10° vom Himmelspol ergibt. Damit würde er für diesen Zeitpunkt als Polarstern endgültig auszuschließen sein. Ptolemäus hätte

seinerzeit einen anderen Stern als Mittelpunkt des Himmels wählen müssen, vergleichsweise wie die Araber, die »ein Jahrtausend später« Sternatlanten anlegten mit Kochab (Beta UMI) als Polstern (Al-Kaukab al-Schemali = Nordstern).

Seit Bayer 1603 ist es üblich, die Sterne eines Bildes nach ihrer Helligkeit mit griechischen Buchstaben aufzuzählen: Die hellsten Sterne eines Bildes werden zuerst genannt, wobei eine gewisse Ordnung beibehalten wird, so daß jeweils alle Sterne gleicher Helligkeit hintereinander genannt werden, dann die Sterne der nächsten Helligkeitsstufe usw. Das ergibt nur Sinn, wenn man die genormten Bilder voraussetzt.

In den Sterntafeln des Ptolemäus, der praktisch dieselben Zusammenfassungen zu Bildern verwendet, ist die Reihenfolge der Sterne nach ihrer Lage am Himmel (wie auch bei Tycho Brahe 1602) numeriert, wobei jeweils mit dem wichtigsten Stern begonnen wird, also im Kleinen Bären (UMI) mit unserem heutigen Polarstern; es folgen der Lage nach Süden zu die kleineren Sterne 2 bis 7, wobei Kochab die Nr. 6 erhielt.

Daraus läßt sich schließen, daß Ptolemäus - genau wie die Seefahrer des 16. Jahrhunderts - den Stern Alpha UMI für den Mittelpunkt des nördlichen Himmels hielt. Sein Atlas kann demnach nicht damals 1400 Jahre alt gewesen sein, sondern müßte etwa um 1500 AD hergestellt worden sein (wie ich aus anderen Angaben schließen muß).

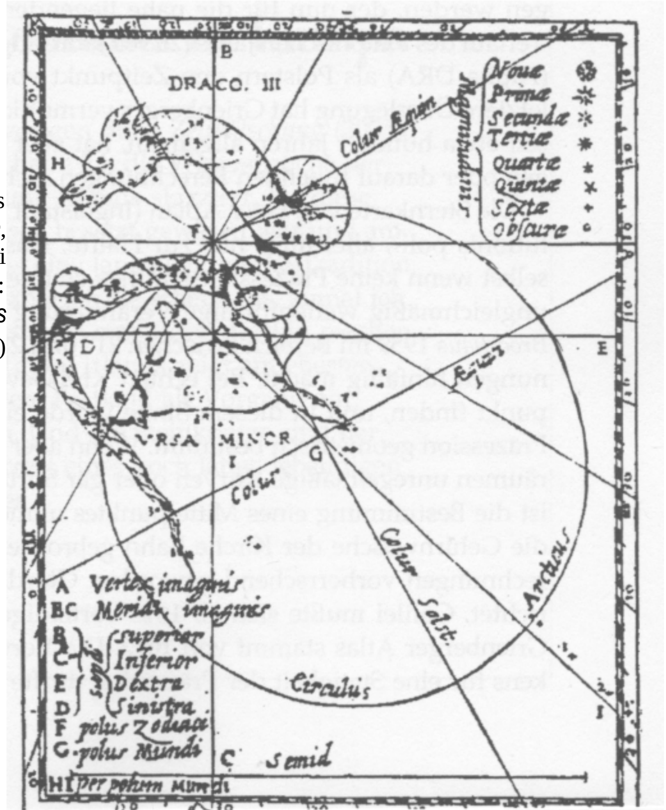


Abb. 5c: Der Präzessionskreis im Sternatlas von Grienberger, Sternwarte Pulkowa bei Petersburg, Ms. von 1612 (in: Morosow, *Offenbarung des Johannes,* 1912, Abb. 30)

Entsprechend beginnt Ptolemäus im Sternbild Drachen mit dem >Kopf< (Caput Draconis), und zwar mit zwei relativ unscheinbaren Sternen, bevor als Nr. 3 der Stern Beta DRA folgt, als vierter Epsilon und als fünfter Gamma, alle im >Kopf<. Der durch theoretische Berechnungen zum angeblichen Polarstern der Phönizier angepeilte Thuban (im Schwanzteil des Drachen) heißt nur deswegen Alpha, weil er der hellste in diesem Bild ist, das aber früher auch kürzer war und Alpha nicht immer einschloß. Bei Ptolemäus trägt er die Nr. 29! Er scheidet damit völlig aus. Wer hat diese Rückberechnung für Thuban aufgebracht und mittels welcher Beobachtungsdaten?

Mir scheint, daß keine wirklichen Aufzeichnungen, die ja über viele Jahrhunderte präzise geführt worden sein müßten, vorlagen, sondern eine theoretische Überlegung Anlaß gab. Der von Morosow (1912, Abb. 30) *(Abb. 5c)* zitierte »Grienberger Atlas von 1612« (in der Sternwarte zu Pulkowa bei Petersburg) zeigt diese Überlegung, wobei die Eintragungen (z.B. die Abweichung des Polarsterns) sehr genau sind: Der Mittelpunkt der Präzession, hier >polus Zodiaci< genannt (im Gegensatz zu >polus Mundi< nahe dem Polarstern), ist leicht zu finden, wenn man den Polarkreis (circulus Arcticus), der ja um den Betrag der Ekliptikschiefe von etwa 23° vom Pol abweicht, mit der Linie der Sommersonnenwende (>colur Solstitium<, entsprechend der 18h-Linie moderner Atlanten) zum Schnitt bringt. Um den so erhaltenen Mittelpunkt der Präzession kann dann ein Kreisbogen mit wiederum 23° geschlagen werden, der nun für die nahe liegenden Sterne die Lage des Pols im Verlauf des Platonischen Jahrs (25 900 Jahre angibt. So könnte man für Thuban (Alpha DRA) als Polstern den Zeitpunkt von 2800 v.Chr. ermitteln. Diese letztere Überlegung hat Grienberger vermutlich noch nicht angestellt; sie gilt seit etwa hundert Jahren allgemein, hat aber mit tatsächlichen Beobachtungen oder darauf fußenden Berechnungen nichts zu tun.

Die Sternkarte von Peter Apian (Ingolstadt 1536) zeigt den >Circulus revolutionis poli<, allerdings nur zur Hälfte, was mir klüger vorkommt. Denn selbst wenn keine Präzessionssprünge stattgefunden hätten, wäre schon die ungleichmäßig wellenförmige Veränderung der Schiefe der Ekliptik (laut *Brockhaus* 1959 im Bereich zwischen 21° und 28°) ein Faktor, der Rückberechnungen hinfällig macht. Bei echten Kreisbewegungen läßt sich ein Mittelpunkt finden, und in diesem Sinne wurde ein imaginärer Himmelspol der Präzession geometrisch bestimmt. Wenn aber in den genannten großen Zeiträumen unregelmäßige Kurven oder gar Sprünge im Kreislauf vorkommen, ist die Bestimmung eines Mittelpunktes unmöglich. Nach AD 1600, als sich die Gehirnwäsche der Kirche Bahn gebrochen hatte, waren ideale Kreisberechnungen vorherrschend geworden. Giordano Bruno wurde 1600 hingerichtet, Galilei mußte sich ab 1616 verteidigen und 1633 abschwören. Der Grienberger Atlas stammt von 1612. Die Verwendung dieses Modellgedankens für eine Stetigkeit der Präzession dürfte damals begonnen haben.

Teil 2

Die Ausbreitung des Christentums in Europa

In meinem vorigen Buch *ZeitFälschung* (2003a, I S. 178-181) hatte ich die Widersprüche der Christianisierung Irlands skizziert. Da diese Insel nie römisch besetzt gewesen war und am Rande Europas eine lange heidnische Tradition beherbergt, wähle ich sie erneut aus, zumal ich inzwischen erstmals eine Reise dorthin machen konnte. Die >Taufe< Irlands zeigt am ehesten, was wir auf dem Festland als Vorgang nur ahnen können. Und die Steinkreuze sind der schönste Überrest eines noch lange lebendigen Kalenderkultes.

Das irische Hochkreuz als Jahressinnbild

Das bekannteste Architekturmerkmal in Irland ist das Hochkreuz. Alle Steinkreuze der Insel sind staatlich katalogisiert und geschützt. Man unterscheidet zwischen niedrigen Steinen und Hochkreuzen. Zuerst wandte ich mich den niedrigen Steinen zu, die es hier und da bei Kirchen oder auf Plätzen gibt. Sie haben bemerkenswerte Ähnlichkeit mit den alten deutschen Steinkreuzen *(Abb. 6b).* Es sind keine >Grabsteine<, auch wenn sie zuweilen auf Friedhöfen stehen. Man könnte an Markierungen für Versammlungsplätze denken, wie ja auch die Kirche in dem oft kreisrunden Gottesacker beliebter Treffpunkt ist. Manche Steine sehen einfach wie kleine Männer aus, archaisch wild im Halbrelief *(Abb. 6c).* Andere tragen nur die geometrischen Muster der Völkerwanderungszeit.

Die ältesten dieser Marksteine stehen auf den Halbinseln Dingle und Donegal (diese erwähne ich nachher) und auf kleinen Inseln vor der Küste, also dort, wo sich die Zentralmacht nicht auswirkte. Ansonsten sind sie recht selten geworden.

Abb. 6b: Sehr alter irische Kreuzstein, der die Entstehung des Kalenderkreuzes erkennen läßt. Beim Steinhaus von Gallarus, Irland. (Foto U. Topper)





Abb. 6a: Eines der Hochkreuze von Kells in Irland zeigt es deutlich: Menschen sind dargestellt, aber gekreuzigt wird niemand. Offensichtlich ist es ein Jahressinnbild. (Foto U. Topper)



Abb. 6c: Heidnischer Steinmann bei einer Kirche in Irland. (Foto U. Topper)



Abb. 7: Auf dem Friedhof von Castelder-mot (Co. Kildare) steht ein Stein mit kreisrundem Loch und darum geritztem Kreuz, vielleicht ein Peilstein zur Tages-bestimmung.



Auf dem Friedhof von Casteldermot (Co. Kildare) sah ich einen Stein mit kreisrundem Loch und darum geritztem Kreuz *(Abb. 7).* Stellt man sich in einiger Entfernung auf und peilt durch das Loch die Sonne an, dann könnte man auf diese Weise den Kalendertag bestimmen. Leider steht der Stein heute wohl nicht mehr an der richtigen Stelle, und der Peilpunkt ist ohnehin verloren. Am Boden liegt noch ein Bruchstück eines anderen runden Lochsteins. Der Friedhof wurde erst vor kürzerer Zeit wieder hergerichtet. Das besagt viel über die Situation, in der wir uns heute bei der Beurteilung dieser Überbleibsel befinden.

Bei meiner Rundreise über die Insel richtete ich mein Augenmerk auf die berühmten steinernen Hochkreuze, die manchmal neben den heidnischen Steinmännern auf Kirchhöfen stehen *(Abb. 8).* Viele Kreuze sind wieder aufgerichtet worden, restauriert oder ganz erneuert. Auch hier handelt es sich nicht um Grabsteine, wenn auch auffällt, daß diese Form in den modernen Grabkreuzen in einigen Gegenden Irlands am häufigsten nachgeahmt wird. Der vorchristliche Charakter einiger Kreuze ist auffällig. Das Kreuz im Ring ist - wie Herman Wirth gezeigt hat und vorhin schon dargestellt - das älteste Zeichen für den Begriff >Jahr<: Das Kreuz im Kreis oder der Kreis ums Kreuz bedeutete Jahreslauf. Im Archäologischen Museum in Dublin gibt es sehr schöne Beispiele für »viertausendjährigen« Goldschmuck mit diesem Emblem *(Abb. 9).* Er stammt aus den berühmten megalithischen Hügelgräbern und hat den Vorteil, daß er nicht christlich vereinnahmt werden kann, weil er einfach >undenklich lange< vor der christlichen Erlösung der Welt schon geschaffen wurde. Dennoch zeigt er genau dieses Jahreskreuz.

Abb. 8: Das Kreuz im Kreuz: Raum und Zeit werden eins; darunter die verschlungenen Muster der Wiedergeburt. Steinkreuz in Desert o'Dea, Irland. (Foto U. Topper)

Wenn man weiß, daß das Kreuz als solches und besonders mit dem darum gelegten Jahresring oder der Sonne in der Mitte *(Abb. 10)* ein altes megalithisches Sinnbild ist (hierzu: Zarnack 1997), wird man die Reliefs auf den Säulen der Hochkreuze und auf dem meist mehrstufigen Sockel auch nicht unbedingt als christlich ansehen. Da sind wilde Jagden abgebildet, skythische Kentauren, Meeresnixen und ritterliche Krieger. Wer bei einer Darstellung von einem nackten Mann und einer ebensolchen Frau unter einem Baum an Adam und Eva denkt, mag die hebräische Überlieferung hineininterpretieren, aber ob das gemeint war, muß offenbleiben. Und wer einen Mann im Kampf mit einem Löwen als Samson oder Daniel anspricht, könnte richtig vermuten; sicher ist das nicht. So sind sich die modernen Interpreten der Reliefs auf den Hochkreuzen keineswegs einig, welche der in der Bibel vorkommenden Szenen jeweils gemeint ist - die Auslegung variiert oft erstaunlich weit -, nur daß es sich um Bilder zu biblischen Texten handeln muß, entspricht der allgemeinen Übereinkunft.

Die ältesten Steinmale mit Jahreskreuz tragen oft heidnische Ornamente, verschlungene Linien, die an die Wiedergeburtsvorstellung erinnern, oder sie sind nur schwach bildhaft, wobei der Kopfkult sowie die Verehrung des Pferdes auffallen.

Ein klassisches Hochkreuz steht in Moone, Co. Kildare, das ich kurz beschreiben möchte. Es wurde um 1850 aufgefunden und zusammengesetzt, damals noch ohne den mittleren Schaft von 1,50 m, der erst später gefunden und 1893 eingesetzt wurde. jetzt ist es 7 m hoch, es fehlt nur die oberste Kappe. 1994 wurde es in die Kirchenruine gebracht und um 180° gedreht,



Abb. 9: Goldene Scheibe mit Radkreuz, ältestes Sinnbild des Jahres und des Weltraums. Sie stammt aus Tedvanet, Co. Monaghan, Irland und ist laut Museum rund 4000 Jahre alt. (Foto: National Museum of Irleand, Dublin)



Abb. 10: Die Sonne im Mittelpunkt des Hochkreuzes von Kilfenora, Irland. (Foto U. Topper)

Abb. 11: Ein »klassisches Hochkreuz aus dem 8. oder 9. Jh.« steht in Moone, Co. Kildare, es zeigt die Drei Männer im Feuerofen, die Flucht nach Ägypten und das Speisungswunder.

Abb. 12: Die andere Seite des Sockels des Hochkreuzes von Moone hat unten einen monsterähnlichen Drachen. (Fotos Uwe Topper)



damit der Christ nach Westen schaut, wie nach der heutigen Theorie üblich, nicht nach Osten, wie man es im 19. Jahrhundert gewohnt war.

Auf der Ostseite im Zentrum sieht man Schlangen, die sich von der Mitte her zu den Kreuzarmen auswickeln, an den Armen je eine Figur: Tier, Vogel und Mensch; am Schaft ein Tier mit erhobenem Schwanz von der Seite, darunter am Schaft zwei Stiere untereinander, darunter ein Hirsch, darunter ein anderes Tier und darunter vielleicht ein Hund, genau kann man die Figuren nicht mehr erkennen.

Der Sockel ist dagegen sehr gut erhalten - entgegen aller Wahrscheinlichkeit, da er durch den Spritzregen zuerst verwittert sein müßte! - und handwerklich sehr grob gearbeitet, also wohl neu. Die Reliefs sind körperlos flach, schematisch. Der graue Stein ist von anderem Granit als der rosa Schaft. Die Bilder sollen archaisch christlich wirken: zwölf Männer (>Apostel<) darüber die Kreuzigung; einzelne Heilige sind zu sehen, schematisch; fünf Brote und zwei Fische bedeuten das Speisungswunder, dazu die Flucht nach Ägypten und die drei Hebräer im Ofen *(Abb. 11);* rückseitig jedoch ist ein sechsköpfiges Monster *(Abb. 12)* in ordentlicher Manier rundlich gehauen, vom Bildhauer mit Liebe und in Erinnerung an echte keltische Vorbilder geschaffen.

Auch der Schaft ist nicht sehr alt, und vor allem: nicht fertiggestellt; zwei der fünf Felder blieben unbearbeitet. Die Bilder zeigen einen brüllenden Löwen und ein seltsames Langohr, das den Boden beschnüffelt.

Der oberste Kreuzteil könnte der älteste sein, christlich ist er dennoch nicht. Über dem freistehenden Mann ist ein undeutbares rundliches Tier in vollem Relief, als einziges Bild über den Stein herausragend, dargestellt (Skizze). Unter dem Mann sieht man zwei Schlangen, die je einen Menschenkopf im Maul tragen, darunter noch ein Schlangenpaar auf dem Schaft.

In der Zeichnung von H. O'Neill (1857), wo der Schaft noch fehlt, sind Kreuz und Sockel zusammengesteckt. Wer schuf den Sockel? Die romantischen Archäologen oder die Kirche? Beide zusammen, sie waren sich damals einig.

Außerdem gibt es dort noch den Schaft und Armteile eines anderen Kreuzes, es wird >holed *cross*< genannt und ist in dieser Weise einzigartig in Irland: Statt des Kreuzes war ein Loch in der Mitte, wie die Rekonstruktion ergibt. Auf dem Arm sieht man ein Pferd mit einem (Frauen?)kopf, und auf dem Rükken des Pferdes einen weiteren Kopf *(Abb. 13 u. 14).* Niemand hat eine Erklärung für die Figur. Das Loch war schräg geneigt, vielleicht zum Anvisieren der Sonne? Dann wird das Pferd Sinnbild der Sonne sein, wie in vielen Sagen.

Einige Hochkreuze standen auf Marktplätzen, unserem Roland vergleichbar, und werden darum auch als >Marktkreuze< bezeichnet, wie etwa das berühmteste von allen, das Marktkreuz von Kells *(Abb. 15a).* Es bezeugt das





Abb. 13 u. 14: Reststück des »Hohlkreuzes« von Moone, Co. Kildare. Auf dem Kreuzarm sieht man ein Pferd mit einem (Frauen?)kopf, und auf dem Rücken des Pferdes einen weiteren Kopf. (Foto u. Zeichn. U. Topper)

alte Asylrecht und die Markthoheit sowie einen synkretistischen Glauben, der sich nicht verleugnen ließ. Wichtig ist der Herr der Tiere, dann Samson, der Löwenbezwinger, dazu die Ritter und Kentauren, alle überragt vom Herrn des Weltenzyklus, und oben nur ein Kreis, der das Kreuz umschlingt. Welche Arbeit, das in Stein zu hauen! Man nimmt an, daß Holzstelen die Vorbilder waren.

Wichtig ist auch der Sockel *(Abb. 15b),* der wie ein kleiner Stufenberg aussieht! Seine Seiten sind ebenfalls mit Reliefs geschmückt, meist mit Reitern oder Jagdszenen. An einer Seite des Sockels ist das Datum der Aufstellung eingraviert: 1688. Man möchte das gern als Jahreszahl der Wiedererrichtung oder Restaurierung ansehen, und das kann durchaus sein, aber mehr als ein Jahrhundert alt war das Kreuz damals vermutlich nicht. Zum Glück steht es heute unter einem Schutzdach, sonst wäre von den schönen Szenen auf dem Schaft nichts mehr zu erkennen. Sie sind schon recht schwierig auszumachen, denn im irischen Regen verwittert jeder Stein schnell. Zentral steht der Heiland wie ein Vegetationsgott mit ausgebreiteten Armen, links und rechts von ihm je ein Hirte mit Stab, unter ihm eine Gerichtsszene. An anderen Seiten sieht man zwei Krieger im Kampf mit drei anderen, auch Hirsche und



Abb. 15b: Der Sockel des Marktkreuzes von Kells in Irland. Unter den beiden ringenden Zwillingen sieht man einen Kentauren, der auf eine Mandragora zielt, Greifen und andere Fabeltiere.

(Fotos Uwe Topper)



Abb. 15a: Das Marktkreuz von Kells in Irland.

Jäger oder Hirten kommen vor, eine Urteilsvollstreckung, vier ernste Reiter mit Schwert und Rundschild, auch Fabelwesen und Spiralmuster, und auf der anderen Seite am Sockel ein Kentaur, der auf eine Mandragora zielt (der Arzt Chiron, der den menschenverschlingenden Tod bedrängt), Greife und Zwitterwesen. Der Herr der Tiere mit Hörnern auf dem Haupt - wer möchte das >christlich< nennen?

Es gibt auch alte Kreuze, die einen Mann im Mittelpunkt tragen, doch selbst auf dem fünf Meter hohen barocken Kreuz von Kilfenora steht der Mann in Gebetshaltung frei vor dem Jahreskreis und trägt einen langen Mantel (etwa wie der >Herrgott von Bentheim< in Niedersachsen, ich erwähne ihn später nochmal). Auf der Rückseite desselben Kreuzes prangt nur eine Sonne. Die Verschmelzung der megalithischen Kosmosvorstellung mit einem archaischen Christentum wird dadurch deutlich, aber dies ist keineswegs >halbheidnische< Kunst aus dem neunten Jahrhundert (ein halbes Jahrtausend nach der offiziellen Christianisierung Irlands), wie behauptet wird, sondern echt heidnisch und höchstens vier Jahrhunderte alt.

Auf einigen Kreuzsteinen sieht man auch christliche Symbole, etwa den ans Kreuz gehefteten Körper (Christus), den taufenden oder enthaupteten Johannes usw., doch mußte ich feststellen, daß diejenigen Hochkreuze, die solche Bilder trugen, augenscheinlich sehr jung sind. Viele wurden offiziell erst im 19. Jahrhundert aufgerichtet und sind - soweit man die Verwitterungsmerkmale und den Stil einbezieht - auch erst in jenem romantischen Jahrhundert geschaffen worden.

Zu den Kreuzen allgemein schreiben D'Aughton, Roger Stalley und andere Fachleute: Viele der hohen Bildkreuze stammen vom selben Bildhauer oder aus derselben Werkstatt, sie sind in kurzer Zeit geschaffen worden. Die dargestellten Szenen sind dennoch so schwer einzuordnen, daß völlig verschiedene Deutungen möglich sind. Der Zusammenhang mit koptisch-byzantinischen Bildern ist erkennbar. Die illustrierten irisch-keltischen Handschriften wurden kirchenweit verteilt: nach Krakau, Salzburg, Bobbio in Italien, Müstair in, der Schweiz usw. - Alle diese Feststellungen weisen eindeutig auf die >Große Aktion< hin. Ob das niemand gemerkt hat?

Die späte Christianisierung der katholischen Insel

Die >iro-schottische Mission< kommt in den Lebensbeschreibungen europäischer Heiliger häufig vor und soll auch in der Buchmalerei erkennbar sein. Man stellt sich dabei vor, Mitteleuropa - vor allem Deutschland - sei von Mönchen aus Irland zum Christentum bekehrt worden (abgesehen von den militärischen Missionen eines Karl des Großen).

Da gibt es einen zweiten Augustinus, der als Apostel der Angelsachsen diese Mission vorbereitet haben muß. Im Auftrag von Papst Gregor I. chri-

stianisierte er ab »596« mit seinen Helfern (Benediktinern) das heidnische England. Eingang am Hof von König Ethelbert von Kent erhielt er durch dessen Gemahlin Bertha, die schon Christin war (ein bekanntes Muster, fast immer ließen sich Frauen zuerst taufen). Schon im nächsten Jahr empfing der König »mit dem größten Teil seines Volkes die Taufe«. Sie waren also vorher Heiden, und Augustin war der erste Apostel dort. Dafür wurde Augustin vom Papst »601« zum Metropoliten mit Sitz in Canterbury ernannt. Soweit die erste Hälfte der Story (*Meyers Lexikon,* 6. Auflage, Bd. 2, S. 124). Dann folgt:

»Gehemmt wurde sein Erfolg durch die Schroffheit, womit er den Bischöfen der altbritischen Kirche die römischen Kultusformen aufzudrängen suchte. Er starb wahrscheinlich 605.« Das ist doch eine ganz andere Geschichte! Die beiden Stücke stehen hier übergangslos nebeneinander. Was ist denn das für eine altbritische Kirche? Es soll die der Romchristen sein, die seit Jahrhunderten in England existierte, wie wir wissen müßten. Und die hatte einen unrömischen (!) Kultus, der korrigiert werden mußte, woher die Notwendigkeit zur erneuten Mission kam.

Ob sich hier wieder die von Kammeier aufgedeckte Übernahme der heidnischen Richtergilde durch die Mönchsorden verrät? Und wann war das wirklich? Vielleicht wurde dies erst im 16. Jahrhundert geschrieben, als die spanische Kirche, von Valladolid und Salamanca ausgehend, Irland und England auf die neue katholische Form brachte.

Das Volk hat sich kaum taufen lassen, nur die Hierarchie wurde klammheimlich übernommen und umgewandelt. Dieser Strukturwandel entspricht dem der Übernahme des römischen Staatsapparates durch die Goten, was nicht lange vor Papst Gregor (»I.«) passiert sein soll und hier rückgewandelt wird im religiösen Bereich durch die Mönchsorden.

Die Mission der irischen Insel soll in drei Wellen vor sich gegangen sein (Zaczek, S. 114).

1. Bischöfe wurden vom Festland hingeschickt, sie verwalteten das Land in den vorhandenen heidnischen Rechtsbezirken. Diese Mission nannte man >hell wie die Sonne<.

2. Äbte herrschten als Mönchsfürsten, sie wurden >hell wie der Mond< genannt. Sie entstammten dem Tuatha-Adel, das Amt wurde erblich. Manche Klöster hielten Armeen und kämpften in Kriegen mit. Ihr Einflußbereich (*>paruchia<* genannt, was heute >Pfarrei< bedeutet und von >Pferch< kommt, einem Gatter für Haustiere) war oft sehr groß, das Netzwerk der Klöster funktionierte ohne die Kirche, etwa wie beim Templer-Orden.

3. Einsiedler, die >hell wie die Sterne< den neuen Glauben verbreiteten.

Die Klosterbewegung begann mit St. Enda, einem Soldaten aus Meath, der in einem britischen Kloster trainiert worden war und nach seiner Rückkehr nach Irland zuerst auf den Inseln Aran, dann auch auf der Hauptinsel Klöster grün-

dete. Sein Konkurrent, St. Finnian, war in Leinster geboren; er wurde, in Wales erzogen und gründete nach seiner Rückkehr mehrere Klöster (in Meath und anderswo).

Das Muster ist eindeutig: In England ausgebildete Iren gründeten die ersten Klöster in Irland, und dies zu militärischen Zwecken. Diese ersten >Bundeslager< (arab. *Ribat)* wurden wiederholt von Wikingern zerstört. Vom religiösen Eifer der Wikinger ist jedoch nie die Rede, sondern nur von ihrer Beutegier und den Vernichtungszügen gegen die Mönchsmacht. Hätten die Mönche nur gesungen und geackert *(ora et labora),* wären sie von den Wikingern höchstens besteuert (ausgeraubt), aber nicht umgebracht und ihre Klöster zerstört worden. Wer tötet die Kuh, die er schatzt? Die Klöster haben Schießscharten, Ringwälle, feste Tore, hohe Türme, wie die Bundeslager der maurischen Murabitun, und das Kloster heißt *Abbey,* von *Abadia* (arab. *Abd* = >Gottesdiener<, daher >Abt<). Der islamische Grundzug ist auffällig, >hell wie der Mond< dürfte stimmen.

Eine weitere Missionarsgeschichte ergänzt dies in eigener Weise: Palladius war der erste von einem Papst geschickte Missionar Irlands (»AD 431 «), er wird noch heute in Aberdeen (Schottland) verehrt. Auch St. Patrick stammte aus England, aus britisch-römischem Adel. Down und Armagh, beide Orte im Norden Irlands, waren die ersten Zentren irischen Christentums, Armagh erhielt den Primatsitz der gesamten irischen Kirche. Ersichtlich ist diese eremitische Mission, >hell wie die Sterne< vorn Norden auf die Insel gekommen.

Umgekehrt stammten die beiden heiligen Columbane aus Irland, aus Don-egal, und aus Leinster, und missionierten im 6. Jahrhundert Schottland und England. Chronologisch gesehen ist die Sache einfach: >Wandernde< Franziskaner schrieben 1632-36 die *Annals of the Four Masters,* das grundlegende Geschichtswerk Irlands, unter der Führung von Bruder Michael O'Cleary. Da steckt die Entstehung der heutigen >History< drin!



Abb. 16: Turas-Stein zum Gedenken an große Personen: drei Labyrinthe übereinander. Colmcille, Donegal, Irland. (Foto U. Topper)

Wenn die Christianisierung Irlands schon früh von Rom aus erfolgt wäre, wie behauptet, dann würde ich hauptsächlich lateinische Namen für die kultischen Begriffe erwarten. Einige finden sich dort auch, etwa wie *Teampull* (>Tempel<) für >Kirche<, auch *Kille,* was an *Cella* (>Zelle<, arab. *Chalwa)* und >Keller< erinnert und an unser Wort >Kirche< anklingt, das wohl von >Kreis< *(Circus, Kyklos)* herkommt. Die ältesten Kirchen waren nicht nur in Westeuropa kreisrund, auch die Hagia Sophia in Konstantinopel ist ein Rundbau.

Einige Wörter verraten den französischen Einfluß: *Ardeaglais* ist die Kirche im Kloster, meist als Kathedrale bezeichnet; da steckt é*glise* (frz.) drin; und *miracle* heißt auch dort >Wunder<.

Es gibt außerdem ganz eigene Ausdrücke wie *cdisc* für Ostern und *crumthir* für >Priester< (ob da der bischöfliche Krummstab noch mitklingt?). Viele Wörter sind tatsächlich deutsch im Gälischen: Der königliche Ringwall von Tara im Mittelpunkt der Insel, das Haupttheiligtum des Volkes, beherbergt den >Rath na Seanadh< = Rath des Senats oder der Synode, wobei ich >Senat< mit >Sendung< (wo die Gesandten verhandeln) in Verbindung bringe. Und Rath ist ohnehin deutsch. Beispiele dieser Art gibt es viele.

Es kommt auch vor, daß ältere kleine Kirchen >Küche< genannt werden, etwa >St. Kevins kitchen< im berühmten Klosterbereich von Glendalough; das erinnert mich an die Heidenküchen in unseren Gebirgen, die alte Kultorte der Evangelischen sein sollen. Vielleicht wurde dort tatsächlich gekocht, etwa Opferfleisch, wie bei den Berbern (Imasiren) noch heute.

Wer die ältesten lebenden Formen des gälischen Kultes sehen will, muß nach dem äußersten Ende von Donegal reisen, wo noch Gältacht gesprochen wird, wurde mir erklärt. Diese Halbinsel am westlichen Rand Irlands ist etwas abgelegen und über einen einsamen Paß zu erreichen. Es gibt hier noch heute die Wallfahrten, *Turas* genannt, bei denen die einzelnen heiligen Steine aufgesucht werden. Das Wort >*Turas*< erinnert mich lebhaft an die Wallfahrt der Regraga aus der Gegend von Mogador (in Marokko): Die dortige >Daura< wird im Frühling unternommen und dient der Befruchtung des Landes. Sie ist weder christlich noch islamisch, auch wenn sie heute islamische Übermalung trägt. Hier in Donegal finden die beiden Wallfahrten gegen Ende Juni statt, dem Klima angepaßt. Bei der Turas Colmcille werden 15 Stationen (Säulen und Kreuze) aufgesucht; früher waren es nur sechs, später kamen neun dazu. Die Turas beginnt um Mitternacht und endet beim Hahnenschrei, man muß barfuß gehen und den Stein mit gewissen Sprüchen jeweils dreimal umkreisen.

Die Steine stehen nicht immer nahe bei den Kirchen, sondern auch an Wegkreuzungen und Brücken oder sogar im freien Feld. Es sind vielleicht Denkmäler für Personen, bezeichnen jedoch nicht deren Gräber. Die berühmten Ahnen, denen solche Steine errichtet wurden, sind die alten Fruchtbarkeitsbringer, die mit den Umkreisungen an ihre Pflicht erinnert werden.

Einer der schönsten Steine trägt dreimal das megalithische Labyrinth eingraviert *(Abb. 16),* ein anderer trägt Näpfchen, die ornamental angebracht sind; kein einziger Stein ist irgendwie christlich zu deuten. Es heißt (im Heimatmuseum im Ort), »um 1400« hätten schottische Krieger die Gegend erobert und bis 1600 gehalten. Christen waren sie wohl nicht.

Gegen 1820 endete das Heidentum in Donegal, es begann die christliche Mission. 1834 wurde die erste Kapelle gebaut. Bis dahin hatte man die Gottesdienste in den Wohnhäusern oder im Freien an Altarsteinen abgehalten. Feste feierte man an heiligen Quellen, die Predigtsprache war Irisch. Man glaubte an Elfen, die zwei Fuß hoch sind, rothaarig und mit roter Kappe, und pfeiferauchend(!); man mußte sie höflich behandeln, sonst brachten sie Unglück, stahlen kleine Kinder. . ., na, wir kennen das ja aus unseren Volksmärchen. Hier ist der Glaube an sie noch recht lebendig. Und wenn das Tabakrauchen als ihre Eigenart geschildert wird, dann kann diese Tradition nicht uralt sein, kaum zweihundert Jahre.

Übrigens waren viele nördliche Teile Irlands lange unbesiedelt, erst nach 1600 wurden hundert schottische Bauernfamilien in Donegal angesiedelt, steht auch im Museum zu lesen.

Irlands älteste Kirchen

Clonfert am Shannon (Co. Galway) gilt als einer der ältesten christlichen Orte in Irland. Er ist noch nicht ausgegraben. »560 AD« habe Brendan an einer Flußkurve des Shannon, wo zwei Provinzen aneinandergrenzen (noch heute gibt es dort keine Verkehrsverbindung!), das erste Kloster gegründet. Der jetzige Bau sei ab »1180« erbaut, da »1179« die alte Kirche abbrannte. Hier fand eine Kirchensynode statt (!). Das alles weiß man nur aus Schriften, die darüber verbreitet werden. Die Wirklichkeit ist bedeutend armseliger.

Der einzige Überrest eines alten Architekturstückes an dieser angeblich anderthalb Jahrtausende alten Kirche ist das dreieckig spitze Westportal *(Abb. 17a und 17b),* errichtet im *»hiberno-romanesque style«,* wie die an irischen Kulturdenkmälern meist vorhandene offizielle Tafel besagt. Sieben Reihen sind mit Motiven besetzt, wie sie von Skandinavien bis Frankreich vorkommen, die 8. Reihe sei im 15. Jahrhundert eingesetzt worden. Man sieht unschwer, daß das Portal später aus Einzelstücken wieder aufgebaut wurde. »Es scheint aus einer früheren Kirche zu stammen«, steht auf der Tafel, weil es nicht organisch zur jetzigen Westwand paßt und die Kirche hier viel zu jung ist. Die Säulen stehen sogar schräg nach innen geneigt. Es gebe zwei weitere solche Portale vom selben Meister in Irland.

Der mächtige quadratische Turm über dem Portal zeigt noch an, daß er eigentlich das ehemalige Kultgebäude war, der Westeingang ist dann später angefügt, um romanisches Christentum vorzutäuschen; dies läßt sich an vie-





Abb. 17a: Clonfert am Shannon, Co. Galway: Der einzige Überrest eines romanischen Architekturstückes an dieser angeblich anderthalb Jahrtausende alten Kirche ist das dreieckig spitze Westportal, das hierher gebracht wurde.

Abb. 17b: Clonfert am Shannon, Co. Galway: Romanisches Portal, das an eine junge Kirche angefügt wurde, um ihr hohes Alter zu bezeugen. (Fotos Uwe Topper)

len Kirchenruinen in Irland nachweisen. Von einer großen romanischen Tradition im architektonischen Bereich (wie in Westeuropa) kann in Irland nicht die Rede sein.

Interessant finde ich, daß der Ort selbst noch heiligen Charakter hat, wenn auch die Verehrung etwas verschämt neben dem Friedhof im Wald stattfindet: Eine große Kastanie ist am Stamm, den Wurzeln und den unteren Zweigen dicht behängt mit bunten Stoffen, Gebetsbitten, kleinen Figuren, Fotos usw. Hier hat das Christentum noch keine Chance.

Ein anderes romanisches Kirchenportal (in Desert o'Dea) zeigt 19 Kopfsteine die den metonischen Zyklus darstellen, ein Problem der Osterfestbestimmung *(Abb. 17c).* Ansonsten ist die Romanik in Irland kaum vertreten.

Dafür gibt es altertümliche Sehenswürdigkeiten. Das schiffsähnliche Gebetshaus von Gallarus auf der Dingle-Halbinsel *(Abb. 18)* hatte auch mich angelockt, denn die Beschreibungen in allen Büchern sprechen ihm den ersten Rang als frühchristliches Zeugnis zu. Es soll aus dem 7.-8. Jahrhundert stammen oder um »1100« erbaut worden sein (der 300-Jahressprung verfolgt uns immer wieder). Nichts an dem archaischen Bauwerk weist auf Christentum hin, schon gar nicht das schießschartenähnliche Ostfenster oder der

Abb. 17c: Portal der romanischen Kirchenruine von Desert o'Dea mit 19 Kopfsteinen, die den metonischen Zyklus darstellen. (Foto U. Topper)



Abb. 18: Das schiffsähnliche Gebetshaus von Gallarus auf der Dingle-Halbinsel. (Foto U. Topper)





Abb. 19: Blick vom Kloster Glendalough (Irland) auf einen der typischen Rundtürme. (Foto U. Topper)

megalithische Westeingäng, der ursprünglich durch zwei Holzflügel verschlossen wurde. Es ist nach einer anzunehmenden Zerstörung in jüngerer Zeit wieder aufgerichtet worden, was die Altertumsverwaltung nicht zugeben möchte (»seit 1300 Jahren unverändert erhalten«). Es sind jedoch handwerkliche Mängel dieser Wiederherstellung erkennbar. Da keine irgendwie gearteten Funde das Bauwerk auszeichnen, kann es ein Wohnhaus aus der Zeit vor der Großen Hungersnot Mitte des 19. Jahrhunderts sein.

Das wichtigste Zentrum der katholischen Mystik in Irland liegt im Norden auf einer kleinen Insel im See Lough Derg, wo das »Fegefeuer von St. Patrick« noch heute Zehntausende von Pilgern anlockt (siehe meine Ausführung 1998, S. 149). Im Mittelalter sollen sich große Menschenmengen dorthin bemüht haben, um in der unterirdischen Höhlung die Einweihung zu erleben. Man mußte vierundzwanzig Stunden darin verweilen, und das war nicht ungefährlich, gar mancher kehrte nicht mehr ins Leben zurück. Es werden sogar Könige als Besucher genannt, auch die Staatspräsidentin der Republik war kürzlich dort. Das Kloster wurde »445 AD« vom heiligen Patrick, dem Schutzherrn Irlands, gegründet und war bis zur Schließung durch Papst Alexander (Borgia) 1497 unbestritten der Mittelpunkt des irischen Katholizismus. Die Höhle war leider später nicht mehr zu finden! 1693 grub ein Franzose erfolglos auf der kleinen Insel, um die Höhle zu entdecken, und auch heute weiß niemand, wo sie sich befunden haben könnte. Merkwürdig. So muß heute die Einweihung etwas moderner erfolgen, man spricht in den drei Tagen der Wallfahrt an neun Stationen 92 Vaterunser, 92 Avemaria, 30 Credos und 7 Rosenkränze pro Station, das macht insgesamt 1926 Gebetsformeln. Wenn das nicht zur Erleuchtung verhilft, was sollte dann noch helfen? Die Gebäude sind neuzeitlich, und nur einige Erinnerungsmale können als Hinweis auf einen älteren Kult angesehen werden: die flachen Steinplatten, auf denen die damaligen Heiligen schliefen.

Der ursprüngliche Sinn dieses Heiligenkultes ist heidnisch-katastrophistisch, wie John Michell (S. 86) im Zusammenhang mit dem Drachentöter Michael deutlich erkennt: »Wie die Geschichte von St. Patrick in Irland, so wurde die Geschichte von seinem Sieg über den Drachen oder die Schlange, die ursprünglich seine Kontrolle über eine elementare Naturkraft symbolisierte, von den frühen Christen als Darstellung des Sieges der neuen Religion über die alte verstanden.« Damit wird verständlich, warum ein Papst »1497« diesen Kult verbieten mußte: Das war im 16. Jahrhundert das von der Kirche angesetzte (zurückverlegte) Datum für die Katholisierung der Insel.

Wozu die Türme?

Eine Besonderheit >frühchristlichen< irischen Bauschaffens sind die nadelspitzen Rundtürme, die sich oft neben Klöstern und auf Friedhöfen finden

(Abb. 19). Im allgemeinen haben sie unten keinen Eingang, sondern erst in drei Meter Höhe, gleichen damit also den iberischen Nachrichtentürmen, deren Wachmannschaften nur durch Heraufziehen abgelöst werden konnten, womit die Sicherheit der übermittelten Nachrichten gewährleistet war (Topper 1977). Meines Wissens hat sich noch niemand die Mühe gemacht, die irischen Türme in eine Karte einzutragen und nachzuprüfen, ob sich ein Verbundnetz wie in Frankreich oder Spanien ergibt; das fände ich wünschenswert. Nicht alle Türme stehen mehr, und einige sind neu errichtet worden, das erschwert die Erkundung. Nur die Bauweise der ältesten ist erkennbar frühgeschichtlich; denn so ordentlich fugenlos zu bauen, vergaß man später. Die Bezeichnung als >Glockentürme< mag nicht ausgedacht sein, aber Kirchtürme im christlichen Sinne waren sie gewiß nicht. Der Bogen eines Turmeingangs von Donaghmore (unweit Dowth) hat einen Schlußstein mit einem Relief, das die Denkmalschützer an Jesus erinnert, wenn auch ohne Kreuz, mit abgewinkelten Beinen und nach rechts gedrehtem Kopf, also unmöglich Christus. An den Stützpfeilern sind zwei einzelne Köpfe zu sehen, romanisch im Stil, was nichts besagen will, wie ich später noch zeigen werde.

In der Literatur werden die Türme meist als Zufluchtstätten der Mönche vor den Nordmännern bezeichnet, was mir eher wie eine Rattenfalle aussieht: Wer sich darin verschanzte, war verloren. Solche Türme sind nur in Friedenszeiten funktionsfähig, in denen alle Bewohner sie als unantastbar respektieren.

Eigenartig wirkten auf mich die >altirischen< Inschriften, die leider meist nur in der modernen Rekonstruktion existieren, vor hundert oder hundertfünfzig Jahren geschaffen, als Irland eine romantische Phase nationaler Wiederbelebung durchmachte, parallel zur schottischen oder tschechischen Wiedergeburt, wobei auch die Schrift und Sprache nach überlieferten Vorbildern neu geschaffen, und mit neuem Geist gefüllt wurden. MacPhersons *Ossian* hat auch diese Insel geprägt.

Riesentochter und Fruchtbarkeitsgöttin

Überraschend für Fremde sind die grotesken steinernen Frauenbildnisse, die nackte alte Weiber mit obszöner Gestik darstellen: gälisch *Sile na gCioch,* englisch *Sheela na Gig* genannt (was mir wie >Tochter der Gigantin< klingt). Zwei Beispiele sind im Archäologischen Museum in Dublin ausgestellt, aus Seir Kieran, Co. Offaly, und aus Clonmel, Co. Tipperary *(Abb. 20a).* Die erste stammt aus einer Kirchenwand, wie ein Schriftstück von 1834 bezeugt. Sie ist 42 x 25 cm groß und hat tief eingebohrte Löcher im Unterleib. Die Rippen sind stark hervorgehoben, die Brüste kaum angedeutet. Im Westgiebel derselben Kirche soll auch eine männliche Figur eingemauert gewesen sein, die heute verschwunden ist. Die Kirche steht nicht mehr.



Abb. 20a: Sheela von Clonmel, Co. Tipperary, heute im National Museum von Irland.

Abb. 20b: Fruchtbarkeitsgöttin in Granitstein, etwa 100 cm hoch, im Museum Guimaraes/ Portugal. Sie stammt aus einem Brunnen in Casa da Eira, Pedralva (Braga). (Zeichnungen Uwe Topper 1978)

Die Figur von Clonmel ist 62 x 36 cm groß und zeigt ein Weib mit tätowierten Brüsten, das mit beiden Händen seine Scham öffnet. Der Stein wurde 1944 ins Museum gebracht. Beide Figuren stehen in einer dunklen Ecke kurz vor dem Ausgang, sind stark verwittert, dürfen nicht fotografiert werden, und zum Zeichnen ist es fast zu dunkel. Man schämt sich dort ihrer.

Später habe ich ein Buch über diese seltsamen Steinbilder gefunden (Mac Mahon und Roberts), in dem die Autoren zwar 101 Figuren dieser Art in Irland aufzeigen und 45 in England, jedoch die ins Auge springende Gleichheit mit romanischen Gestalten in ganz Europa, besonders in Frankreich und Portugal *(Abb. 20b),* abstreiten. Manchmal hat das Weib vier Brüste, um die animalische Häßlichkeit hervorzukehren, heißt es. Ich würde sie als Fruchtbarkeitsgöttinnen bewerten. Die Figuren sind oft an Türmen und Adelshäusern, häufig nachträglich angebracht, bis ins 18. Jahrhundert; viele wurden erst nach 1500 hergestellt, heißt es. Ihre späte Anbringung an Häusern und Kirchen geht schön daraus hervor, daß manche dieser Weibsgestalten verkehrt herum oder seitwärts ins Mauerwerk gefügt wurden, also von einem anderen Aufstellungsort stammen. Einige dieser pornographischen Steinbildnisse werden noch heute katholisch verehrt, zum Beispiel die von Ballyvourney in Cork, die als heilige Gobnait, >Bienengöttin<, in der Kirche steht, oder als Birgit (das kommt von *briog* = >*hoch,* erhaben<). Der Isis-Kult scheint noch deutlich hindurch. Die Hersteller waren durchweg bäuerliche Gelegenheitshandwerker, keine städtischen Künstler; vielleicht dringt hier der unchristliche Untergrund der Landbevölkerung durch.

Es werden immer noch *Sheelas* gefunden, in die Museen gebracht und dort meist versteckt. Sie tragen oft persönliche Eigennamen, sind also Lokalgöttinnen. Ich denke, daß *Sheela* als Gattungsname auch von Julia, der Jahresgöttin, kommen könnte.

Das *Book of Kells* in Dublin

Das berühmteste Buch dieser literaturversessenen Insel ist das *Book of Kells* im ehrwürdigen Trinity College der Hauptstadt. Als Besucher bekommt man nur zwei Seiten zu sehen. Die Bildseite ist unverdächtig: Ein entzückend jugendlicher Teufel offeriert sich dem Heiland. Zum Lesen der Textseite fehlt mir die Übung, die Folgerungen muß ich aus der Literatur ziehen:

Das *Book of Kells* enthält die vier Evangelien in Latein. Es war ursprünglich 15 mal 11 Zoll groß, wurde im 19. Jahrhundert auf 13 mal 9,5 Zoll beschnitten, also oben/unten um etwa 6 cm, am Rand um mehr als 4 cm verkleinert, warum eigentlich? Vielleicht fehlten Benützungsspuren, die Seitenränder sahen zu frisch aus. Indem man die Seitenränder um diese Menge beschnitt, können sie keine Benützungsspuren mehr aufweisen, das Problem ist beseitigt. Der Trick ist von anderen alten Manuskripten bekannt.

Das Buch soll im Anfang des 9. Jahrhunderts auf der Insel Iona in Nord-Irland begonnen und dann in Kells fertiggestellt worden sein. »1007 AD« wird erstmals in den Annalen von Ulster *»a great Gospel Book of Colum Kille«* in Kells erwähnt, und zwar als gestohlen, aber später wunderbarerweise zurückerhalten. Man bezieht diese Nachricht auf das *Book of Keils.* 1653 wurde es aus Sicherheitsgründen nach Dublin gebracht und 1661 ins Trinity College. So richtig >entdeckt< wurde es erst im 19. Jahrhundert, als man irische Eigenart und Katholizismus >wieder<-belebte. Damals schuf man viel >Keltenthum< in romantischer Manier, wie bei uns die Germanen und in Prag die Slawen. Der lateinische Text hat Pausen zwischen den Wörtern, Versanfänge mit Großbuchstaben und Initialen, die von den Schreibern selbst stammen und keine Illustrationen sind, sondern zur Hervorhebung wichtiger Textstücke dienen. Das wäre erst nach Erasmus und den Humanisten zu erwarten. Wegen der Textgestalt müßte das Buch also nach 1530 hergestellt worden sein, wegen der archaisierenden, aber teilweise noch beherrschten Techniken nicht lange nach 1560.

Die Schrift läuft über die ganze Zeile und ist recht groß. Viele Fachleute meinen, der Text sei eigenhändig von St. Columbkille (Columban, 540-615) geschrieben, aber für strenge Theologen kann er aus wissenschaftlichen Erwägungen nicht vor »800« geschrieben worden sein, in einer eigenartigen Mischung aus *Vetus Latina* und *Vulgata.*

In dieser Feststellung ist der Hase gefangen, denn wie stellt man sich die Mischung zweier Bibelfassungen vor? Wenn die *Vulgata* um »400 AD« durch Hieronymus im Auftrag von Papst Damasus erstellt wurde, weil die bis dahin benützte *Vetus Latina* nicht mehr passend war, dann kann nicht 400 Jahre später ein Mönch in seiner Neuschrift beide Teile miteinander verquicken. Wie denkt man sich so einen Zwitter? Etwa als Versuch, eine dogmatisch günstige Neuform herzustellen? Das Buch war gar nicht zum Lesegebrauch

bestimmt, heißt es, weil die Schrift zu schludrig sei, weil die Kanonzahlen fehlen und weil es unhandlich ist. Es sieht eher so aus, als wollte man im 16./17. Jahrhundert eine möglichst archaische Gestalt vorzeigen, wußte jedoch nichts Besseres, als die wenigen Reste der *Vetus Latina* in die *Vulgata* einzubauen. Alle älteren Evangelientexte in Großbritannien und Irland bringen den reinen *Vulgata-Text.* Es scheint einige ältere Manuskripte aus der Reformationszeit zu geben, die als Vorbilder für das *Book of Kells* gedient haben könnten.

Möglicherweise haben drei Illustratoren, die an einigen Stellen nicht fertig wurden (z. B. 29v-31r), am Buch gearbeitet. Das Christus-Gesicht zeigt nicht die genormte Ikone, wenn auch bärtig und voll erwachsen, in der Versuchungsszene sogar ohne Bart. Die Illustrationen sind gut erklärbar: Für die Madonnen nahm man als Vorlagen byzantinische Ikonen, für die Details (Gefangennahme Christi) und die Randleisten irische Hochkreuze oder Reliquienkästchen. Oft fehlen katholische Vorbilder, etwa bei den Gruppen von fünf oder sechs Personen am Rande, die als >absichtslos< gelten, oder den Löwen mit Menschenkopf im Maul, ein in der Gerechtigkeitsreligion beliebtes Motiv. Die Madonna als >Elousa< (liebliche Mutter) ist dennoch unmöglich: halb von der Seite gesehen, die Beine übereinandergeschlagen (!).

Bemerkenswert sind die Aureolen: Während die Evangelisten ausgebildete, sogar doppelte Heiligenscheine (so der Johannes) tragen, hat der angebliche Christus keinen! Das geht nicht; außerdem hält er ein Buch, das hier nicht das Buch des Lebens sein kann. Jesus als Autor?

Einige Illustrationen und Seiten im *Book of Kells* werden vermißt, von den insgesamt 370 Seiten fehlen 40. Starb der Künstler, oder unterbrach man seine Arbeit? Hatte man (im 16. Jahrhundert?) einen Maler angestellt, dessen man sich nicht völlig sicher war? Man brauchte seine heidnischen Kenntnisse - Christen beherrschten ja nicht diese handwerklichen Fähigkeiten -, konnte dann aber einige Blätter nicht behalten, weil sie gar zu heidnisch wirkten.

Bischof Usher (der Mann, der das Jahr 4006 v.Chr. als Anfang der Welt bezeichnet hat) soll die Seiten numeriert und Überschriften eingefügt haben. Was schrieb er über das kostbare Stück? Im Katalog heißt das *Book of Kells* auch »ein irisches Manuskript, das niemand mehr lesen konnte«, was auf dieses klare lateinische Evangelium nicht zutreffen kann. Über den Zusammenhang zwischen den Illustrationen und den gleichartigen biblischen Szenen auf Steinkreuzen, die 300 bis 400 Jahre jünger datiert werden, ist man sich uneinig. Das liegt wohl daran, daß die Chronologien der beiden Kunstgattungen zu verschiedenen Zeitpunkten eingerichtet wurden; die der Steinkreuze nämlich erst im 19./20. Jahrhundert, als der romanische Stil zeitlich schon festlag.

Kurzum: Das Buch ist eine archaisierende Fälschung mit Betonung von frischkeltischem Katholizismus als Waffe gegen den siegreichen englischen Protestantismus, ein höher Altersbeweis zur Durchsetzung junger Ansprüche.

Die hier skizzenhaft gebrachten Gedanken gründen sich nicht nur auf

meine persönliche Beobachtung, sondern auch auf Lektüre und auf Anregungen aus anderen Bereichen, wie etwa diese Nachricht: Gegen Ende des 16. Jahrhunderts wurden in Valladolid (Spanien) Missionare ausgebildet, die heimlich nach Irland gebracht wurden und dort der sich gerade ausbreitenden englischen Reformation einen katholischen Gegenstoß versetzen sollten, was nur teilweise gelang. Im selben Zeitraum und vor demselben Hintergrund dürften eine große Zahl der heute als >iroschottisch< bezeichneten Kunstdenkmäler, vor allem Handschriften, in katholischen Klöstern auf dem Festland geschaffen worden sein, um entsprechende Behauptungen zu untermauern. Diese einheitlichen >irisch-keltischen< Manuskripte wurden dann überall gefunden, von Krakau über Salzburg bis Bobbio.

Alle diese Feststellungen weisen eindeutig auf die >Große Aktion< hin. Für die Abtei von Achaboe liest sich das dann so: 577 AD gegründet, vom heiligen Canice (sprich: Kanike). AD 739 wird dessen Abt, der heilige Virgilius (ja, Virgil), Missionar und geht nach Österreich, um dort den Glauben an Christus zu predigen; er war 749-784 Bischof von Salzburg. 1984 wurde die Ruine von Achaboe mit finanzieller Hilfe des Erzbischofs von Salzburg restauriert. Eine Hand wäscht die andere.

Die verordnete Mission

Da wäre noch ein Grundprinzip zu nennen, das von mir mehrfach angesprochen wurde und nun eine weitere undogmatische Ausdrucksform erhalten soll:

1. Das moderne Christentum ist eine reine Schriftreligion. Die Ausbreitung erfolgte nicht durch passionierte Missionare im Volk, sondern durch Bücher von oben. In Deutschland sagt man Jesuskristus, in Frankreich Dschesükri, in Spanien Cheßukristo, in England Dschiseskreist usw., das bedeutet: Die jeweilige Aussprache des Namens der Hauptgottheit richtet sich nach der Schreibweise, nicht nach dem Klang. Das gilt für alle Götter und Heiligen der Christen, Märi wie Catalina oder Madlehn. Wäre das Christentum organisch ausgebreitet worden, müßten die üblichen Lautgesetze anwendbar sein.

2. Der heutige Umschwung der Kirche, die Änderung so grundsätzlicher Dinge wie des Glaubensbekenntnisses, ist leicht zu bewerkstelligen, weil es kaum Leute gibt, die sich da auskennen oder Interesse hätten. Nur die Priester müssen es akzeptieren, was durch den Gehorsamseid gesichert ist. Die Änderungen des katholischen Glaubensbekenntnisses fielen mir in Irland auf: Statt »niedergefahren zur Hölle« heißt es nun »hinabgestiegen in das Reich des Todes« und statt »Auferstehung des Fleisches« jetzt »Auferstehung der Toten.«

Im französischen Credo wird Jesus jetzt nicht mehr »begraben«, sondern »eingewickelt« *(enseveli).* Die alten Leute im Gottesdienst - und die meisten

sind ja alt - sprechen es noch gewohnheitsmäßig falsch, unbeachtet vom Priester, der etwas taub ist auf diesem Ohr. Ich denke, daß auch früher derartige Dogmenänderungen leicht und fast unbemerkt vollzogen wurden.

3. Es ist erstaunlich, wie reibungslos - und mit erleichtertem Aufatmen seitens der Bevölkerung - die Laifizierung der kirchlichen Güter und Pfründen vor sich ging, zuerst in Frankreich ab 1790, dann gegen 1803 ebenfalls in Deutschland, das noch nicht durch die Revolution unterworfen war. Allzulange kann die Herrschaft der Priester nicht gedauert haben! Erinnerte man sich damals noch vorinquisitorischer Zeiten? Später wurden die verlorenen Bastionen durch die Kirche zügig zurückerobert, diesmal besser fundiert mit guten schriftlichen Belegen. Im 19. Jahrhundert lief eine neue Phase der >Großen Aktion< ab. Das war nötig, als man sich wieder daran erinnerte, daß die alten Kirchengebäude einer anderen Religionsgruppe oder ganz schlicht dem Volk gehörten und von der Priesterkaste usurpiert sind.

4. Christliche Kirchen sehen von Land zu Land stark verschieden aus. Ein bodenständiges Element ist fast überall zu erkennen, so, als habe das Gebäude mit seiner Verwendung als Gotteshaus wenig zu tun. Von einer durchgreifenden Mission ist architektonisch keine Spur zu entdecken. Ein unbefangener Betrachter könnte denken, es wären kürzlich ältere, ganz verschiedenartige Kulte mit leichter Hand umgewandelt worden, wie man alte Wandbilder mit Kalk überstreicht. Hier ein paar Beispiele:

Die Stabkirchen in Norwegen sind alle aus Holz erbaut, obgleich gute Steine in Fülle herumliegen. Ohne Nägel wird alles durch geschicktes Einfügen der Balken zusammengehalten. Der Aufbau ist kompliziert, fast pagodenartig, mit sechs Dachstufen, die zentral um eine Achse angeordnet sind wie ein Turm, unverwechselbar im Stil, fremdartig. Die Giebel sind mit einer Art gehörntem Drachenkopf gekrönt wie Bug und Heck der alten Drachenboote. Ähnliche Gebäude - wenn auch eigen und verschieden - findet man nur in Rußland, und das liegt weit! Der Innenraum ist fast ohne Lichtlöcher, die Kerzen auf dem Altar erhellen den Raum spärlich, geschnitzte Figuren in den Holzbalken gewinnen Leben im flackernden Licht. Man steht beim Gottesdienst. Der gedeckte äußere Umgang - >*svalgang*< genannt - ist zugleich Versammlungsort.

Die Normannenkathedralen von Nordengland sind halb Festung, halb Kirche. Der zentrale Turm und das wehrhafte Westwerk mit zwei Türmen sind ihre gleichbleibenden Kennzeichen. Diesen Türmen fehlt die Spitze, wie auch die Türme vieler anderer gotischer Kirchen des Festlands in einer Plattform enden, im Elsaß und in Fribourg in der Schweiz. Ursprünglich dienten wohl alle >gotischen< Türme noch der Nachrichtenweitergabe.

Alle diese Verschiedenartigkeiten passen nicht zu einer angeblichen Römischen Kirche, die Europa >ein Jahrtausend lang< beherrschte, bevor die Reformatoren eine eigene Gestalt durchsetzten.

Teil 3

Die Inquisition als Wiege der Kirche

Am 17. Juni 2004 titelten die europäischen Tageszeitungen: »Das Schwarzbuch der Inquisition wurde vom Papst freigegeben« und gaben sich Spekulationen hin: »Eine Goldgrube für die Geschichtswissenschaftler« sei es, und »Aufklärung der menschenverachtenden Massenmorde durch die Kirche«. Wirklichkeit ist es ein weiterer Schritt zur Festigung eines gefälschten Bewußtseins, wobei die vorgegebenen Quellen immer standfester werden und die Geschichtsforscher immer desorientierter. Daß sie darin eine Goldgrube sehen, kann nicht bezweifelt werden, denn nun kann frei von der Leber weg geschrieben werden, ohne Angst vor Verfolgung.

Das Scheusal *Hexenhammer*

Auf unserem ersten Berliner Colloquium 1994 (später BGS = Berliner Geschichts-Salon) diskutierten wir Ethik, Moral, Ökologie und >Überbevölkerung< unter der Themenstellung: »Wieviel Ethik im Sinne Jerusalemer Religionen ist günstig? Gelten unsere Sympathien den Hexen oder den Abtreibungsgegnern?« Den ursprünglichen Begriff »im Sinne jüdischer Religion« mußten wir im Verlaufe der Diskussion durch »im Sinne Jerusalemer Religionen« ersetzen, da wir erkannten, daß die christliche Religion einen gleich starken Anteil an der Sinnesänderung der europäischen Verhaltensweise gegenüber Geburtenüberschuß hatte.

Wir beriefen uns dabei ausdrücklich auf das ethisch hochstehende und politisch sehr engagierte Werk von Heinsohn und Steiger (1985) über die Bedeutung der Hexen und ihre Ausschaltung durch die Christen. Es hebt einen Punkt hervor, der bisher nur wenig beachtet worden war: die demographischen Auswirkungen der Hebammentätigkeit bis zum Eingreifen der Inquisition. Die >Weisen Frauen< waren vor der Christianisierung nicht nur verantwortungsbewußt handelnde und medizinisch geschulte Personen des öffentlichen Lebens, sondern Trägerinnen der allgemeinen Weltanschauung und gesellschaftlicher Macht. Sie hatten es in der Hand, wann und wie Nachwuchs verhütet, abgetrieben oder nach der Geburt beseitigt wurde. Damit verbunden war das Überleben der jeweiligen Gemeinschaft in Würde gewährleistet, wie die beiden Autoren deutlich machen.

Die Hexen hatten einst ein annäherndes Gleichgewicht zwischen Sterbe- und Geburtenrate bewirkt und verdienen damit unsere Sympathie, stellten wir zunächst fest. Die Hexentöter planten einen ungehemmten Bevölkerungszuwachs und brachten in dieser Weise einen dynamischen Prozeß in Gang (Bevölkerungsexplosion), der heute nicht mehr umkehrbar ist. Die >Jerusalemer Ethik< - insbesondere ihr Verbot der Kindestötung und Abtreibung - ist im Prinzip dem Verhalten der Hexen feindlich. Sie stellt inzwischen die Grundlage unseres kulturellen und ethischen Selbstverständnisses dar, das nur durch tausendfache Tötung von andersgläubigen Erwachsenen (Hexen, auch Männern) erreicht wurde, um den religionseigenen Nachwuchs zu erhalten. Die Überbetonung der Fruchtbarkeit und Vermehrungsrate seitens der Jerusalemer Religionen könnte vielleicht durch den Schock einer gerade durchlebten Katastrophe, die mit teilweiser Auslöschung der Bevölkerung verbunden war, entschuldigt werden.

Leider haben Heinsohn und Steiger zu jenem Zeitpunkt noch nicht die chronologiekritischen Erkenntnisse beachtet und hin und wieder leicht erkennbare Fälschungen als Quellen benützt. Die Überbetonung des demographischen Aspektes wird selbst den >echten< Quellen nicht gerecht. Dessen ungeachtet sind die Grundzüge eindeutig: Um »1360« sehen die Autoren

das sprunghafte Ansteigen der Hexenverfolgungen, und das heißt: nach der Katastrophe. Damit wird die Absicht der Kirche deutlich, den großen Verlust an Menschenmaterial durch gesteigerte Vermehrung auszugleichen. Diese auf den Grundlagen der Katastrophisten stehende Erkenntnis wird ihren Platz in der allgemeinen Geschichtsanalyse behaupten. In ihrer Einseitigkeit ist diese Auflösung des Problems jedoch anfechtbar.

Das noch bis in die Neuzeit als vorbildlich angesehene Buch des griechischen Arztes Soranos über die Gynäkologie (angeblich 2. Jahrhundert u.Ztr., siehe: Kollesch/Nickel) bringt das Wissen der vorchristlichen Frauenheilkunde in aufgeklärter Form, wobei besonders der Berufsstand der heidnischen Hebammen geschildert wird (Buch, I, Kap. 3 u. 4): Geeignet sind nur gebildete Frauen, die lesen und schreiben können, von schneller Auffassungsgabe und mit gutem Gedächtnis, um sich weiterbilden zu können, arbeitsfreudig, von gesundem Körperbau, nüchtern und verschwiegen und von edlen Gedanken bewegt, nicht geldgierig usw. kurz: Nur die besten Frauen der Gesellschaft können Hebammen werden. Dies entspricht auch ihrer großen Bedeutung, denn sie bestimmen mit ihrem Können und Handeln den Fortbestand des Volkes.

Gegen diese Frauen haben die Christen einen jahrhundertelangen Kampf gefochten und ihn bis in die unzugänglichsten Winkel des Landes getragen, um auch die letzten Trägerinnen dieser hohen Berufsehre auszurotten. Die letzten verbrannten Hexen waren nur noch Zerrbilder ihrer einstigen Macht, erbarmungswürdig; dennoch kannte die Kirche kein Erbarmen. Hier war mehr als nur demographische Politik im Spiel. Heinsohn und Steiger haben in ihrer epochemachenden Untersuchung nicht beachtet, daß es der Kirche bei den Verbrennungen der Hebammen um eine Weltanschauung ging, die in den Praktiken der Nachwuchsregulierung nur ihr sichtbarstes Ergebnis brachte, sich aber nicht darin erschöpfte. Dies geht aus allen Schriften der Inquisition deutlich hervor.

Der Rückhalt, den die Hexen im Volk hatten, ist nicht zu übersehen (Caro Baroja und Peuckert 1961, S. 285, haben das bekräftigt). Jeder Ort in Deutschland hatte seinen Hexenplatz, sogar mehrere, wo sich Frauen ungestört treffen konnten (ebenda, S. 301). Das lateinische Wort für >Hexe<, *Strix,* bedeutete ursprünglich nur >Frau< oder >Mädchen<, es gibt auch die Form >Strigholde<. Dabei ist das x am Ende durchaus echt, wie in Rex und Lex und Max und Nix, und eben Hexe.

Beim Hexenkult handelt es sich um ein soziales Geschehen, kein psychologisches. Die vorgezeigten Prozeßakten der Inquisition bezeugen, daß es europaweit von Portugal bis Polen und von Schweden bis Apulien mindestens zweihundert Jahre lang brannte. Oft wurden Dutzende von Familien, ja ganze Dörfer angeklagt und viele Leute hingerichtet. Einzelne Schamaninnen können diese Hexen nicht gewesen sein. Im Prozeß von Zugarramurdi

im Baskenland 1610 wurden 300 Menschen angeklagt, »die Kinder nicht mitgerechnet« (S. 199). Das besagt doch, daß es sich um eine Gesellschaft handelte, und nicht um einzelne Zauberinnen oder Magier. Die Aquelarres (Zusammenkünfte, Feste) in diesem Ort wurden von einer Königin geleitet, einer verheirateten älteren Frau (S. 202). Man spricht darum eher von einer Sekte und vergleicht die religiösen Feiern mit den antiken Mysterien von Bakchos oder Dionysos, von denen sie nur zeitlich getrennt seien, nicht dem Inhalt nach. Auch zeitlich nicht - ist nun die neue Erkenntnis.

Als eines der strafbaren Kennzeichen der Hexengemeinschaft wird das linksläufige (gegen den Uhrzeigersinn) Umwandeln des Heiligtums oder der Kirche angegeben, wie es heute noch bei den >Altgläubigen< von Santiago in Spanisch-Galizien bis zu den Böngemeinden in Tibet Brauch ist, und denen die staatlichen Religionen die umgekehrte Richtung entgegengesetzt haben. Auch das ist ein gesellschaftliches Merkmal, keine Verirrung von hysterischen alten Weibern; oder die Verpflichtung, das beim Gemeinschaftsmahl vom Teufel erhaltene Geld schnell wieder auszugeben: Es erinnert an die Brakteaten, die innerhalb eines Jahres ihren Wert einbüßten. Dagegen ging die Kirche mit Feuer an, weil ihre Wirtschaftsform darunter litt.

Wenn ich an dieser Stelle zusätzlich den *Hexenhammer* von Sprenger und Institoris als Quelle anführe, muß ich zugleich anmerken, daß kritisch gesehen weder die Autorschaft noch das allgemein behauptete Datum der Erstveröffentlichung (1487) heute mehr vertreten werden können, zumal die ersten Drucke ein halbes Jahrhundert jünger sind. Das ändert nichts daran, daß die Inquisition sich mit diesem Buch eine theologische Verteidigung ihrer Morde schuf, deren Inhalt als solcher ernst genommen werden muß.

Die Frauenfeindlichkeit der Kirche tritt nirgends so kraß in den Vordergrund wie im *Hexenhammer.* Sicher hat das etwas mit der Aufgabe der Frau in der vorchristlichen Gesellschaft zu tun: Sie war die Traditionsträgerin, sie bewahrte den Glauben und die Überlieferung. Sippenaustilgung, wobei auch kleine Kinder nicht geschont wurden, ist Ausdruck jener in monotheistischen Religionen verbreiteten Vorstellung, daß die Glaubensform mit dem Blut vererbt wird. Hier ist der Nationalbegriff der Renaissance verankert. Die Hexenverfolgungen lassen durchblicken, daß die Kirche bei Übernahme der vorherigen kultischen Formen die Frauen verdrängte und durch Männer ersetzte. Die Priesterkleidung der römischen Kirche erinnert noch an Frauenkleidung und damit daran, daß einst Frauen priesterliche Funktion ausübten (siehe: Topper 2003b). Auch die Mitra des Bischofs geht auf eine weibliche Kopfbedeckung zurück; die Griechinnen trugen sie als Kopfbinde, die Römerinnen als Kopftuch. Die Zipfel wurden zu den an der bischöflichen Mitra hängenden Bändern *(infulae).*

Es scheint ziemlich sicher und wird in vielen Untersuchungen betont, daß die aus den Urteilsschriften erkennbare Form des Hexenwahns von den Chri-

sten erzeugt worden war. Die darin genannten Delikte sind nur denkbar im monotheistischen Umfeld, und der Opferbegriff ist gerade ein Merkmal dieser Weltanschauung. Wenn man liest, mit welch satanischer Freude die Scheiterhaufen an den Blutsonntagen errichtet und dem Volk präsentiert wurden, fühlt man sich in alttestamentarische Zeiten versetzt.

Die Kirche hat sich ihre Hexen allerdings erst selbst schaffen müssen, das geht aus oben Gesagtem ebenfalls hervor. Der *Hexenhammer* beginnt schon mit der Klarstellung, daß derjenige, der nicht glaubt, daß es Hexen gebe, dem Tode verfallen sei. In dieser Verteidigungsschrift des christlichen Glaubens wird mit umständlichen Zitaten aus Kirchenschriftstellern und der *Bibel* immer wieder betont, daß der Glaube an die widernatürlichen Praktiken der Hexen und Zauberer die Grundbedingung für den Freispruch ist. Mit Hexerei war weder ländlicher Aberglaube noch Jahrmarktzauberei gemeint, wie immer hervorgehoben wird, sondern eine fremde Weltanschauung, die man am ehesten noch als >schamanistisch< bezeichnen könnte. Dies entsprach dem taktischen Vorgehen der Kirche in allen Bereichen: Man schuf sich seinen Gegner nach eigenem Rezept, bevor man ihn anklagte. Denn eine Anklage gegen wahrhaftige Zustände wäre nach hinten losgegangen.

Wichtig ist also, daß nicht nur die Inquisitoren den Glauben an Geister, Hexensabbat, Luftritte und Teufelsbündnis aufrechterhalten mußten, sondern auch die Angeklagten, wollten sie irgendeine Chance auf Überleben haben, mußten das vorgeben. Jesus selbst hatte ja mit dem Teufel gesprochen und sich von ihm durch die Luft auf einen hohen Berg entführen lassen (Matth. 4, 8). Sicher ist, daß erst der *Hexenhammer* alle diese verstreuten Züge des Aberglaubens zu einem System zusammenfaßte, wobei Augustin und Thomas von Aquin am meisten ausgeschöpft wurden.

Wie ich in meinem vorigen Buch (2003a, S. 46) schon anführte, wurde den Hexen zum Vorwurf gemacht, daß sie der Religion des Zarathustra anhingen. Hier liefere ich nun das Zitat nach, das ich für bekannt hielt: »Aber da Zoroaster selbst eifrigst auf solche Taten aus war, und zwar nur vermittelst der Beobachtung der Sterne, wurde er vom Teufel verbrannt.« *(Hexenhammer,* I, 2; in der Übersetzung von Schmidt S. 28) Tatsächlich gehörte zu den ersten Fragen des Inquisitors stets, ob die Hexe oder der Zauberer dem dualistischen Glauben des Zoroaster anhänge. Wurde das von den Angeklagten bejaht, war keine weitere Verhandlung mehr nötig, das Todesurteil war gesprochen.

Zur vorchristlichen Religion in Europa und dem damit aufgeworfenen Problem der Verfolgung und Ausrottung der Weisen Frauen erschien 1998 ein Buch der Schweizerin Sonja Rüttner-Cova, das auf Bachofen, Kerényi, Bächtold-Stäubli usw. aufbaut, aber Sir Galahads *Mütter und Amazonen* nicht einbezieht. Aus ihren zahlreichen Zitaten geht eindeutig hervor, daß die Anbetung der Frau Holle im 16. Jahrhundert noch weitverbreitet war, so etwa

in einem *Glücksbuch* von 1539, wo »Frauw Hulda« als die »Vernunfft« bezeichnet wird. In Holland (heißt das nicht nach ihr?) entspricht ihr die latinisierte Nehale(nnia) mit Schiff, in der katholischen Kirche später die heilige Ursula mit ihren elftausend Jungfrauen, im Norden die Santa Lucia, die anstelle der Jul (= Hel, Holda) genannt wird. Nach deutschem Volksglauben kehren die ungetauften Kinderseelen immer noch zur Frau Holle zurück, weil sie nach katholischer Lehre nicht in den christlichen Himmel kommen.

Als Vorläufer des *Hexenhammers* wurde unter anderem der Dominikaner Johannes Nider genannt, der in seinem *Formicarius* hauptsächlich aus Frankreich stammende Beispiele anführt, was darauf schließen läßt, daß die entsprechenden Prozesse in Deutschland noch nicht begonnen hatten (C. Meyer, S. 326).

Einer der frühen Bekämpfer des heidnischen >Hexenwesens< in Deutschland war der Abt Trithemius (Trittheim, 1462-1516), der in seiner urwüchsigen Art in seinem Buch *Gegner der Zauberei* Riten vorschlägt, die sich von denen der vermeintlichen Hexen kaum unterscheiden, wenn man mal davon absieht, daß statt Nikolaus oder Teufel nun Jesus und Maria angerufen werden. Dazu empfiehlt er Amulette, hergestellt aus Friedhofserde, Hostien, geweihtem Kerzenwachs mit verschiedenen Kräutern gemischt und mit Weihwasser zurechtgeknetet; solche Amulette werden dann über der Haustür, an der Kinderwiege oder im Stall angebracht, auch am Hals getragen; oder es werden komplizierte katholische Baderituale beschrieben, die gegen die heidnischen Zauberer helfen sollen (Soldan-Heppe, S. 121 ff.).

Man sieht hier den offenen Kampf zwischen zwei Religionen, der noch nicht entschieden ist und in der Lebenszeit dieses gelehrten Benediktiner-Mönches auch nicht entschieden wurde. Die Gewaltanwendung begann erst damals. Der *Hexenhammer* beruft sich mittelbar auf Trithemius, woraus ebenfalls ersichtlich ist, daß er nicht schon 1487 gedruckt gewesen sein kann, wie allgemein behauptet wird.

Die Neuherausgeber (BJT 2003) der Schmidtschen Übersetzung des *Hexenhammers* erklären in ihrem fast hundert Seiten langen Vorwort den Mitautor Sprenger zur *persona grata* und schieben alle Schuld dem bösen Heinrich Kramer zu, der auch die »Aprobatio« (= Beglaubigung) selbst geschrieben hat, wie man vermutet, noch dazu dermaßen schlecht gefälscht, daß es auffällt. Die mitgelieferte päpstliche Bulle könnte ebenfalls aus seiner Feder stammen.

An einigen Stellen werfen die Herausgeber Fragen auf, die sie nicht beantworten: »Die 29 Auflagen des *Malleus Maleficarum,* die bereits Hansen ausgemacht hat und die durch die gründlichen Forschungen Andre Schnyders im wesentlichen bestätigt worden sind, wo sind sie geblieben? Dreizehn dieser Auflagen sind allein bis 1523 erschienen, großzügig gerechnet wohl 10 000 Exemplare.« Das ist undenkbar, denn Bücher kosten Geld, wo hätte dieser Bedarf herkommen können?

Aus einigen Indizien möchte ich schließen, daß das Buch 1532 noch nicht existierte, da es die von Kaiser Karl V. abgesegnete deutsche Rechtsverfassung noch nicht erwähnt und nicht darauf Bezug nimmt (BJT, S. 14). Bis zum Jahre 1536 dürfte es entstanden sein, denn dann wird es in Spanien von der Inquisition als unzulässig bezeichnet. Es soll sehr hastig geschrieben sein, mit zahlreichen flüchtigen Fehlern und Widersprüchen, wie alle Kommentatoren betonen. Das hätte man bei so vielen Auflagen im Laufe der Jahre bis 1536 bereinigen können. Ich vermute, daß wir hier wieder einmal eine literarische Nachreichung zur Rechtfertigung der Inquisitionsprozesse und Lenkung der weiteren Vorgänge haben, nicht etwa ein frühes Rechtsmittel.

Die Neuherausgeber betonen mehrfach, was auch im *Hexenhammer* selbst steht: »die von der Bevölkerung gewünschten Strafaktionen gegen Hexen« (S. 15) wurden von der Kirche zunächst nur zögernd und mit großer Nachsicht durchgeführt. Eben darum wurde die päpstliche Bulle erlassen und Kramer zur Durchsetzung der Prozesse beauftragt. Wer die kirchliche Sprachregelung kennt, weiß, was hier gespielt wird.

Auch Heinsohn/Steiger (S. 156) stellen fest, daß diese Art der Hexenverfolgung in Deutschland recht neu gewesen sein muß. Eine 1587 in Kiel verurteilte Frau sagte aus, daß sie nun 102 Jahre alt sei, und in ihren jungen Jahren hätte man noch nichts davon gewußt, daß jemand um solcher Reden und Segensprechen bestraft oder verbrannt worden wäre.

Im *Hexenhammer* steht, daß zur Zeit von Pius II. (1458-1464) das Amt der Inquisition noch nicht eingeführt war (II, Kap. 10, bei Schmidt: S. 110). Da dies heute als falsch gilt, übersetzen BJT diese Stelle etwas anders (S. 447). Bei der Wirrheit des lateinischen Textes sind solche Manipulationen möglich.

Der Hersteller des *Hexenhammers* hat nicht nur Sorge getragen, daß möglichst frühe Personen und Prozesse genannt werden, sondern hat auch absichtlich altertümliche Vorstellungen eingebaut, um das Buch >zu veralten<. Am Schluß von Kap. 14 im ersten Teil (Schmidt, S. 188, BJT 316) sagt er, daß die Strafe für Hexen nach alter Vorschrift die sein müsse, daß sie den Bestien vorgeworfen werden; er denkt dabei an die römischen Zirkusspiele, die der Bevölkerung wohl noch in Erinnerung waren.

Wie wir gerade hörten, hat der Klosterabt Johannes Trittheim (gest. 1516) noch selbst Zauberei ausgeübt und war dafür berühmt. Er beschimpfte den Magier Dr. Johannes Faust (gest. 1539) als Prahler und Narr, aber nicht als antikatholisch! Die Magier, die als Anhänger des Zarathustra gelten, waren ja gerade ins Evangelium eingefügt worden, weil sie vom Volk weithin verehrt wurden, als Heilige Drei Könige. Die Ableitung der Zauberei von Zoroaster (so meist die damalige Schreibweise statt Zarathustra), dem Sohn des Ham, also Enkel des Noah, der die Sintflut überlebte, ist noch theologisch korrekt und positiv; sein Bund mit dem Teufel, der ihn zum Fliegen befähigte, ist noch kein Verstoß gegen die Lehre der Christen. Zwar wurde Dr. Faust

mehrmals aus Städten verjagt, jedoch nicht wegen Ketzerei, sondern einfach wegen Betruges. Der *Hexenhammer,* der einzelne Züge dieses Zauberaberglaubens zu bekämpfen versucht und dabei Zoroaster zweimal mit Namen nennt, wendet sich also gegen Trittheim und Faust (und andere, Paracelsus ist an erster Stelle zu nennen), kann also nicht vorher geschrieben und schon gar nicht vorher wirksam ausgeübt worden sein. Die von Edwin Johnson vorgeschlagene Jahreszahl 1535 als Untergrenze für alle diese Bücher hat wohl auch hier ihre Gültigkeit, obgleich wiederum betont werden muß, daß die Jahreszahlen auch nach diesem Zeitpunkt noch nicht feststehen, denn jede >Republik< datierte anders; erst nach dem Tridentinum werden die Jahreszahlen sicherer, wobei sie selbst nach 1600 noch um Jahre schwanken können.

Die Inquisition war keine auf Deutschland beschränkte Einrichtung, auch wenn der *Hexenhammer* nur für West- und Süddeutschland verfaßt war (die Einfügung des Bistums Bremen in den Text ist nachträglicher Zusatz, wie längst erkannt wurde). Begriff und Vorgehensweise der Inquisition stammen aus Spanien, darum wurde dort der recht junge *Hexenhammer* abgelehnt. In Italien konnte die Inquisition nur mit äußerster Gewalt (und größter Vorsicht zugleich) von Süden her schrittweise eingeführt werden, Rom erreichte sie erst gegen 1542. Die Befragung (das bedeutet >Inquisition<) hatte in Kastilien und Aragön ihren Anfang genommen im Zusammenhang mit dem Sieg über die letzten Maurenherrscher von Granada. An dieser Schnittstelle läßt sich der Vorgang der Christianisierung am besten ablesen, weshalb wir nun in das damals modernste und mächtigste Land reisen wollen.

Die ersten >Katholischen< Könige

Was ich über die Einführung des Katholizismus in Spanien herausgefunden habe, indem ich spanische Geschichtswerke und Schulbücher aufmerksam las, steht verstreut in manchen meiner Schriften (1998 u.f.). Bevor ich fortfahre, wiederhole ich hier die Grundzüge. Wie überall in Europa war auch in Iberien bis zum 15. Jahrhundert eine Gesetzesreligion vorherrschend, die in großen Zügen mit der europäischen Gerechtigkeitsreligion und der Lichtreligion (zu den Begriffen siehe: Zarnack 1997 u. 1999 sowie Topper 2003a) identisch ist und von der herrschenden Schicht getragen wurde, hier von den Westgoten (richtiger: Visigoten, im folgenden kurz >Goten< genannt, auch wenn dazu Wandalen, Schwaben, Alanen, Burgunder, Franken, Normannen und weitere europäische Völker gehörten und zeitweise selbständige Reiche hatten).

Unter >Gesetzesreligion< oder >Gerechtigkeitsreligion< verstehe ich eine allgemein verbindliche Rechtsprechung, die zugleich kultische Formen benützte. Sie näher auszuführen ist nicht Inhalt dieses Kapitels (das folgt in Teil 11). Mit wenigen Worten sei daran erinnert: Schwur und geschriebenes

Gesetz waren die Grundlagen; Vögte und Schöffen sprachen Recht in einer kurzfristig errichteten Hütte, dem Zelt (deutsch >Gerichtslaube<, span. *toldo* daher die Namen der westgotischen Königsstädte Toulouse, Toledo und Valladolid), und der oder die Freie schwur bei Steinfiguren; die Adligen wählten König oder Königin aus der ersten Familie, die in Steinhäusern (Königshallen) inthronisiert wurden und später auch dort Recht sprachen; aus den Hallen wurden Kirchen.

Die Übernahme eines archaischen Christentums (>Arianismus<, der Begriff ist völlig verdreht worden) im 15. Jahrhundert geschah gewaltlos und individuell. Monotheistische Minderheiten, die nicht zum neuen Christentum übertraten, wie Juden oder Mohammedaner (Sarazenen, Moros, Moslems), wurden als fremde Nationen behandelt. Die Königshäuser vertraten grundsätzlich nur die Gerechtigkeitsreligion, um allen Untertanen gleichmäßig gerecht werden zu können.

Mit Ferdinand von Aragön wandelt sich diese Einstellung. Durch den Einfluß seitens seiner Großmutter übernimmt er für sich den katholischen Glauben und überträgt dies nach der Heirat (1469) auch auf seine Gemahlin, Isabella von Kastilien. Diese hatte bei ihrer Inthronisierung als Königin (sehr jung, 1468) noch in heidnischer Art ihren gotischen Gefolgsleuten, den Granden, den Treueschwur abgelegt bei den Steinstieren von Guisando auf den Gotischen Feldern. (Man beachte diesen Punkt, der in den folgenden Generationen schrittweise umgekehrt wurde: die Granden schwuren Isabellas Großenkel Philipp II. die Treue, als er sich krönen ließ, was den altgläubigen Goten pervers vorkam.) Das Königspaar Isabella und Ferdinand läßt sich von etwa 1488 (rückdatiert) an als »Katholische Könige« titulieren (katholisch bedeutet: universell, allgemeingültig). Die Erstmaligkeit dieses Vorgangs in Europa ist auffällig. In der Folgezeit wurden auch ihr Enkel Karl (I. oder V.) *(Abb. 22)* und dessen Sohn Philipp II. als »Katholischer König« bezeichnet (nur diese beiden), da sie, ohne selbst katholisch zu sein, diese Religion politisch benützten und teilweise auch beschützten. (Noch eine Anmerkung: Die genannten Jahreszahlen des 15./16. Jahrhunderts entstammen den allgemeinen Lehrbüchern. Inwieweit sie verläßlich sind, muß noch offenbleiben; daß bei einigen - hauptsächlich die Kirchendokumente betreffend - eine Verschiebung um Jahrzehnte möglich ist, ändert kaum etwas an der grundsätzlichen Darstellung.)

Nach der Eheschließung der jungen Könige brach ein Bürgerkrieg aus. Heinrich, Stiefbruder von Isabella, machte ihr die Herrschaft streitig. Nach seinem Tod 1474 wurde sie durch ihre Nichte Johanna weiterbekämpft. Die Spaltung ging durch ganz Europa; Burgunder und die Engländer von York waren auf seiten der jungen Königin; Franken und die englischen Lancasters stritten für Johanna. In Spanien und Portugal ging die Parteinahme mitten durch die Gaue. 1479 trat endlich Frieden ein, und die spanischen Könige



Abb. 21: Kaiser Karl V. Marmorrelief (Prado, Madrid). Foto: U. Topper

verheirateten ihre Tochter Isabella mit dem Thronfolger Portugals, Alfons, im Vertrag von Alcáçovas, bei dem erstmals auch die Einflußsphäre auf dem Atlantik aufgeteilt wurde (dazu mehr im Kapitel über Kolumbus).

In diesem Zeitraum festigte sich die Macht von Kastilien-Aragon, und damit nahm die Christianisierung einen ungewöhnlichen Aufschwung. Viele Intellektuelle und vermögende Leute, allen voran die hochgestellten Juden, nahmen die Taufe an und wurden durch Begünstigung der Katholischen Könige schnell zu höchsten Würdenträgern im Staat und in der neuen Kirchenhierarchie. Innerhalb eines Jahrzehnts waren viele wichtige Staats- und Kirchenämter und fast der gesamte Geldverkehr in Händen der Bekehrten *(conversos,* später auch >*marranos*< genannt): Der General des Ordens von S. Hieronymus, Alonso de Oropesa, Bischöfe wie Pablo de Santamaria von Burgos (der vorher Salomon ha-Levi hieß), Professoren und sogar der Beichtvater von Königin Isabella, Hernando de Talavera (siehe: Pulido, S. 23 u.ö.), waren getaufte Juden. Es gab übrigens auch unter den Juden einen Adel, der sich auf gotische Ursprünge zurückführte, womit erkennbar wird, daß viele dieser jüdischen Familien erst eine oder zwei Generationen dem mosaischen Glauben anhingen. Die Übernahme dieser Personen in die Staatshierarchie war folgerichtig. Außerdem scheint es mir selbstverständlich, daß die gebildeten, sprachkundigen und welterfahrenen Juden als erste freiwillig das Christentum annahmen, mithin also kaum die Haudegen der gotischen Nobilität, sondern vor allem die schon vorher durch einen monotheistischen Kult erzogenen und für feinere Kultur aufgeschlossenen Juden und Moslems sowie iranische Kultanhänger (Zoroastrier und Mithrasgläubige).

Wie man sich denken kann, waren unter den Überläufern zum Christentum nicht nur überzeugte Monotheisten, sondern auch viele Opportunisten und heimliche Unterwanderer, da gewöhnlich wegen der unteilbaren Besitzverhältnisse Familien geschlossen zum neuen Glauben übertraten. Diese >lauen< Personen erzeugten Argwohn, und das soll der Grund für die Ein-

richtung der Inquisition gewesen sein. Tatsache ist - wenn auch das Datum 1480 zu früh angesetzt sein dürfte -, daß der erste Großinquisitor, der berüchtigte Torquemada, selbst vom Judentum kam.

Die Vertreibung der islamischen Herrschaften von der Iberischen Halbinsel war ursprünglich kein politisches Ziel gewesen, auch wenn die immer wieder aufflammenden Feldzüge zwischen Goten und Sarazenen diesen Eindruck vermitteln mögen und später als eine sieben Jahrhunderte währende ständige Kampfsituation geschildert wurden *(Reconquista,* >Wiedereroberung<). Die Widerlegung dieser christlichen Propaganda ist durch Ignacio Olagüe gelungen und von mir mehrfach dem deutschen Leser vermittelt worden (1998, 1999).

Das Katholische Königspaar verfolgte einen ehrgeizigen Plan, nämlich die Eroberung des letzten maurischen Königreichs auf dem Festland, Granada. Hierbei wurden erstmals religiöse Obertöne im Kampf eingesetzt, weil mit diesem Machtmittel unverhältnismäßig stärkere Kräfte freigemacht werden konnten als früher, als noch Goten und Sarazenen oft gemeinsam gegen andere Goten und Mauren gekämpft hatten. Man sprach nun von einem heiligen Krieg der Christen gegen die Moslems, etwa wie die später tradierten Kreuzzüge gestaltet, die in der spanischen Propaganda auch nach der Eroberung Granadas weiterhin vornean standen (dann auf Afrika und Jerusalem gerichtet).

Zwei Bewegpunkte waren vorrangig: Erweckung von Fanatismus der desinteressierten Bevölkerung Nordspaniens zum Krieg gegen die ebenfalls friedlichen Moslems des Südens; und Gleichschaltung der ungemein reichhaltigen und verschiedenartigen religiösen Strukturen des vereinigten Königreichs Kastilien-Leon-Aragon zum Zweck der besseren Beherrschbarkeit der Bevölkerung. Mit diesen durchgreifend neuen Ideen bricht auch in Spanien die Renaissance aus, in der Folgezeit tatkräftig unterstützt durch die katholische Kirche, besonders durch die spanischen Päpste in Rom: Alexander Borgia und seine Söhne ab 1492 und Hadrian aus Flandern, der Karl V. als Knaben unterrichtet hatte und ihn in dessen Abwesenheit als Regent Spaniens vertrat.

Im Krieg gegen Granada, der mit unterschiedlicher Heftigkeit rund ein Jahrzehnt dauerte und in Spanien als >die Bürgerkriege< bezeichnet wird *(las guerras civiles),* wurden viele junge Männer aus der bäuerlichen Bevölkerung mit großartigen Versprechungen von Beute und Landgewinn herangeholt, meist jüngere Söhne, die keine Hoffnung auf einen eigenen Erbbauernhof hatten. Die Verpflichtung, die sie als Fahnenschwur zugleich ableisten mußten, war der Übertritt zum christlichen Glauben und die Beibehaltung dieser Taufe fürs ganze Leben. Ohne nähere Kenntnis des Christentums und bei verharmloster Darstellung der religiösen Pflichten fiel den meisten dieser Schwur leicht.

Hier beginnt erstmals so etwas wie Ablaßhandel: Allen Verfolgten und Geächteten wurden ihre Verbrechen erlassen, wenn sie sich ins Kreuzzugsheer einreihten. In zweiter Stufe wurde der Ablaß ausgeweitet: Wer nicht mitkämpfte, mußte eine Steuer entrichten, die ihn befreite; das mußten sogar einige Städte bezahlen! Sie kamen dadurch ebenfalls in den Genuß des Ablasses. In der dritten Stufe wurde dann ein allgemeiner religiöser Schuldenerlaß, auch für Verstorbene, verkauft, der auf das ganze Reich ausgedehnt wurde.

Die landlosen Bauern und Entwurzelten, die aus Navarra und Aragon, aus Kantabrien und Kastilien (auch aus dem Deutschen Reich) zu den Fahnen der Katholischen Könige liefen, wurden nicht gläubig durch den Eroberungszug, bei dem sie die >Mohren< von der Halbinsel vertrieben, sondern sie erhielten Land für das Versprechen, formal das Christentum anzunehmen. (Dies steht in allen Dokumenten der damaligen Zeit und wird auch von der offiziellen Geschichtsschreibung Spaniens nicht anders berichtet.) Sie wurden nun >Alte Christen< genannt, wogegen die unterworfenen Andalusier, wenn sie formal übertraten, als >Neue Christen< bezeichnet wurden. Der Unterschied war durchaus ethnisch aufgefaßt, wie in Amerika deutlich blieb, wo spanische Europäer (dort >Goten< genannt) als >Alte Christen<, Indios als >Neue Christen< bezeichnet werden.

Nach dem Sieg über die Moslems (Granada wurde am 2. Januar 1492 vom Emir den Katholischen Königen übergeben) blieben viele Kämpfer aus Dankbarkeit und Überzeugung Christen. Viele, aber bei weitem nicht alle.

Die in ihre Heimat rückströmenden Krieger fielen häufig wieder in den angestammten heidnischen Glauben zurück, auch viele in den neu eroberten Gebieten. Dagegen wurde nun ein Machtmittel eingesetzt, das schon während des Feldzugs für religiöse Ordnung gesorgt hatte: das Heilige Büro, auch >*Inquisition*< (Befragung) genannt, weil bei den Gerichtsverhandlungen ein Fragenkatalog verwendet wurde. Mehr als durch Fragen den Tatbestand des Rückfalls vom neu angenommenen Christentum zum Heidentum festzustellen war den Inquisitoren nicht gestattet; eine Strafe durfte nur die weltliche Macht, also das Königshaus, verhängen und durchführen lassen. Allgemein bestand sie in der Verurteilung zur Rückgabe des geschenkten Landes.

Die legendäre Gründung des Heiligen Büros liegt im dunkel, sie wurde durch kirchliche Geschichtsschreibung teilweise schon ins 12. und 13. Jahrhundert zurückverlegt, einem erfundenen Ordensgründer namens Dominikus zugeschoben. Diese Texte sprechen dann von einer »Wiedereinrichtung« der Inquisition (parallel zur »Wiedereroberung«), wenn sie die historisch faßbaren Ereignisse des ausgehenden 15. Jahrhunderts erwähnen. Darin wird die offizielle Gründung auf 1480 für Kastilien festgelegt 1482 entstanden die ersten Büros in Sevilla, Cördoba, Valencia und Zaragoza, also zunächst nur in ehemals islamischen Gebieten. 1485 ist Toledo dran, 1488 Salamanca, jetzt also im Herzen gotischer Kultur, 1512/13 wird die Macht auf Navarra aus-

gedehnt und erst 1574 nach mehrfachen gescheiterten Versuchen auch Galizien erobert, gleichzeitig etwa mit Mexiko und Peru.

Bei den Daten folge ich der offiziellen Geschichtsschreibung, die in Walker sowie in Miguel/Sanchez nachzulesen ist; im Zweifel halte ich mich vorrangig an das Werk des äußerst mutigen Aufklärers und Vernichters der Inquisition, Llorente. Juan Antonio Llorente war ab 1789 Generalsekretär der Inquisition in Spanien, verlor den Posten kurzfristig, wurde bald wieder eingesetzt und konnte unter napoleonischem Schutz die Inquisition auflösen. Beim Umschlagen der politischen Meinung 1818 mußte er nach Frankreich fliehen, wobei er alle erreichbaren Akten mitnahm und sein Lebenswerk verfaßte. 1820 konnte er zurückkehren und starb 1823 in Spanien. Seine vorsichtigen Versuche einer Datierung der Anfänge orientieren sich an den nicht immer eindeutig überlieferten Regierungsjahren der Päpste als Rückhalt, denn eine genaue Jahreszählung nach AD war in den Dokumenten der frühen spanischen Inquisition noch nicht vorhanden.

Die erste Maßnahme der Katholischen Könige nach dem Sieg war die Vertreibung der Juden. Drei Monate nach der Einnahme Granadas wurden sie vor die Entscheidung gestellt, entweder unter Verlust ihrer Habe auszuwandern oder sich taufen zu lassen. Damals traten viele Juden zum Katholizismus über, weil sie glaubten, daß dies eine umkehrbare Handlung sei. Gefehlt! Die Inquisition richtete ihren Argusblick zuallererst auf die neuen Täuflinge, die >Neuen Christen<, die im Gegensatz zu den >Alten Christen< nach 1492 getauft waren.

An diesen Unglücklichen wurden grausame Schauspiele durchgeführt: Rückfällige Juden *(Marranos,* >Schweine<) wurden öffentlich verbrannt. Juristisch hatte die Inquisition nur diese Aufgabe und Berechtigung: Rückfällige zu bestrafen. Juden, die sich nicht taufen ließen, standen außerhalb ihrer Gerichtsbarkeit als eigene Nation. Hier ist der damalige Begriff der >Volkszugehörigkeit< erkennbar; ich komme darauf zurück.

Die erste Frage des Inquisitors war darum stets: Bist du getauft worden? Wenn der Angeklagte verneinte, mußte er innerhalb von sechs Monaten das Land verlassen oder die Taufe auf sich nehmen. Bejahte der Angeklagte, dann wurde ihm jede Art von judaisierender Handlung, also zum Beispiel am Freitagabend die Sabbat-Lampe anzuzünden oder Schweinefleisch zu verabscheuen, als strafwürdig angekreidet und damit sein Urteil gesprochen.

Dieser Kampf gegen die Rückfälligen wurde bald auch auf den Norden der Halbinsel ausgedehnt. Man unterzog alle, die als Erwachsene getauft worden waren, eingehender Prüfung, in der nächsten Generation schon alle Christen, und merzte auf diese Weise im Laufe von einigen Generationen evangelische oder pietistische Tendenzen aus. In anderen Ländern wurden mit diesem Machtmittel später auch heidnische Praktiken und Rituale bekämpft (etwa Hexerei, Heilkunde und sexuelle Freizügigkeit).

Santaella veröffentlichte im Jahre 1503 ein Gespräch zwischen Lehrer und Schüler, *Tratado de la Inmortalidad del Alma* (Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele), in dem er sich gegen die neuen Christen wendet, die materialistisch wie Averroes denken (d. h. gegen die Juden). Darin verurteilt er scharf die Vorstellung von der Seelenwanderung, die im Volksglauben fortbestand. Dann ist dies keine gelehrte Abhandlung gegen Philosophen, sondern eine volkstümliche Zurechtweisung der Neugetauften! (Gil 1987, S. xxv) Es ist kaum anzunehmen, daß die Juden die Metempsychosis vertraten, sondern eher die Heiden, die damals noch im Volk tonangebend waren.

Nach der >endgültigen< Vertreibung der Moslems etwa 120 Jahre nach dem Fall von Granada - sie wurden mit Schiffen der spanischen Armada nach Afrika gebracht - wütete die Inquisition auch gegen die übergetretenen Sarazenen (>Mohren<), die im Lande geblieben waren (diese Fälle sind selten und gehören nicht zum augenblicklichen Thema.)

Das Heilige Büro vergriff sich zunächst nur an den Neugetauften, und das heißt hier: den nach dem Sieg (1492) Getauften. Viele von ihnen waren vorher Juden gewesen, die - auch wenn sie in Kastilien, Aragön usw. wohnten - am Feldzug (>Heiligen Krieg<) gegen den Emir von Granada nicht teilgenommen hätten, höchstens als Geldgeber, und darum keine Gnade erwarten konnten.

Anzumerken ist noch einmal: Rückprojektionen wie eine schon 1391 erfolgte Zwangstaufe von Juden oder gar eine schon im 13. Jahrhundert in Paris gegründete Inquisition sind propagandistische Erfindungen der Kirche, die wir aus unserer Chronik streichen müssen. Sie entstanden durch nicht koordinierte Verwendung fremder Jahresrechnungen. Ihre absichtliche Beibehaltung ist als Gehirnwäsche zu bezeichnen.

Cecil Roth (1932/1979) hat sich eingehend mit der Geschichte der Inquisition befaßt und einige der Grundzüge entworfen. Herman Salomon schreibt im Vorwort dazu auch ein paar Sätze über die portugiesische Inquisition: Diese wurde um 1540 nach dem spanischen Vorbild ins Leben gerufen und war zunächst eine politische, gesellschaftliche und wirtschaftliche Einrichtung ohne religiösen Anspruch. Es ging vorrangig um die Reinhaltung des Blutes *(limpieza de sangre)* der >Alten Christen< (also der vom Heidentum zum Katholizismus bekehrten) gegenüber den vom Judentum gekommenen >Neuen Christen< *(Marranos),* die nur untereinander heiraten durften und von öffentlichen Ämtern ausgeschlossen wurden. Die *Marranos* mußten jederzeit ihren christlichen Glauben öffentlich hervorkehren, darüber wachte das Heilige Büro als Kontrollorgan. Viele von ihnen taten sich darum mit besonderer Grausamkeit als kirchliche Beamte und Inquisitoren hervor. In dieser ghettoähnlichen Situation wurden in Portugal alte jüdische Bräuche (Sabbat-Lampe, Versöhnungsfest) angeblich länger beibehalten, als dies bei den freiwillig bekehrten oder in die Diaspora verstreuten Judenchristen geschah. Auf diese Weise hielt sich die Inquisition in Portugal und Spanien selbst am Le-

ben, indem sie >Rückfällige< produzierte, die sonst längst ihren Väterglauben vergessen hätten. Mit monsterartigen Schauprozessen gegen angebliche Krypto-Juden (später auch gegen Evangelische) und öffentlichen Verbrennungen wurden abschreckende Beispiele geschaffen, die den Machtanspruch der Kirche festigten. Llorente nennt erschreckend hohe Zahlen: Bis zu seiner Zeit (1818) wurden in Spanien 31 912 Menschen verbrannt und insgesamt 341 000 schwerstbestraft. Diese durch kritische Sichtung der Akten des Heiligen Büros gewonnenen Zahlen galten seinerzeit als viel zu niedrig, heute gelten sie als viel zu hoch. Die Wahrheit werden wir wohl nie erfahren, denn die Kirche schuf einerseits eine lange Geschichte der Inquisition mit unglaubwürdig hohen Opferzahlen, um das geknechtete Volk zu beeindrucken, hatte andererseits eine große Anzahl eigener Leute, von Bischöfen über Mönche und Nonnen bis zu reichen Familien, in diesen Prozessen verurteilt. Dabei waren Machtgier und Bereicherung die Hauptmotive, weshalb diese >Fälle< mit dem hier betrachteten Thema des Religionskampfes wenig zu tun haben.

Nicht verschwiegen werden soll, daß die christlichen Gegenkirchen wie Reformierte und Calvinisten ebenfalls brutalst vorgingen, hier sei nur an die Tötung des Arztes Miguel Cervet durch Calvin in Genf erinnert. Gerade Genf wird immer mit besonderem Abscheu erwähnt, besonders die Strafe des lebendig Einmauerns, der Hexen und Zauberer dort zum Opfer fielen (C. Meyer, S. 327). Auch das protestantische England sowie Skandinavien und das neubesiedelte Amerika machten schreckliche Zeiten des Hexenwahns durch.

Der unschätzbare Schaden, den die Inquisition den ihr ausgelieferten Völkern verursachte, besteht nicht nur darin, daß Menschlichkeit und Nächstenliebe zur Farce wurden, sondern mehr noch in der Tatsache, daß die Besten der kulturtragenden Intelligenz vernichtet wurden, die wahrhaft Glaubenden, die soviel soziales Engagement und persönliches Bewußtsein aufbrachten, der Vorherrschaft jener Mörder die Stirn zu bieten. Die Ausrottung der freiheitlich denkenden und verantwortlich handelnden Schriftsteller, Künstler, Ärzte und Theologen ließ Völker mit Duckmäu-



Abb. 22: Kaiser Karl V. im Jahre 1532, gemalt von Christoph Amberger (Kunstforum Berlin). (Foto U. Topper)

sern, Heilschreiern und Vorteilraffern übrig, deren Nachkommen heute das Geschäft des Heiligen Büros stumpfsinnig und stiefelleckend besorgen. Das geplante Ergebnis, die große Vermehrung der getauften Menschen, muß als Verlust für die Menschheit verbucht werden, denn es wäre ja auch denkbar, daß die Güte des Einzelnen gegenüber der bloßen Anzahl der Menschen einen Eigenwert haben könnte. Der einmal durch die Inquisition eingeleitete Vorgang ist jedoch nicht mehr umkehrbar.

Karls V. *(Abb. 22)* Haltung war in einsamen Selbstprüfungen erzielt und ziemlich ausgewogen. In Spanien ließ er die Katholiken gewähren, aber in Italien bekämpfte er den Papst; für Amerika erließ er strenge Gesetze zum Schutz der Eingeborenen gegen Ausbeutung, stellte im Gegenzug auch sicher, daß die Kirche als alleinige Vertreterin spanischer Weltanschauung auftrat: Die Ritterlegenden wie König Artus, Caballero Febo (Ritter Phöbus) oder die Schlacht von Roncevalles (Rolandslied) galten als profan und unchristlich; ihre Verbreitung in den >Neuen Indien< (Amerika) wurde 1531 durch Isabel von Portugal, Gemahlin von Karl V., verboten, damit die Eingeborenen nicht das europäische Heidentum kennenlernten. Nur christliche Bücher waren zur Ausfuhr in die Neue Welt erlaubt. In einigen neueren Büchern wurden die Amerikas schon einbezogen, oft als Prophezeiung, zum Beispiel in *Orlando Furioso* von Ariost (sechs Hinweise) oder in *Jerusalem liberada* von Torquato Tasso (viermal) (siehe: Amodio, S. 124).

In Deutschland stellte Karl V. den Juden Schutzbriefe aus, schon 1520 anläßlich seiner Krönung in Aachen, auf dem Reichstag in Augsburg 1530 und noch mit besonderer Strenge 1548. Karls Ablehnung von Luthers Reform ist auch mit seinem Abscheu gegen Luthers Antisemitismus begründet worden.

In Deutschland waren die Juden in Sachen Bildung lange Zeit tonangebend geblieben, ihre >Schul< war zugleich Schule, Kultgebäude und Gerichtssaal. Viele Bücher in bestem fränkischem Deutsch wurden in hebräischen Buchstaben gedruckt, einige für Frauen mit einer eigenen verbesserten Schrifttype. Leider sind die ebenfalls in dieser Art gedruckten deutschen Sagen und Heldenepen nur verständlich, wenn man sie schon kennt; die Schriftfassung diente nur als Gedächtnisstütze beim Vortragen, denn die richtige Aussprache der Namen mußte man wissen, sie ist aus der vokallosen Schreibweise nicht ersichtlich.

Berühmte Männer wie Johannes Reuchlin und seine Freunde bekämpften erfolgreich die Inquisitoren, die sich an Juden vergriffen. Auch hier galt, daß die Inquisition nur gegen rückfällige Überläufer wüten durfte. Und das letzte Wort hatten in jedem Fall die weltlichen Machthaber, denn nur sie durften die Bestrafung durchführen. War ein Angeklagter durch die Befragung als Ketzer oder Rückfälliger erkannt, dann wurde er *>relajado< (*= freigelassen), nämlich dem weltlichen Richter überantwortet.

Erst 1542 wurde die römische Inquisition gegründet (Walker, S. 137).

Die Utopie des spanischen Königs Philipp II.

In dem großen Durcheinander der zahlreichen und so verschiedenartigen religiösen Strömungen seines Zeitalters entschied sich Philipp II. *(Abb. 23a)* aus rein politischen Erwägungen - wie sein Vater und dessen Großeltern, die Katholischen Könige Isabella und Ferdinand *(Abb. 23b)* - für die Katholische Kirche in Rom. Ihn bewog zu diesem Schritt vor allem die einheitliche

Abb. 23a: Philipp II., König von Kastilien, Marmorstatue im Prado, Madrid. (Foto: U. Topper)

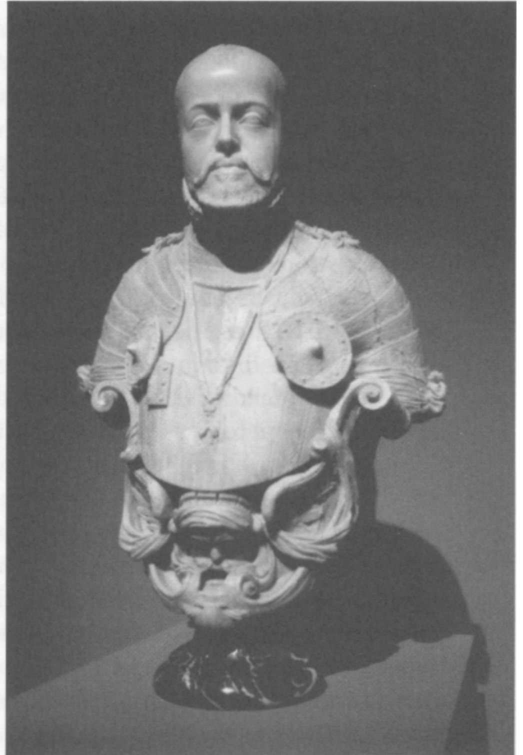


Abb. 23b: Das klassische Doppelporträt des katholischen Königspaares, Ferdinand und Isabella.

Missionstätigkeit, die die Kirche in seinem Weltreich von den Philippinen bis Paraguay entwickelte, sowie die berechtigte Hoffnung, die dieser Machtapparat, der ursprünglich auf den niederen Klerus in Frankreich aufbaute, für die Zukunft entwarf (zumindest im Vergleich zu Konkurrenten wie den Lutheranern, die durch die drastischen Entscheidungen von Philipps Vater, Karl, schon aus dem Rennen gedrängt wären).

Wie aus Zeugnissen der Zeit ablesbar ist, wußten die Höflinge und aufmerksame Intellektuelle, daß dieser mächtigste aller Herrscher kein Katholik war (siehe das Kapitel über Hieronymus Bosch). Das zeigte sich auch darin, daß er selbst seine Bischöfe ernannte und das volle Bestimmungsrecht über alle kirchlichen Entscheidungen ausübte wie seine Vorfahren, was den

Päpsten nicht nur finanziell und politisch zum Schaden gereichte, sondern auch ihre theologische Entwicklung einschränkte, wie sich bei der strengen Überwachung des Tridentinischen Konzils herausstellte.

Reinhold Schneider nennt Philipp II. den »letzten der katholischen Könige«, weil er die Durchsetzung des katholischen Glaubens in Spanien befürwortete, evangelische Ketzer zur Verbrennung freigab, die Inquisition stärkte, die Morisken niederschlug und in Amerika die Kirche stärkte. Man spürt, wie hier ein neuer Glaube installiert wird, der seit den Urgoßeltern, den *ersten >reyes católicos<,* immer stärkere Form annimmt. Das hat mit Philipps Taten und seiner eigenen Überzeugung nichts zu tun, nur die Kirchendiener überlieferten seine >frommen< Handlungen. Nach seinem Tod beeilte sich Papst Klemens (VIII.), Philipp ausdrücklich als rechtgläubig für die Nachwelt zu erklären, weil er sich ja schließlich vor den Augen der ganzen Christenheit für die Römische Kirche eingesetzt hatte. Eine solche Erklärung war nötig, denn vielen Zeitgenossen war Philipp als Heide bekannt.

Mit Sicherheit hat das von einem Priester gefälschte Testament Karls V., das der Inquisition enormen Machtzuwachs bescherte, viel dazu beigetragen, daß sich auch sein Sohn den Giftmischern fügte, zumal die von der Römischen Kirche ziemlich unabhängige spanische Inquisition als ein Machtmittel in der Hand des Königs galt. Gleich nach dem Tod Karls V. begann die Unterdrückung mit außergewöhnlicher Schärfe, so daß niemand mehr sicher war. Es ging nicht darum, den letzten Widerstand der Freidenker zu brechen, sondern allgemein die grenzenlose Furcht vor den Glaubensverwaltern zu verbreiten - indem die Berichte davon wieder durch Lügen und Propaganda hundertfach aufgebauscht wurden - und den angehäuften Reichtum einiger Personen nach Rom weiterzuleiten, wobei die beraubten Personen selbst als lebende Fackeln von der neuen Macht der Kirche zeugten. Beides, der Machtzuwachs wie auch der Geldgewinn, an dem der Königshof beteiligt wurde, machte den Herrscher geneigt, das Heilige Büro weiterhin seines Amtes walten zu lassen. Die Universitäten - allen voran die von Salamanca, die außergewöhnliche Vorrechte und Freiheiten besessen hatte und immer noch heidnische Vorlesungen zuließ - wurden nun >visitiert<, das heißt: streng überwacht, und aufrechte Lehrer wie Luis de Leön von 1572 bis 1576 eingekerkert. Das Studium im Ausland wurde generell untersagt. Bücher waren dagegen schwerer zu kontrollieren, weshalb das spanische Büro den >Index< erfand, eine Liste der verbotenen Bücher, die ständig verlängert wurde. Die Staatsversammlung in Valladolid verhängte schon 1558 die Todesstrafe für die Verbreitung von Schriften und Büchern, die auf dem spanischen Index standen.

Die persönlichen Berater und Hofprediger Karls V. waren gefürchtete Freidenker wie Antonio de Guevara (Topper 1998, S. 62 ff.) oder Agustin de Cazalla. Letzterer war aus einer Familie Neuer Christen zum Hof gekommen

und hatte Karl zehn Jahre lang, von 1542 bis 1552, hauptsächlich in Flandern und Deutschland begleitet. Er wurde den Akten der Kirche zufolge am Sonntag, dem 21. Mai 1558, nur vier Monate nach Karls Tod, mit 13 Genossen in Valladolid öffentlich verbrannt, wobei die Prinzen Karl und Johanna von Österreich durch ihre erzwungene Anwesenheit dem grausigen Schauspiel den Anschein der Rechtmäßigkeit verliehen. In den nächsten Jahren hielt die Inquisition in Valladolid und Sevilla - immer sonntags - weitere Verbrennungen ab, was ihr in ganz Europa einen Heidenrespekt verschaffte.

Schon im darauffolgenden Jahr 1559 war auch Philipp II. selbst Zeuge einer solchen Verbrennung in Valladolid. Vier von den dreizehn verbrannten Menschen waren Frauen (und zwar Nonnen!). Von Hexerei war nicht die Rede, die Anschuldigung bezog sich auf abweichende Glaubensformen, >lutherische< Gedanken. Daß es in Wirklichkeit nur um politische Verfolgung angesehener Familien ging, scheint hindurch. So wurde der Erzbischof Carranza, Primat der spanischen Kirche, im selben Jahr als Ketzer verhaftet und abgeurteilt. Auch der Italiener Carlos de Sesse starb in Valladolid nach grausamsten Foltern.

Mehrere Hingerichtete hatten hohe Ämter im Heiligen Büro innegehabt oder waren Äbte und Priester. Hier wurden offen sichtbar Rechnungen beglichen und Strömungen bereinigt.

Obgleich alle Berichte über diese >Glaubensakte< *(Autodafe)* nur durch die Kirchendiener verfaßt wurden, oft sogar mit ausgedachten Illustrationen versehen (Walker, S. 175), nehme ich doch an, daß sich derartige Folterungen und Verbrennungen tatsächlich abgespielt haben, wobei nur die Urteilsbegründungen reine Propaganda sind.

Einer der in Sevilla 1560 öffentlich Verbrannten hatte eine spanische Übersetzung des *Neuen Testamentes* verfaßt, die wahrscheinlich in Flandern gedruckt und nach Spanien geschmuggelt worden war. Daran kann man ablesen, daß der Widerstand keineswegs nur von den heidnischen Adligen und den Neuen Christen (getauften Juden und Morisken) ausging, sondern auch von gläubigen Christen, die eine auf das *Neue Testament* gegründete (>evangelische<) Kirche errichten wollten. Von dieser Seite her, nämlich den Reformbestrebungen fanatischer Christen, erwuchs der Römischen Kirche ein vergleichsweise größerer Schaden als aus den zeitweiligen Unwillenbezeugungen der abergläubischen und noch nicht voll christianisierten Bevölkerung.

Da das schwelende Problem der Morisken, die sich nur zum Schein taufen ließen, allein schon wegen deren großer Zahl und Fortpflanzungsrate immer drängender wurde, strengten sich König und Kirche an, eine Lösung zu finden. Als mißglückter Versuch muß die theologische Lösung betrachtet werden, die der Erzbischof von Granada 1595 unternahm. In einer Höhle im Sacromonte (Heiliger Berg) am Stadtrand ließ er Blei- und Kupfertafeln finden, die eine frühe Verschmelzung von Islam und Christentum andeuteten

und den Morisken den Übertritt zum neuen Glauben erleichtern sollten. Wie ich schon 1998 (S. 81) ausführte, ging es bei der innerkirchlichen Debatte (entgegen dem Anschein) nicht um die Echtheit der Tafeln, sondern um deren dogmatische Korrektheit und Brauchbarkeit. Jene, denen das Moriskenproblem nicht so heiß auf den Nageln brannte, lehnten die Tafeln ab. Nachdem dieses Problem auf blutige Art und durch Zwangsverschiffung der Morisken nach Afrika in den Jahren 1612 bis 1615 erledigt worden war, konnten die Tafeln als Fälschung ausgeschieden werden. Die zahlreichen gleichzeitig mit eingeschleusten Daten über die frühe Kirche in Andalusien wurden allerdings nicht mehr getilgt (Einzelheiten führe ich im nächsten Kapitel aus).

Die für die mittelalterlichen Jahrhunderte erfundenen Pogrome gegen Juden haben die Vorgänge bei der Ausmerzung der Morisken zum Vorbild. Die Zahlen der ermordeten Juden in den Chroniken für das 14. Jahrhundert sind nach Ansicht aller ernsthaften Wissenschaftler weit übertrieben (Walker, S. 32 f.). Die abschreckende Wirkung wird der Hauptantrieb für derartige Schauerromane gewesen sein. Später wurde blutiger Ernst daraus. Goya zeichnete die von der Inquisition Verurteilten mit Spitzmütze (Sanbenito) und Plakat mit Text, sogar mit Mitra (Febr. 1724, Autodafe von Madrid).

Jedenfalls wird der Zweck der weiteren Entwicklung des Heiligen Büros deutlich: Es ging um die Macht, die die Kirche mit diesem Instrument *über die Herrscher* der Staaten auszuüben hoffte. Es ging um den weltlichen Arm. Die Inquisition konnte gesetzlich nur über Katholiken verfügen, daher mußten Andersgläubige als Verirrte der allein seligmachenden Kirche angesehen werden (außer denen, die sich nicht taufen ließen). Deswegen wurden die frühen Ketzerverfolgungen und >Kreuzzüge<, etwa gegen die Katharer, sowie auch der Investiturstreit erfunden; sie sollten als Muster dienen. Man stempelte die Katharer als eine Form verirrter Christen ab. Aus ehemaligen politischen Machtkämpfen wurden nachträglich Glaubenskriege konstruiert. Je unwirklicher der Inhalt einer Behauptung ist, desto härter muß ihr durch Machtausübung Wirklichkeit verliehen werden. Auch deswegen kann die Inquisition erst zum Machtfaktor geworden sein, als sie mit dem Königshaus zusammenging, also beim Tod Philipps II. Selbst dann noch führte sie die Urteile nur durch den weltlichen Arm aus, um sich nicht zu beschmutzen.

Königin Isabella von Kastilien ließ sich durch die Priester nicht ins Bockshorn jagen, als sie den Katholizismus zu Hilfe nahm, um Granada zu erobern. Ihr Übertritt war kein Glaubensakt, sondern ein politischer Trick. Auch ihr Enkel, Karl V., bediente sich der neuen Kirche, ebenso wie sein Sohn Philipp II. Sie glaubten kein Wort dieser Lügengespinste, erst an ihren Söhnen und Enkeln wurde die Unheilssaat fruchtbar. Einige Zeit nach dem Tridentinum, hundert Jahre nach Isabellas formalem Übertritt zum Christentum, begann der Erfolg für die Kirche in so großem Maß auszutreiben, daß er nicht mehr gebremst werden konnte.

Die Gehirnwäsche über drei Generationen hinweg tat dann ihre Wirkung. Was zunächst spielerisch auf alten Aberglauben aufbaute, wie zum Beispiel die Ablaßsteuer, erwies sich bald als Strafe und Zuchtrute, eine Form der Schatzung des Volkes. Gegen den Ablaßaberglauben hatte sich Luther gewandt, weil er damit das Abfließen des Geldes nach Rom verhindern konnte; dieser Kunstgriff trug ihm die Mittäterschaft mancher Fürsten ein.

Unter Philipp II. richteten die Spanier Missionarsausbildungszentren für England in Salamanca und für Irland in Valladolid ein. Die jungen Priester wurden heimlich hinübergeschickt und wirkten dort im Verborgenen, oft unter Lebensgefahr (Walker, S. 192), um das Christentum auszubreiten.

Zur Gleichartigkeit der monotheistischen Entwicklung hier noch zwei Notizen: Eine Inquisition gab es angeblich unter den Almohaden in Maghreb-Andalusien mit derselben Rechtsvorstellung: Nur wer zum Islam übertrat, mußte sich verantworten; wer sich nicht bekehren ließ, wanderte aus.

Der Begriff >Inquisitor< taucht auch im jüdischen Bereich auf.

Haim Zafrani berichtet (2000, S. 31) von den reisenden Rabbinern, die von Palästina in die zerstreute jüdische Gemeinde ausgeschickt wurden, auch nach Marokko, zur Eintreibung von Steuern und zur religiösen Gleichschaltung der Gemeinden. Diese Kontrolleure oder Inquisitoren kamen aus Jerusalem, Hebron, Safed und Tiberias und trieben das Geld als Ersatz für die Weigerung der Glaubensgenossen ein, nach Palästina zurückzukehren. Wer bezahlte, galt als befreit von der Rücksiedlungspflicht, er wurde behandelt, »als wohne er persönlich in Palästina«. Dieser Freikauf entsprach etwa dem Ablaßhandel der katholischen Kirche. Er wird durch Zafrani für das 17. bis 20. Jahrhundert berichtet, auch wenn die Einrichtung älter sein soll. Oft waren die Forderungen der abgesandten Inquisitoren *(>émissaires-quêteurs<)* dermaßen hoch und gingen von mehreren verschiedenen Zentren zugleich aus, sogar von Aschkenasen, daß die visitierten Gemeinden um Schuldenaufschub bitten mußten. Die propagandistische Wirkung war groß, Literatur und Gesetzgebung der seit Jahrhunderten selbständigen Gemeinden der Sefardim wurden dabei normiert. Auch der Reliquienhandel blühte. Ein kleines Säckchen mit Erde aus Palästina wurde hoch bezahlt. Der fromme Reiche ließ es sich ins Grab mitgeben, wenn er starb; er lag dann »in heiliger Erde Israel«, wichtige Vorbedingung für die Wiedererweckung beim Jüngsten Gericht.

Lehrbeispiel, wie eine gut angelegte Fälschungsaktion aus theologischen Gründen abgelehnt wurde und dennoch Geschichte machte

Die Bleitafeln von Granada, die ich (in: *Die Große Aktion,* 1998, S. 81, nach der Lektüre von Mayans 1742) besprach, können als klassisches Beispiel für eine

mißlungene und dennoch erfolgreiche Fälschung dienen. Nachdem ich kürzlich das hervorragende Buch von Caro Baroja (1991, hierzu besonders Teil 3) entdeckt habe, das sich mit Fälschungen aller Art in der spanischen Geschichte beschäftigt, tritt der Sachverhalt noch deutlicher zutage. 1588 wurden angeblich in dem >phönizischen< Turm Turpiana (in Wirklichkeit Minarett der ehemaligen Hauptmoschee von Granada), der dem Bau der neuen katholischen Kathedrale weichen mußte, Reliquien, Bleitafeln, Münzen und Schriftstücke gefunden, die eine besondere Rolle im politischen Streit um die Ausbreitung des Katholizismus spielen sollten. Der Erzbischof, der den Fund aus Vernunftgründen ablehnte, starb sehr schnell und wurde durch Pedro de Castro abgelöst, der zur Durchsetzung dieser Politik eine Schule einrichten ließ, die bis heute fortlebt. Er ließ 1595 und 1597 weitere Funde in den Höhlen des Sacromonte (Heiliger Berg) machen, die das Vorhaben unterstützten. Es ging um die ganze Linie der katholischen Lehre, die hier festgelegt werden sollte. Entgegen der ausdrücklichen Weisung aus Rom wollte die spanische Kirche eine frühe Christianisierung Spaniens vor vielen Jahrhunderten durch einen Jünger Jesu, St. Jakob (Santiago von Compostela), historifizieren, wobei man ihm sieben Schüler zur Seite gab, die alle aus dem islamischen Umfeld zum Katholizismus bekehrt worden sein sollten. Selbstverständlich mißfiel das dem italienischen Papst, denn er sah in Santiago einen sich verselbständigenden Machtanspruch der spanischen Kirche, die noch immer die Geschicke der Kurie mitbestimmte. Für uns wäre hier wichtig anzumerken, daß heute St. Jakob längst zur geschichtlichen Figur geworden ist, die sieben Jahrhunderte vor die Islamisierung Spaniens gesetzt wird. Mit anderen Worten: Die Erfindung hatte Erfolg, sie wurde nur durch die neue Chronologie in einer Weise koordiniert, die den spanischen Theologen damals noch ungeheuerlich erschienen sein muß.

Es ging nicht nur darum, eine frühe Christianisierung Spaniens schon vor der Zeit der islamischen Herrschaft zu verkünden, sondern vor allem die in Andalusien und im Königreich Granada verbliebenen Moslems sowie die Neugetauften mit der Kirche zu versöhnen, indem ihnen vorgemacht wurde, daß sich Islam und Christentum gut miteinander vertragen, ja ineinander überführbar seien, was eben die >heiligen apostolischen Jünglinge<, St. Jakob und seine Jünger, einst vorgemacht hatten. Dafür brachten die Bleitafeln Texte in Arabisch, aus denen die Rechtmäßigkeit dieser neuen Doktrin hervorging und sie als schon lange gelehrt erscheinen lassen sollte. Kurioserweise waren die Tafeln in eigenartigen Buchstaben verfaßt, die als >*hispano-béticos*< bezeichnet werden. Ich würde die Lettern eher Aramäisch oder verunstaltetes Hebräisch nennen, zum Teil sind es phantasievoll orientalisierte lateinische Buchstaben *(Abb. 25a-c).* Die 18 Schriftstücke waren echt Arabisch geschrieben von zwei Moslems: dem gebildeten Arzt und Übersetzer des Königs, Alonso del Castillo, und dem einfacheren Miguel de Luna, ebenfalls

LAMINAS O CUBIERTAS EN Q̄ ESTAVAN CERRADOS LOS LIBROS FUNDAMENTU ECCLESIÆ Y ESSENTIA DEI

El original de plomo … tiene de largo 9 pulgares y de ancho … tiene 8 pulgares.

El original de plomo el circulo tiene 2.9 pulgares.

liber de esencia dei quem dibus thesiphon: apostoli iacobi discipulus in sua naturali lingua: arabica salomonis characteribus scripsit et alium fundamentum eclesie appellatum: qui in huius sacri montis cabernis iacent … imperatorebus duas. liber et libros … scribens miracula et vite inte … magistri … ui in huius sacri montis ca…

Libro de la Essencia de Dios, el qual S. Thesiphon discipulo del Apostol Santiago, en su natural lengua Arabiga con caracteres de Salomon escrivio tanbiē otro llamado Fundamento de la Yglesia, el qual está en las cauernas deste sagrado monte. Dios libre estos dos Libros del Emperador Neron puso fin a estos a sus obras, escriviendo la vida y milagros de su Maestro, está en las cauernas d'este sacro mōte.

liber fundamenti ecclesie salomonis characteribus scriptus.

Libro del Fundamento de la Yglesia escrito con caracteres de Salomon.

La plancha de plomo original tiene por el circulo en medio 22 pulgares.

La dicha plancha tiene de ancho 4 pulgares.

Estas letras no se leen en la lamina por estar comido el plomo … no, di … is:

En el año segundo del imperio de Neron primero dia del mes de Abril padecio martirio en este lugar Ilipulitano S. Thesiphon el qual antes de su conversiō se llamava Abenathar, discipulo de Santiago Apostol, varō docto y sancto. Escrivio en tablas de plomo aql libro llamado Fundamēto de la Yglesia. Y juntamēte fueron martirizados sus discipulos S. Maximino, y Lupario cuyos polvos y el libro estan con los polvos de los sanctos martires en las cavernas deste sagrado mōte. Reverenciēse ē memoria dellos.
G.: C:: P:: C: Florenti: Illiberritano

Esta plancha de plomo tiene de largo 18 pulgares

corpus ustum diui mesitonis martiris: passus est sub neronis imperatoris potestate.

Cuerpo quemado de San Mesiton martir, fue martyrizado en tiempo del imperio de Neron.

y de ancho 2 pulgares.



Abb. 24 a-c: Ein Beispiel der veröffentlichten Bleitafeln vom Sacromonte in Granada. Entgegen der Behauptung ist die seltsame Schrift weder Arabisch, noch Aramäisch, noch Hebräisch, sondern ein phantasievolles Latein! Die Umschrift in normalem Latein und die Übersetzung in Romanze steht in den kleinen Kästen darunter. (Fotocopie aus: Caro Baroja 1991)

Arzt und Übersetzer, der eher dialektal schrieb. Das Unternehmen hatte höchste Billigung seitens des Hofes und der Jesuiten.

Unglücklicherweise waren die historiographischen Fehler im Text so offenkundig, daß sich sogleich einige Gebildete dagegen sperrten, auch wenn sie nicht auf seiten des Vatikans standen. Der Streit wogte sehr lange, weit über hundert Jahre.

Miguel de Luna, der weniger das klassische Arabisch beherrschte, um so mehr die ländlichen Legenden kannte, schrieb übrigens 1592 ein wichtiges Buch, das nicht ohne Folgen blieb: »Die wahrhaftige Geschichte von König Rodrigo, in der der Grund für den Verlust Spaniens und dessen Eroberung durch den Herrn aller Gläubigen, Almanzor, König von Afrika und Arabien, beschrieben wird.« Verfaßt war sie nicht von Luna selbst, das hätte nicht der damaligen Mode entsprochen, sondern »von dem weisen Richter Abulkassim Tarif ben Tariq, gebürtig aus Petra in Arabien«. Da haben wir den ganzen Märchenschatz zusammen: Rodrigo, den letzten Westgotenkönig, und die beiden Eroberer Tarif und Tariq, hier in einer Person (was auch verständ-

lich ist, denn Q und F sind Lesefehler, sie schreiben sich in unterschiedlichen arabischen Handschriften gleich), sowie den bekannteren Almansor, der jedoch dreihundert Jahre später lebte und nie König oder Herr der Gläubigen war. Und sogar das rosenrote Petra in Palästina fehlt nicht.

Ein schönes Durcheinander, möchte man sagen! Später wurde die Unkenntnis als volkstümlich bezeichnet, das Ganze schrittweise >berichtigt< (z. B. durch Pedro del Corral) und schließlich die Vorlage vergessen. Der Dramatiker Lope de Vega und andere wichtige Personen ließen sich davon inspirieren und gaben diesen Legenden die historische Weihe. So entsteht Geschichte.

Auch wenn Luna diesen Text verfaßt haben mag, so tat er es sicher nicht allein, und die Einführung des Werkes ins offizielle Geschichtsbild geht nur unter der Annahme, daß zahlreiche Theologen dabei mitgewirkt haben.

Zurück zu den Reliquien und Texten des Sacromonte. In ihnen wird eine bis dahin unbekannte katholische Kirche im Mittelalter geschaffen und so manche Lehre unterstützt; die gerade jetzt im Entstehen war: die Unbefleckte Empfängnis, das Fegefeuer, zahlreiche Heilige (mit ihren Knochen), antike römische Städte usw. Um die Moslems Andalusiens zu gewinnen, lobt Maria Muttergottes die Araber und ihre Sprache und sagt ihnen eine große Zukunft voraus. Wenn auch nicht alles in Italien geglaubt wurde, in Spanien gelten große Teile davon heute als legitime Geschichte. Dem Papst gelang es zwar, den Erzbischof Pedro de Castro nach Sevilla zu versetzen, wo er fast neunzigjährig 1623 starb, aber die kostbaren Reliquien und Texte waren damit nicht aus der Welt geschafft. Das angestrebte Ziel haben sie nicht erreicht. Die verbliebenen Moslems, reiche und gebildete Menschen, fähige Handwerker und unverzichtbare Bauern, wurden ab 1612 in mehrjähriger Aktion übers Mittelmeer nach Afrika zwangsverschifft, womit der Niedergang der Provinz Granada besiegelt wurde.

Einige Hauptakteure dieser Geschichtsschöpfung wie Roman de la Higuera und seine Gegenspieler habe ich 1998 (S. 79-87) schon beschrieben. Hier wäre noch nachzutragen, daß auch der berühmte deutsche Jesuit Athanasius Kircher 1665 als Experte herangezogen wurde und sich für die Echtheit der Funde aussprach. Erstmals erging 1682 eine völlige Aburteilung vom Papst aus, die aber längst nicht alle Lügen beseitigte oder rückwirkend wieder aus den Büchern tilgte. Das wäre unmöglich. 1739 appellierte sogar noch einmal ein Lehrer des genannten Collegiums von Granada an den Papst, die Reliquien und Texte endlich anzuerkennen. Ein Index von Madrid 1844 mußte noch immer ausführlich gegen die Erfindungen einschreiten, denn es wurden weiterhin Schriften mit deren Inhalt verbreitet.

Bis zur Klarstellung 1964 durch Miguel de Oliveira (siehe: Topper 1998, S. 87 ff.) blieb Santiago theologisch auf seinem Thron, und auch heute gilt er noch volkstümlich als der erste Missionar Spaniens sowie als der offizielle Schutzpatron des Königreichs.

Die Algarven beiderseits des Meeres: der Nationalitätsbegriff

Wie wir immer wieder erfahren, war nur derjenige der jeweiligen Rechtsprechung unterworfen, der auch religiös gesehen zur Gemeinschaft gehörte. Der damalige Nationalitätsbegriff deckt sich nicht mit dem heutigen des Staatsbürgers. Das ging so weit, daß der König von Kastilien und Jerusalem, also etwa Philipp II., auch tatsächlich Herr über die Christen in Palästina war, natürlich nur über die Katholiken, nicht über die armenischen Christen oder die Griechen, und erst recht nicht über Moslems oder Juden dort. Dennoch war dieser Titel >König von Jerusalem< keine reine Propaganda, sondern hatte juristischen Hintergrund: Alle Katholiken in der ganzen Welt konnten sich auf den Schutz des Katholischen Königs berufen, auch ohne Spanier zu sein.

Dieser Anspruch seitens der Herrscher auf >ihre< Untertanen hatte politische Folgen. Es gab ja Christen in Marokko seit altersher. Auch wenn sie vermutlich ein anderes Verständnis ihres Glaubens hatten als die katholische Kirche, soweit ich aus den Überresten dieser Synkretisten heute noch schließen kann, so war doch ihr oberster Gerichtsherr nicht der Sultan von Fes oder Marrakesch, sondern der >Kaiser von Rom< (eigentlich Byzanz) oder nächstliegender: der König von Kastilien oder Portugal. Und diesen Titel führten tatsächlich die portugiesischen Könige: *Rey de Portugal e de los Algarbes de aquende e de allende el mar en Africa* (König von Portugal und den Algarven diesseits und jenseits des Meeres in Afrika), so steht es im Vertrag von Tordesillas (Blatt 3). Damals >gehörten< den Portugiesen die Hafenstädte jenseits der Meerenge noch nicht, außer Ceuta, das sie schon »1415« eingenommen hatten. Doch die Einwohner dieser Gebiete >gehörten< ihnen schon, sie waren ihre Schutzbefohlenen, weil sie demselben synkretistischen Glauben, der Gerechtigkeitsreligion, anhingen. Beim Übergang zum Christentum wurden sie einfach mitübernommen, was ihnen auch gelegen kam. Nun nämlich gründeten die Portugiesen überall an der Küste Handelsposten und befestigte Städte. Dies war übrigens nur in einem friedlichen Umfeld möglich, von >Eroberung< ist auch nie die Rede. Das Hinterland war von >Volksangehörigen< oder befreundeten Stämmen bewohnt. Soweit ist der Vorgang bekannt, nun kommt wieder das chronologische Problem:

Die Stadt Safi, um ein Beispiel auszuwählen, wurde vom Stamm der Maguer aus dem Volk der Masmuda erbaut; Abu Mohammed Salih el Maguiri gründete die Zawiya Maguiria »im 12. Jahrhundert«, die im 15. Jahrhundert arabisiert wurde, durch die Abda unterworfen. 1508-41 war die Stadt portugiesisch.

Hier kommt unerwartet ebenfalls der 300-Jahresprung vor, offenbar nach demselben Mechanismus: eine postulierte frühe Islamisierung (Sufi) und eine 300 Jahre später erfolgte Arabisierung (und damit verbunden meist eine Isla-

misierung). Diese Erfindungen stammen doch nicht etwa aus der Feder der Katholiken zum Zweck der Vereinheitlichung der Weltgeschichte? Oder haben die marokkanischen Chronisten im Gleichtakt mitgeschrieben?

Ähnlich liest sich die Geschichte der Stadt Mazagan: Sie wurde von den Portugiesen 1502 an leerer Stelle gegründet, eine zweite Festung wurde 1514 errichtet, Stadt wurde sie erst 1542 und blieb bis 1769 portugiesisch, als die Alawiten mit Hilfe der Sufi-Orden (>Marabuten<) die Stadt eroberten und zerstörten. Erst 1820 wurde sie wieder besiedelt als Al-Dschadida (>die Neue<).

Warum stand hier vorher keine Hafenstadt? War es katastrophisch bedingtes Neuland? Und warum nahm man den Portugiesen die Festung nicht im 16. Jahrhundert wie die anderen Häfen?

Die Handhabung des durchaus neuen Nationalitäten-Problems durch die Kirche brachte Unklarheiten wie die folgende, die Däppen mitteilt (S. 128): »Papst Julius II. machte 1509 gar den Vorschlag, den Venezianern unter der Bedingung Ablaß zu erteilen, daß sie den >Untertanen der Kirche<, wozu die Venezianer offenbar nicht zählten, freie Schiffahrt in der Adria gewähren.« Wenn wir nicht annehmen würden, daß Venedig zu diesem Zeitpunkt noch nicht katholisch war - immerhin möglich -, dann ist hier der Nationalitätenbegriff vorrangig, nicht die Religion.

Teil 4

Kolumbus und das Problem der Längengradbestimmung

Als ich mir den sogenannten Weltteilungsvertrag von Tordesillas von 1494 im Original aufmerksam durchlas, stellte ich zu meinem Erstaunen fest, daß der darin bestimmte Längengrad als Teilungslinie keine Zahlenangabe enthält (entgegen allgemeinem Schulwissen, siehe Abb. 25), sondern nur eine Entfernungsangabe »370 Leguas westlich von den Kapverdischen Inseln«. Aus meiner Verwunderung wurde eine kleine Forschung in den spanischen und portugiesischen Texten, die zu diesem Problem verfügbar sind. Sie ergab, daß wieder einmal eine blutig untermauerte >Fehlinformation< fürs große Publikum vorlag, wie sie zu jener Zeit durch die Kirche vielfach produziert worden war.

Die erste historisch belegte Überquerung des Atlantischen Ozeans

Kolumbus war ein Schauspieler, er verkaufte sich zum Höchstpreis an die Katholischen Könige: Er wollte Vizekönig von Indien, Adliger mit allen seinen Nachfahren und Admiral sein und ein Zehntel aller Einnahmen behalten, wenn er den westlichen Seeweg nach Indien zeigen würde. Seine Tagebücher, Briefe und Reden bezeugen, daß er nur eine Schau abzog, nichts war ehrlich an diesem Geschäft. Entfemungsangaben und Segelkurse stimmen nicht, ebensowenig die Berichte über die erreichten Inseln und ihre Bewohner.

Zu seiner Zeit waren schon Inseln im Westen der Azoren bekannt, etwa die Bermudas oder die Antillen, aber dort war nichts zu holen, weder Gold noch Gewürze. Vor der nordamerikanischen Küste fischten die Dorschfänger seit Generationen. Man kannte Strömungen und Winde, doch die Fahrt nach Westen war nicht ertragreich für die Könige Spaniens oder Portugals. Nur der Seeweg nach Indien hatte politische und merkantile Bedeutung. Die karibischen Inseln und die mittelamerikanische Küste als Gewürzinseln und als >Indien< zu verkaufen - darin bestand der Trick des Kolumbus.

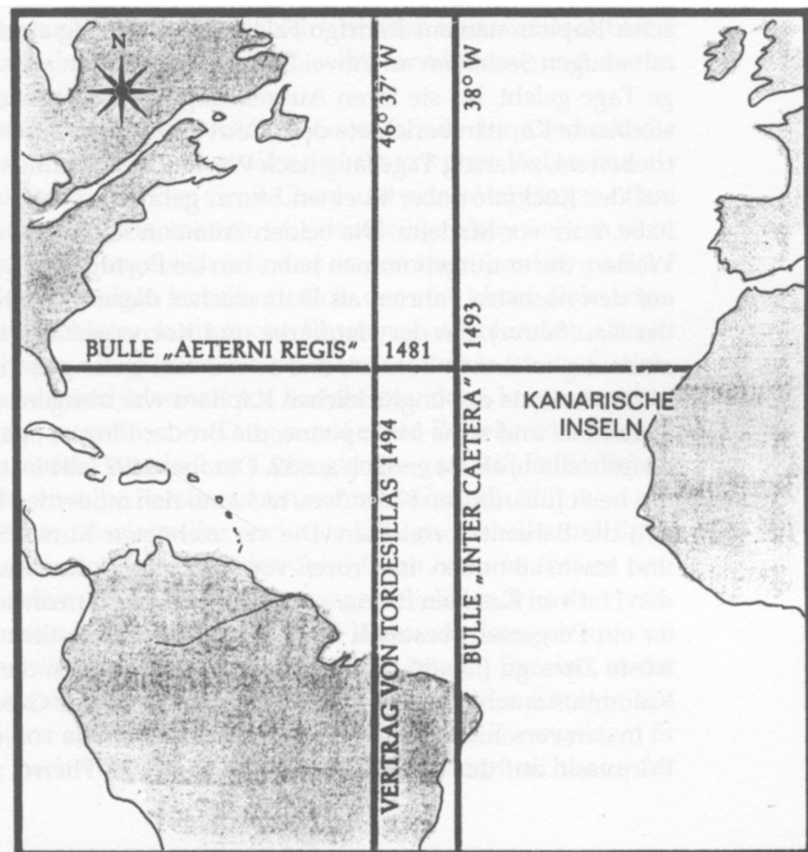


Abb. 25: Die Teilungslinien der spanisch-portugiesischen Verträge bringen im Schulbuch genaue Angaben der Längengrade.

Wie kam es eigentlich, daß Kolumbus seiner Sache so sicher war, während alle Welt ihn jahrelang auslachte?

Die Anfänge sind legendär, immerhin möglich: 1476 war Kolumbus von England aus mit Kabeljaufischern im nördlichen Atlantik unterwegs. Er sah das gefrorene Meer, auch eine große Insel. Sein Boot wurde weit nach Süden abgetrieben, wo er vielleicht die Insel Haiti sichtete (Hispaniola), die er nach seiner Rückkehr dem englischen König verkaufen wollte. Dieser lehnte ab. 1482 heiratete Kolumbus die Tochter des ehemaligen Gouverneurs von Porto Santo (Madeira) und versuchte im folgenden Jahr, dem portugiesischen König Johannes II. seine neue Insel anzudrehen, doch letzterer ging nicht darauf ein. Nach dem kürzlich geschlossenen Vertrag von Alcáçovas (1479) hätte die Insel ohnehin den Portugiesen gehört. Kolumbus konnte sich nur durch Flucht aus der Affäre ziehen.

Was sich am Hofe ereignet hatte, ist nicht mehr bekannt. Die Hintergründe werden in verschiedenen Versionen beschrieben, eine der wahrscheinlichsten ist diese:

Die Witwe des besagten Gouverneurs, also die Schwiegermutter von Kolumbus, besaß aus dem Nachlaß ihres Mannes eine Seekarte mit dazugehörigen Aufzeichnungen und folgendem Bericht: Eines Tages sei ein portugiesischer Kapitän namens Rodrigo Faleiro schiffbrüchig angetrieben, zusammen mit einigen Seeleuten und zwei Fremden. Sie hätten allesamt nur noch wenige Tage gelebt, bis sie ihren Auszehrungen und Verletzungen erlagen. Der sterbende Kapitän berichtete dem Gouverneur von seiner Reise, wie er abgetrieben sei, zwanzig Tage lang nach Westen, dann endlich Land erreicht habe, auf der Rückfahrt aber in einen Sturm geraten sei und sein Schiff verloren habe, kurz vor Madeira. Die beiden Fremden seien Einwohner jener Insel im Westen, die er mitgenommen habe, um sie Portugiesisch zu lehren, damit sie auf den nächsten Fahrten als Dolmetscher dienen könnten (das war Brauch der Kauffahrer). An der Hautfarbe und Körpergestalt habe der Gouverneur eindeutig erkennen können, daß es sich um Inder gehandelt habe.

Die Seekarte des unglücklichen Kapitäns war übrigens erstaunlich, gut, wie Kolumbus und seine Mitkapitäne, die Brüder Pinzön, später mit großer Freude feststellten, als sie endlich am 12. Oktober 1492 (alle Daten sind »alten Stils«, das heißt Julianischen Kalenders, nicht auf den modernen Kalender umgerechnet) die Bahamas erreichten. Die verzeichneten Kurse, Strömungen, Winde und Inseln stimmten. Im Prozeß von 1513, den Kolumbus' Sohn Diego gegen den Hof von Kastilien führte, sagte ein Sohn von Pinzön aus, daß sein Großvater ein Pergament besessen hätte, laut dem 95° westlich vor der spanischen Küste Zipangu (Japan) läge. Damit ist erklärt, warum die Brüder Pinzón sich Kolumbus anschlossen und ihr eigenes Schiff mit ins Geschäft brachten.

In den verschiedenen Versionen ist auch die Rede von einer einheimischen Prinzessin auf der südlichsten Kanareninsel, El Hierro, die Kolumbus, den

sie liebte, den Seeweg nach Brasilien verraten habe, der dort bekannt gewesen sei.

Außerdem hatte Kolumbus mindestens eine Fahrt nach La Mina und Guinea (Westafrika) mitgemacht und dabei von Schwarzen erfahren, wie nahe das amerikanische Festland liege, zu dem sie in regelmäßigen Handelsfahrten segelten; diese Kenntnisse kamen ihm auf seiner dritten Fahrt, auf der er das südamerikanische Festland erreichte, sehr zugute.

Und ferner habe Kolumbus Seekarten besessen, die recht genau Amerikas Küsten wiedergaben, unter anderem eine von Toscanelli, eine andere von Waldseemüller (der zeitweise in Lissabon tätig war); eine weitere besaß Juan de la Cosa, Mitstreiter von Kolumbus usw.

Nun, Karten gab es viele; sie waren mit Vorsicht zu benutzen, denn nicht alle waren ehrlich gezeichnet. Außerdem war der Maßstab oft unklar, manche Karten hatten nur Wert für denjenigen, der sie gezeichnet hatte. Kolumbus wußte das, er handelte zeitweilig mit Karten. Dagegen brachte die Tatsache, daß mit dem gestrandeten Kapitän zwei Inder angekommen waren, besser als jede Seekarte oder ein Reisebericht den Beweis: Inder lebten zwanzig Tagereisen weit westlich von Portugal. Das war sein Geheimnis.

Dieses Wissen konnte er nicht verraten, denn sonst hätte sich der portugiesische König einfach auf den Rodrigo Faleiro berufen und war damit Herr über jene Inseln. Kolumbus müßte die Inseln selbst >entdecken<, und das im Auftrag eines Königshofes.

In seinem Brief an die Katholische Königin (jedenfalls in der Abschrift, die Bartholomäus de las Casas davon veröffentlichte) erwähnt Kolumbus als Beweggrund für die Reise, daß der Groß-Chan und seine Vorgänger öfters um christliche Missionare gebeten hätten, was der Heilige Vater in Rom nicht erfüllt habe. Dabei greift er angeblich (ohne es zu erwähnen) auf einen Brief Toscanellis von 1474 an Königin Isabella zurück, der von Marco Polo angeregt ist. Dieses wichtige Motiv, katholische Mission, hat Kolumbus allezeit aufrechterhalten. Übrigens liegt hiermit ein weiterer Hinweis für die Gleichzeitigkeit von Toscanelli und Marco Polos Bericht vor, denn kein vernünftiger Mensch beruft sich in politischen Dingen auf einen Reisebericht, der vor zweihundert Jahren verfaßt wurde. Las Casas glaubte gar, daß Paulo Toscanelli und Marco Polo dieselbe Person waren, schreibt Coin (S. 123).

Nun müßte bei allem Missionseifer auch der Königin Isabella und ihren Hofleuten bekannt gewesen sein, daß der Groß-Chan nicht in Indien residierte, sondern Herrscher von China war. Deswegen blieb der Brief des >weltberühmten< Astronomen Toscanelli unbeachtet. Wenn sie dennoch auf den Schwätzer Kolumbus einging, hatte das besondere Gründe. Sie sind in der Vertraulichkeit zu ahnen, die der Priester aus La Rábida der Königin >im Auftrage< des Kapitäns zutrug. Kolumbus steckte in einer Zwangslage: Er kannte den Seeweg nach Westen, durfte aber seinen Trumpf nicht aus der

Tasche ziehen, weil er sonst alles verloren hätte, nicht nur den Nutzen an diesem Wissen, sondern Kopf und Kragen. In seiner Verzweiflung - er ist immerhin fast ein Jahrzehnt lang erfolglos bei Königen und Fürsten vorstellig geworden - vertraut er sich dem Priester an, der sofort erkennt, daß Kolumbus diesmal nicht lügt. Mit klarem Wissen geht der Pfaffe zu seiner Königin und macht ihr einen Vorschlag, genaugenommen handelt es sich um einen typischen Advokaten-Trick, wie wir heute sagen würden: »Gehen Sie ruhig ein auf die überdrehten Forderungen des Genuesers. Der Vertrag wird über die Bekanntmachung des Seeweges nach Indien lauten. Diesen Seeweg kann er nicht finden. Doch das, was er finden wird, ist uns nützlich zu besitzen. Er hat dann seinen Vertrag nicht erfüllt, und Sie brauchen ihn nicht zu belohnen.«

Genau das ist geschehen: Kolumbus hat nach seinen >Entdeckungsreisen< zeitlebens gegen den Königshof prozessiert, und seine Söhne noch viele Jahre länger, erfolglos. Man ließ ihnen den Adelstitel (auch wenn das für den Hof beschämend war, denn die jüdische Herkunft der Familie war bekannt, man verschwieg sie fortan), nur hinsichtlich Vizekönig und Einnahmen gab man nicht nach. Admiral - nun ja, das durfte er sich getrost nennen. Das war ein arabischer Titel, der im Spanien der Westgoten nichts bedeutete.

Der Hauptgrund für die Ablehnung der Vorschläge des Kolumbus zwischen 1484 und 1492 war das genaue Wissen von der Größe der Erdkugel, das alle hatten. Natürlich könnte man - wenn nicht eine größere Landmasse ohne Durchfahrt dazwischen läge - auch westwärts nach Indien gelangen. Doch selbst wenn es geradlinig ginge, wäre der Weg immer noch viel länger als der der Portugiesen um Afrika herum (der den großen Umweg ums Kap der Stürme in Kauf nahm), weil - nun ja: weil eben der Globus so groß ist! Von Spanien bis >Indien< sind es auf dem Weg nach Westen über 220 Längengrade (zu den Molukken), nach Osten sind es nur 80° (bis zur >Guten Bucht<, Bom Baia, Bombay). Und damit stand die Wirtschaftlichkeit einer solchen Kauffahrtei in keinem Verhältnis zum Aufwand mehr, weil die Karavellen nur begrenzte Mengen an Wasser und Nahrungsmitteln mitnehmen konnten.

Also mußte Kolumbus über die Entfernung lügen. Das tat er nicht nur in seinen Logbüchern, angeblich aus Rücksicht auf seine furchtsamen Matrosen, sondern schon vorher. Er behauptete die aberwitzigsten Dinge, etwa, daß die Erde keine Kugel, sondern ein Ei sei (das Ei des Kolumbus), wodurch die Längengrade in Äquatornähe viel enger beisammen lägen, als man bis dahin annahm. Oder sie sei birnenförmig oder wie eine Frauenbrust gestaltet, mit der Zitze unter dem Äquator (Tagebuch der 3. Reise, 4. August 1498). Eine solche Behauptung hatte nur Chancen auf Glaubhaftigkeit, wenn die Längengradbestimmung nicht jedem geläufig war. (Es gibt in einer portugiesischen Kirche auf einem Taufbecken eine Abbildung des Globus in dieser Eiform.) (*Abb.* 26)

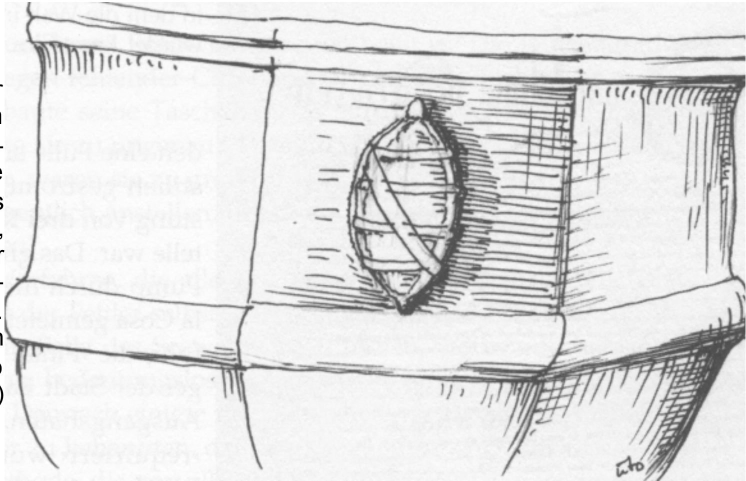


Abb. 26: Der Globus in Eiform auf einem Taufbekken in der Kirche Johannes des Täufers in Tomar, dem Zentrum der Templer in Portugal. (Zeichn. U. Topper nach Foto in Louçao 2001, S. 120)

Die Behauptung des Kolumbus, der Längengrad sei nur höchst ungenau, eigentlich gar nicht richtig feststellbar, wurde noch ein ganzes Jahrhundert weitergeschleppt, zumindest in der Literatur. Sie ist eine glatte Lüge - so wie es eine Lüge war, den westlichen Seeweg nach Indien zu kennen.

Bekannterweise haben die gelehrten Leute am Hofe der kKatholischen Könige über diesen aufdringlichen Handelsvertreter gelacht, so wie schon vorher am Hofe des portugiesischen Königs. Jeder wußte, daß die Erde eine Kugel ist, man hatte es auf vielfältigste Art seit undenklicher Zeit feststellen können. Die einfachste Weise ist eine Mondfinsternis: Haben Sie schon mal den Erdschatten gesehen, der den Mond verdeckt? Na, dann wissen Sie auch, daß die Erde Kugelgestalt hat.

Warum Isabella nun doch auf diesen drolligen Fremden einging?

Die Gründe sind zahlreich, sie sollen nur aufgelistet werden:

Erstens: Durch den Vertrag von Alcaçovas mit den Portugiesen (1479), der jenen den südlichen Seeweg nach Indien überließ, waren die Spanier in ihren ozeanischen Unternehmungen sehr behindert. Ein Seeweg nach Westen, der im Vertrag nicht eingeschränkt war, wäre der Ausweg gewesen. Nachdem die Portugiesen dies durchschaut hatten, wurde sogleich nach der Rückkehr des Kolumbus ein Zusatzvertrag ausgehandelt, der im Juli 1494 unterzeichnete berühmte Weltteilungsvertrag von Tordesillas *(Abb. 27),* der den Portugiesen nur noch einen Streifen nach Westen einräumte, 370 Leguas weit; alles weitere Gebiet nach Westen fiel an Kastilien.

Zweitens: Ab 1486 hatte der kastilische Hof kein Geld mehr, da alles in die Eroberung von Granada gesteckt worden war. Erst 1492 war durch den Sieg über den letzten Maurenherrscher in Granada und die Enteignung der Ju-

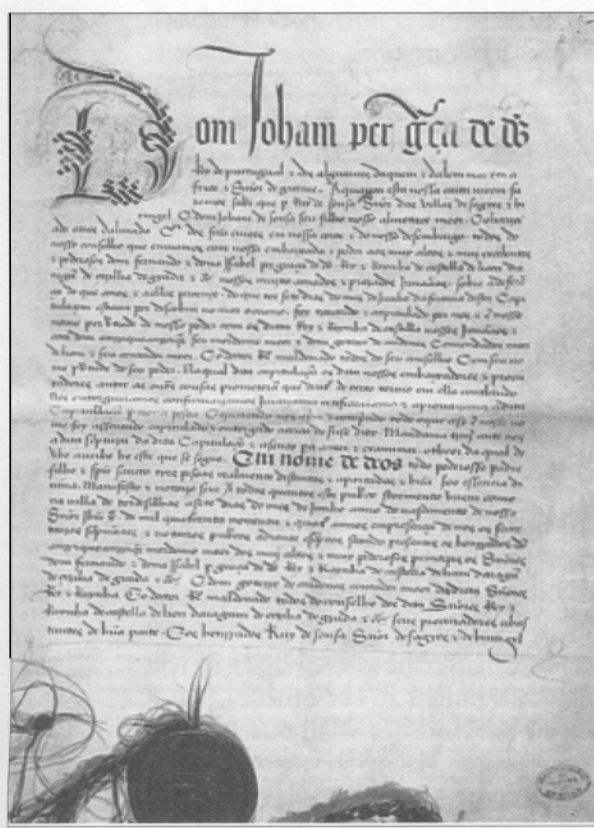


Abb. 27: Vertrag von Tordesillas (1494), in dem die Welt in zwei Hälften geteilt wurde, Frontseite.

den eine Fülle an Reichtum nach Kastilien geströmt, so daß die Ausrüstung von drei Karavellen eine Bagatelle war. Das große Schiff wurde auf Pump durch die Krone von Juan de la Cosa gemietet, der auch selbst mitfuhr; die >Pinta< war von einem Bürger der Stadt Palos de Moguer, dem Ausgangshafen, durch die Königin >requiriert< worden, und zwar als Wiedergutmachung für Nichtbefolgung der Hilfeleistung im Feldzug gegen Granada. Und die >Niña< gehörte der Familie Pinzön, war beinahe untauglich und mußte unterwegs mit neuem Segelwerk ausgerüstet werden. Kosten entstanden nur durch die Heuer der Seeleute - ebenfalls sehr gering, denn man nahm entlaufene Sträflinge und versprach ihnen Amnestie - und durch die Verpflegung. Wenige Monate nach der Einnahme der Alhambra erhielt Kolumbus seine verlangte Summe Maravedis (die Silberwährung der Almoraviden, die auch bei den Westgoten gültig war). Zur Erinnerung: Am 2. Januar 1492 war die Übergabe Granadas, im März die Ausweisung der Juden, am 17. April wurde der Vertrag mit Kolumbus unterschrieben. Der Schatzmeister Santangel stimmte zu, er war übrigens Marrane, das heißt: getaufter Jude, wie Kolumbus' Vater.

Und drittens: Die erwähnte Beichte des Kolumbus und die Vertraulichkeit des Pfaffen von La Rábida, die Kolumbus um seinen Lohn bringen würde, war gerade erst 1491 erfolgt. (Der Name des Klosters, La Rábida, wo Kolumbus längere Zeit weilte, ist übrigens arabisch: *Ribat,* das heißt >Lager der Morabitun<, Kloster der wehrhaften Sufis; es liegt in der Gegend von Huelva, nicht weit von Palos, wo die drei Karavellen lossegelten. In solchen Klöstern hatte man möglicherweise auch ältere Dokumente aufbewahrt.)

Wie schwierig ist die Längengradbestimmung?

In allen Büchern zum Thema Entdeckungsreisen heißt es: Die Längengradbestimmung war wegen fehlender Chronometer vor 1700 noch nicht möglich. Peter Henlein baute seine Taschenuhr in Nürnberg schon »um 1500« *(Meyers Lexikon).* Ging sie zu ungenau? Turmuhren gab es schon mindestens ein Jahrhundert eher, waren sie zu groß für eine Karavelle?

Was muß man eigentlich anstellen, um den Längengrad eines beliebigen Ortes herauszufinden?

Es gibt mehrere Verfahren, die alle eine Annäherung an den wirklichen Wert erzielen, wobei der Fehler selbst in den ungünstigsten Fällen 10° nicht übersteigt. Da das im Falle des Seeweges nach Indien, wo es um mehr als 140° Unterschied ging, bedeutungslos war, ist das Argument für Kolumbus geradezu lächerlich. Dennoch einigte man sich am Ende darauf, den Uneingeweihten gegenüber zu behaupten, daß der Längengrad ein Geheimnis sei.

Die einfachste Methode, die von allen Piloten (Steuerleuten) benützt wurde, war die Bestimmung der Tagesleistung des Seglers in Bezug zum Kurs. Die Segelstrecke maß man mit dem Logholz (angebundenes treibendes Holz im Kielwasser; an der Leine waren Knoten, daher die Maßfestlegung) und der Ampulle (Sanduhr, die jede halbe Stunde umgedreht wurde). In diesen Berechnungen war Kolumbus äußerst erfahren, seine Meßergebnisse wichen kaum einige Seemeilen vom tatsächlichen Wert ab, wie heutige Kapitäne nachgerechnet haben, besonders Kapitän Coin, der die >Niña< nachbauen ließ und 1992 exakt auf dem Kurs der ersten Fahrt des Kolumbus in gleicher Zeit dieselbe Insel erreichte.

Der Kurs wurde mittels Kompaß und Breitengradbestimmung abgelesen, ein einfaches Verfahren, dessen Fehlerquellen minimal sind, wenn man - was Kolumbus sehr bald merkte - die Mißweisung der Kompaßnadel und die Ungenauigkeit des Polarsterns einbezieht. Der Breitengrad wurde mit dem Jakobsstab oder Quadranten festgestellt, wobei man am Tage die Sonne und nachts den Polarstern anpeilte (siehe: *Abb. 28a- b).* Mit der Kenntnis der Erdgröße und mit Hilfe einfacher Geometrie konnte man dann jeweils die Tagesstrecke auf der Karte eintragen und so den Längengrad ablesen.

Kolumbus segelte breitengradmäßig in bekanntem Gebiet, nämlich nahe dem Wendekreis (um 20° n. Br.), und zeitlich günstig, er fuhr beim ersten Mal etwa zur Zeit der Herbstgleiche los, so daß für ihn die Berechnung der Route einfach war.

Eine genauere Bestimmung der Uhrzeit war mit Hilfe einer Mondfinsternis möglich. Zweimal auf seinen vier Reisen in die Karibik hatte Kolumbus das Glück, eine Mondfinsternis beobachten zu können, deren Phasen er aus seinen Ephemeriden kannte: 1494 und 1504. Spätestens dann wußte er, auf welchem Längengrad er sich ungefähr befand. Um festzustellen, ob die west-

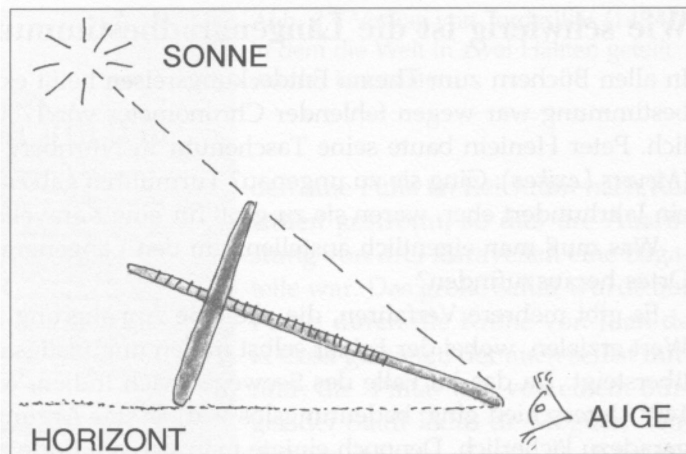


Abb. 28a: Jakobsstab, auf dessen Skala die geographisches Breite eines Ortes abgelesen werden kann.

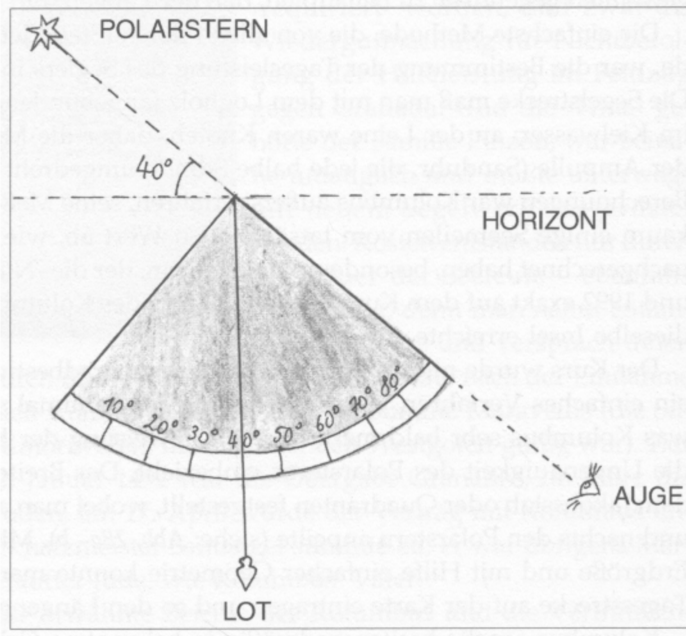


Abb. 28b: Prinzip des Quadranten zur Feststellung der Höhe eines Gestirns. (Zeichnungen Uwe Topper)

wärts erreichte Küste 80° oder 180° von Spanien entfernt lag, reichte es allemal.

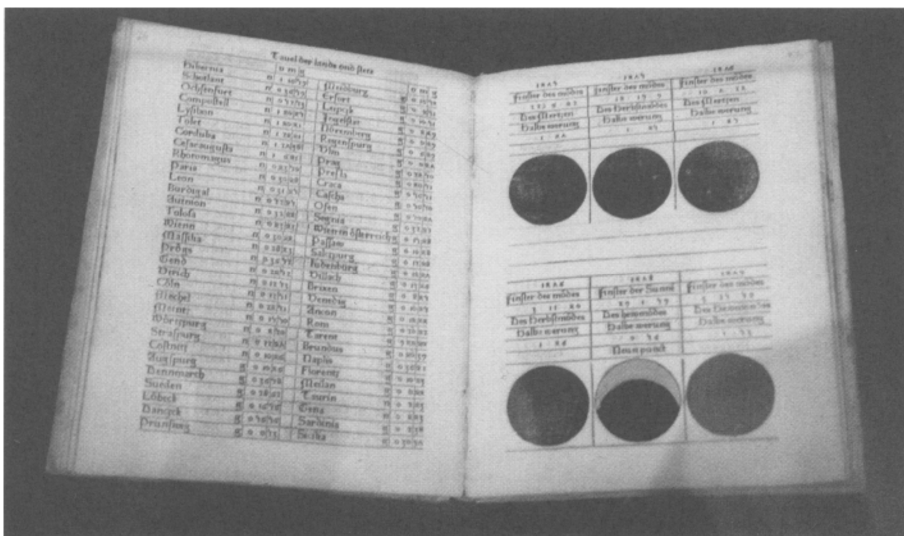
Johannes Regiomontanus hatte Ephemeriden mit genauen Mondphasen aufgestellt, die überall in Europa verkauft wurden. Man nimmt an, daß Kolumbus ein Exemplar besaß. Die rechnerische Nachprüfung ergab, daß Regiomontanus die Mondfinsternis von 1504 mit einer Genauigkeit von 3 bis 4 Minuten vorausgesagt hatte! (Comellas, S. 234) Die älteste Ausgabe (Nürnberg 1474) enthält schon die Längengrade für die meisten europäischen

von Lissabon bis Krakau, ausgedrückt in Uhrzeit und bezogen auf Ulm als Nullmeridian *(Abb. 29).* Es war also damals auch ohne Landvermessung schon gelungen, die Längengrade ziemlich genau zu berechnen.

Wozu die Breitengradlügen?

Erinnern wir uns noch einmal an den Beweggrund, den Kolumbus der katholischen Königin (und diese ihren Hofleuten) vorgegeben hatte: Christianisierung des Groß-Chans von China. In seinem Tagebuch der ersten Reise stehen häufig Sätze, die darauf Bezug nehmen. Darum müßte die erste große Insel, die die kleine Flotte erreichte, Zipangu (Japan) sein. Als Kolumbus dann endlich das Festland erreichte (in Wirklichkeit die Insel Kuba), maß er mit seinem Quadranten 42° nördl. Breite, steht in seinem Tagebuch. (Diese Angabe trifft für Karakorum zu, die Hauptstadt des Groß-Chans, berücksichtigt also Marco Polos Bericht.) Die Messungen wiederholte er an mehreren Tagen mit demselben Ergebnis. Kubas Nordküste liegt jedoch südlich vom Wendekreis, etwa auf 22° n. Br. War der erfahrene Seemann plötzlich dumm geworden oder einer Täuschung erlegen? Nein, er täuschte einfach, denn es war ihm wichtig, Asien erreicht zu haben, nämlich China (Katai). Weil er wußte, daß der Groß-Chan in Cambalu (Peking) auf etwa 40° residiert, mußte seine Messung so ausfallen. Auf Hispaniola konnte Kolumbus mit seinen nächsten Breitengradmessungen etwas näher an die Wahrheit gehen. Er gab vor, sich auf 34° n. Br. zu befinden, was für Mitteljapan zutrifft. Immer noch

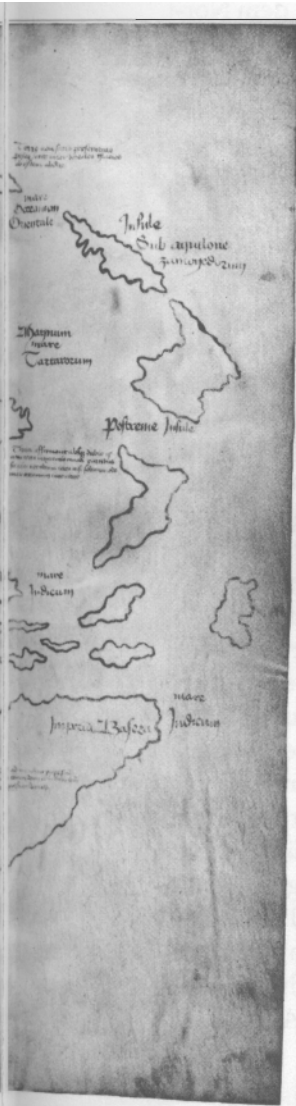
Abb. 29: Ephemeriden mit genauen Mondphasen des Johannes Regiomontanus in der Ausgabe von Nürnberg 1474, bezogen auf Ulm als Nullmeridian: Die linke Seite gibt die Längengrade europäischer Städte von Lissabon bis Krakau und von Schottland bis Sizilien an, die rechte Seite die Mondfinsternisse von 1475 bis 1479. (Foto U. Topper)



ein starkes Stück Betrug (denn wie schon gesagt: Die Breitengradbestimmung ist ein Kinderspiel), doch diesmal konnte er eine weitere Beobachtung zur Bekräftigung hinzufügen: Am Tage der Santa Lucia (wir würden Odilie sagen), am 13. Dezember, Wintersonnenwende, maß er dort die Tageslänge mit seinen Sanduhren und erhielt 20 Ampullen, das macht genau zehn Stunden (was für 34° zutrifft, während es in Wirklichkeit auf Hispaniola an diesem Tag elf Stunden sind). Zwar erwähnte er auch hierbei, wie jedesmal, daß diese Messungen leicht ungenau sein konnten; aber 10 Prozent falsch halte ich für unglaubwürdig. Wenn Kolumbus die genaue Breite und Tageslänge angegeben hätte, hätte er nicht erzählen können, daß er in Ostasien gelandet sei. Und nur darauf kam es an!

Die Ephemeriden-Tafeln, die Kolumbus zur Verfügung hatte, waren übrigens recht genau, wie durch Rückberechnung leicht feststellbar ist. Er wußte zum Beispiel, daß auf seiner Rückfahrt am 17. Januar Neumond wäre und zugleich Jupiter in Opposition zur Sonne treten würde, außerdem der Merkurdurchgang stattfindet. (Neumond trat nach heutiger Berechnung zwei Stunden nach Mitternacht ein, aber dergleichen Feinheiten sind für unsere Betrachtung überflüssig.)

Nein, Kolumbus war nicht dumm, er war im Umgang mit astronomischen Berechnungen höchst gewandt. Großspurig beschrieb er, wie er herausgefunden hatte, daß der Polarstern um den tatsächlichen Himmelspol kreist, was bei dem großen Abstand von etwa $3^1/2°$ sicher bekannt war, aber gerade auf See nicht festzustellen ist, sondern nur an Land mit festem Horizont. Andererseits gilt er vielleicht zu Recht als der erste, der feststellte, daß die Abweichung der Kompaßnadel zugleich als Hinweis auf die geographische Länge benützt werden kann. Am 13. September, bald nach der Ausfahrt, gelang ihm diese Beobachtung auf offener See, da an diesem Tag, Herbstgleiche, die Messung des Meridians sehr genau ausfallen mußte.



Warum man im 16. Jahrhundert behauptete, den Längengrad eines Ortes nicht bestimmen zu können

Gab es denn damals keine aufrechten Männer, die den Schwindel aufgedeckt hätten? Es gab sie, und sie wurden auch gehört, während man Kolumbus nach seiner weiteren erfolglosen Suche des asiatischen Festlands auslachte und in Ketten nach Spanien zurückbrachte. Francisco Nunez de la Yerba, Professor an der damals kastilischen Universität, der von Salanmanca, veröffentlichte 1495 eine gelehrte Ausgabe der Kosmographie des Pomponius Mela, wobei er im Vorwort klarstellt, daß »die neuentdeckten Inseln, die von einigen absurderweise Indien genannt werden, 45° westlich der Kanaren liegen«, (Comellas 1992, S. 242), was sehr genau für die Mitte der insel, die Hispaniola (Haiti) genannt wird, zutrifft.

Der Grund für die Nichtnennung des Längengrades im Weltteilungsvertrag von Tordesillas war also Geheimhaltung einerseits und christliche Gehirnwäsche andererseits gewesen. War

Abb. 30a: So geht's nicht! Die angebliche Vinlandkarte, die längst als Fälschung erkannt war (sie ist inhaltlich dummdreist gefälscht), wird nun durch C14- Datierung wieder echt (nach Zeitungsfoto).

das denn möglich angesichts des allgemeinen Wissensstandes? Ich denke schon. Auch heute besteht ein großer Zwiespalt zwischen dem,w as erschließbar ist - nämlich daß man die Inseln und Küsten Amerikas lange vor Kolumbus kannte und mit den Einwohnern dort Handel trieb -, und dem, was gelehrt wird: daß Kolumbus der allererste Seefahrer war, der Amerika erreichte, Aus dem Berg der vielen Bücher zu diesem Thema erwähne ich nur ein neues, weil es als skandalös gilt: *Wir waren's nicht* der >roten Herzogin< Donia Alvarez de Toledo. Sie glaubt recht gut nachzuweisen, daß die Araber längst nach Südamerika fuhren. Das mag stimmen, nur die Literatur sieht es anders.

Bei den schreibenden Arabern kursierten nur recht schswammige Legenden, etwa die von den »Träumern (el-Magruruna) von Lissabon«, die Idrisi in seiner Weltbeschreibung (dem sogenannten Roger-Buch, weil es dem Normannenkönig Roger II. von Sizilien gewidmet ist) wiedergibt. Wichtiger sind die von Mas'udi in seinem *Kitab et-Tanbih* (Vasquez Ruiz, S. 581 f.) nach einer vermuteten griechischen Vorlage zitierten Sätze, die zum Allgemeinwissen der damaligen Welt wurden:

»Ein Beweis für die Kleinheit der Erde ist die Vorstellung, daß das Meer von den Säulen des Herkules (Meerenge von Gibraltar) sich mit dem an den Küsten Indiens mischt, und deswegen sagen sie: das Meer ist eins.« Von Amerika, das dazwischen liegt, keine Spur!

Eine andere arabische Weltbeschreibung (el-Himyari, wiederum laut Vazquez Ruiz, S. 583, der nach Lévy-Provençal 1938 zitiert), diesmal aus der Lebenszeit des Kolumbus und auf eine Überlieferung aus Cädiz bezogen, sagt, daß jenseits der Säulen des Herkules weitere sieben solcher Säulen in gleichen Abständen lägen, bevor man Indien erreiche. Ob hier nun wirkliche Berge (wie Calpe und Abyle) zu sehen wären oder nur der Abstand angegeben werden sollte, mag unklar bleiben. Kolumbus nutzte die Vorstellung, daß Indien ganz nahe läge und per Schiff nach Westen erreichbar sei. Denn was Indien ist, wußten die Araber wirklich, sie handelten ja auf der anderen Seite auf dem See- und Landweg mit ihren indischen Glaubensbrüdern.

In diesem Sinne ist das Allgemeinwissen tatsächlich schon derart verdreht gewesen, daß es dem Heiligen Büro (Inquisition), das wenige Jahre vor dem Tordesillas-Vertrag gegründet worden war, leicht gefallen sein muß, die öffentliche Meinung irrezuführen. Da Kolumbus seinen Erfolg nicht den wissenschaftlichen Beratern des Hofes verdankte (sie hatten ihn einfach ausgelacht, zu Recht), sondern einigen Priestern, blieb er bis zu seinem Tod starr bei seiner Aussage, daß er den Seeweg nach Indien gefunden habe, und verteidigt diese mit >geistlichen< Literaturzeugnissen, die er sich nachträglich aneignete, ausdrücklich auch mit Zitaten aus dem *Alten Testament* und den Kirchenvätern. Der Mönch Bartholomäus de las Casas unterstützte diese Position mit allen Mitteln. Die Prozesse wurden erst nach Jahrzehnten beigelegt, nachdem Magellan den tatsächlichen Seeweg zu den Molukken befahren hatte. *(Abb. 30a-b)*

Teil 5

Hieronymus Bosch: Letzte Bekundung der heidnischen Religion vor der Christianisierung der Niederlande

Dieses Kapitel ist das Ergebnis jahrelanger Beschäftigung mit dem Werk des Malers Hieronymus Bosch. Zwei Wege führten mich zu den hier dargestellten Erkenntnissen: meine Erkundung der Techniken und der Inhalte der Bosch-Bilder als Maler und meine Fragestellungen zu den Bosch-Werken vor unsere neuen chronologiekritischen Erkenntnissen. Daraus entsteht eine völlig neue Sicht der vorchristlichen europäischen Religion.

Der sehr eigenwillige und wegen seiner verrückten Bilder weltbekannte holländische Maler Hieronymus Bosch hieß bürgerlich Jieron Anthoniszoon oder auch Jan van Aken. Über sein Leben weiß man fast nichts; als Geburtsjahr werden verschiedene Jahre zwischen 1450 und 1465 angegeben. Das reiche Städtchen s'Hertogenbosch in Brabant war seine Heimat, die er möglicherweise nie verließ. Nach diesem Ort hat sich sein Zuname geformt. Den Zunamen van Aken trug er nach seinem Vater und Großvater, der vielleicht aus Aachen stammte.

Hieronymus Bosch wurde später vielfach angefeindet, weil er dem Orden der >Brüder vom gemeinsamen Leben< angehörte, der in Herzogenbusch seit 1424 ansässig war. Dies war eine Vereinigung von Mystikern, die sich sozial betätigten und als unchristlich galten. Sie pflegten die Bildung der Jugend und sammelten Bücher. Bosch wird als Zunftmitglied der Malergilde etwa ab 1480 schriftlich erwähnt, er starb in seiner Stadt etwa 1516, in dem Jahr also, als sich Karl V. in Brüssel zum König erklären ließ. Diese Jahreszahlen sind nur grobe Anhaltspunkte. Seine Bilder waren von hohen Personen in Auftrag gegeben und wurden von Fürsten und Königen wie Schätze aufbewahrt. (Zur Identifizierung der etwa dreißig bekannten Bosch-Bilder nennt man immer den heutigen Aufbewahrungsort.)

Boschs Tiergestalten, oft seltsam verwachsen, hatten einen mystischen Hintergrund, der sich größtenteils unserem Durchblick entzieht. Der Zusammenhang mit den hybriden Gestalten der Lichtreligion, dem Tierstil der romanischen Kirchengebäude ist offenkundig.

Von Ketzerei und Heidentum ist im Zusammenhang mit Boschs Malerei häufig die Rede. Gauffreteau-Svy (1967) beschreibt sie wie eine Nahtstelle: noch dem Symbolismus der romanischen Kunst verpflichtet und schon die gotische Neudeutung im Blick (Kap. 4; man achte auf die chronologische Implikation, die der französische Kunstkenner hier unkommentiert vornimmt: Die Romanik ende in Boschs Zeit, die Gotik beginne gerade erst dann, also so, wie es die neue Chronologiekritik fordert). Die hohe Wertschätzung durch Boschs Zeitgenossen, für die er malte, ist hervorzuheben, denn als unverstandenes Genie, wie wir das bei einigen Malern der Neuzeit kennen, ist Bosch nicht abzuschieben; er arbeitete im Auftrag von Bürgern, Fürsten und sogar für Kirchengebäude. Es gibt eine große Zahl von Kopien nach Bosch, die schon aus dem 16. Jahrhundert stammen, einige darunter von wichtigen Malern, und sein Einfluß ein volles Jahrhundert lang in der religiösen Malerei spürbar. Darum ist die Einschätzung der modernen Interpreten beachtenswert. Kein dogmatischer Christ hätte die phantastische Bilderwelt Boschs schaffen können. Die skurrilen Gestalten sind auch nicht seiner persönlichen Psyche entsprungen, sondern erhalten ihre Bedeutung vor dem Hintergrund einer fremden Glaubenswelt, die seinerzeit sehr lebendig war. Darin ist die Natur als Ganzes die Bühne, auf der sich das Schauspiel der Schöpfung abspielt.

Tiere, Pflanzen und der Mensch, auch dessen Werkzeuge und Gebrauchsgegenstände, sind ineinander umwandelbar, miteinander verwandt und verknüpft, denn sie leben in einer Natur, die mit ihnen das große Spiel in Szene setzt, einer Welt der steten Verwandlungen, sinnlos, aber deutbar, unerklärlich, aber erkennbar.

Ich will die einzelnen Bosch-Gestalten hier nicht ausdeuten, wir kennen sie alle: das Ei und die Distel, den Finken und die Teufel, die Ungeheuer und Zwitter, Mißgeburten und Schreckensviecher, das höllische Heer und die irdisch schönen jungen Frauen, die Soldateska und die gierigen alten Weiber.. . sie sind erst verständlich in einem mystischen Weltbild, in das man eingeweiht werden muß. Gewiß haben sie auch allgemein Menschliches (möchte man sagen) an sich, und doch sind sie herausgehoben aus der wirklichen Welt, unwirklich im reinsten Sinne. Am Beispiel des Lebensborns im Paradies sagt Gauffreteau-Sévy (S. 74), daß die Sinnbilder Boschs eher heidnisch als christlich sind, ob aus der Alchimie oder der gotischen Mystik genommen, das bleibt sich gleich, da sie auf universeller Mystik beruhen.

Viele große Meister jener Zeit vervollkommneten ständig ihre Kenntnisse der Farbmaterialien und deren Wechselwirkungen mit Licht, Feuchtigkeit und Malgrund. Sie waren Chemiker und teilweise Alchimisten. Der Sprung zur Gnosis ist nicht weit. Ihre Vorbilder waren die Scholastiker wie Albertus Magnus, Beauvais, Thomas von Aquin u. a., angeblich Dominikaner (ein verschleiernder Sammelbegriff), >Sufis<, wie ihre Schriften bezeugen, die oft arabische Vorlagen erkennen lassen. Als Zeitgenossen oder direkte Vorläufer von Bosch geben sie das geistige Umfeld dieser Bilderwelt an. Auch die Gnosis war keineswegs ausgestorben, sondern weitverbreitet, ihre Verketzerung und Verlegung in eine erdachte Frühzeit beruhen auf späterer Übertünchung - wie so oft.

Die Menschen, für die Bosch malte, müssen seine >Anspielungen< verstanden haben, sonst wären die Bilder freischwebend in den Raum gestellt, undenkbar für seine Zeit. An Kleinigkeiten sieht man, daß sie wirklichkeitsnahe Zustände wiedergeben: Der gelbe Fleck auf dem Gewand so mancher Männer zeigt >geheime< Zeichen, ein A oder ein T, vergleichbar dem Judenfleck; Fahnen und Opfertiere tragen häufig den Halbmond (des Islams); der Seeigel soll ein katharisches Zeichen sein usw. Es gibt auch schon christlich anmutende Motive, mehrere Passionsszenen, auch mehrere Bilder mit dem Thema der Versuchung des Heiligen Antonius, und Darstellungen von Adam und Eva im Paradies, wenngleich letztere eher Anregungen der Adamiten, also einer unchristlichen Bewegung, zuzuschreiben sind. So stehen wir durch diese Bilder mitten im damaligen Zeitgeschehen: Umbruch, Übergang zu einer anderen Religion, wie eine Momentaufnahme festgehalten für die Nachwelt - das Eindringen einer frühchristlichen Bilderwelt in den heidnischen Alltag holländischer Bürger.

Vom Elsaß ging ein starker Anstoß christlicher Gesinnung in deutscher Richtung, es war der Durchgangsort für die französischen Ideen aus Paris und Avignon und der Filter zugleich. Von hier rheinabwärts gelangte die Mission nach Köln *(Hexenhammer)* und zu den Holländern, die viele Jahrzehnte erbittert gegen die katholische Ideologie ankämpften. Schließlich öffneten sie sich der reformierten Kirche, die ihnen als das kleinere Übel erschien. Diese Bewegung kann man in der Ausbreitung der kirchlichen Malerei erkennen: Vom Isenheimer Altar des Matthias Grünewald geht ein starker Einfluß nach Flandern und Brabant.

Kritisch-technischer Zugang

Nicht alle Bilder, die dem Maler Hieronymus Bosch zugeschrieben werden, stammen von diesem Jieron Anthoniszoon van Aken. Einige Tafeln sind anerkanntermaßen spätere Kopien, manche ein Jahrhundert oder noch später geschaffen, kenntnisreich nachempfunden. Wenn ich solche Bilder in meine Untersuchung mit einbeziehe, dann hat das folgenden methodischen Grund: Ich möchte einen neuen Zugang zu Boschs Zeit und Glaubensform gewinnen, und da spielt es eine geringere Rolle, ob ein Gemälde von ihm selbst stammt, oder von einem Kollegen, oder einem Nachahmer, solange es räumlich und zeitlich einigermaßen in Boschs Lebenswelt gehört. Die Überlegungen über die Zuschreibung sind jedoch wichtig für die Person des Meisters von Herzogenbusch, und deshalb werde ich versuchen, möglichst eng an seinen Originalwerken zu bleiben.

Einige Bilder sind wohl echte Bosch-Werke, aber dermaßen oft übermalt (>restauriert<) worden, daß der Sinn, den Bosch hineingelegt haben mag, uns heute schwer erschließbar sein muß. Die Übermalungen betreffen nicht nur Köpfe und Architektur oder Mobiliar, sondern es wurden auch ganze Figuren hinzugefügt oder weggemalt, Bildteile abgeschnitten oder bis zu zwei Drittel eines Bildes neu übermalt, auffällig auch die Grisaillen auf der Rückseite der altarähnlichen Tafeln. Nicht immer handelt es sich bei diesen Übermalungen - um Restaurierung von abblätternder oder verblichener Farbe, sondern oft wie könnte es anders sein - um Veränderung des Bildinhalts aus weltanschaulichen Gründen. Aus dem heidnischen Maler von s'Hertogenbosch mit seiner ursprünglichen Religiosität wurde ein linientreuer Christ mit absonderlicher Traumwelt gemacht.

Die meisten Übermalungen in diesem Sinne wurden schon im 16. Jahrhundert vollzogen, also zu einer Zeit, als noch wenige Personen die Bilder mit eigenen Augen gesehen hatten, meist nur spanische Hofleute und Geistliche. Allerdings: Die Übermalungen sind oft mißlungen. Erstaunlich? Keineswegs, denn das Berufsgeheimnis der Maler wurde streng gewahrt, und die Christen malten zunächst nicht. Die Maler waren Alchimisten und Gno-

stiker, Eingeweihte und Erleuchtete. Ihre Kenntnisse sickerten in der Kirche nur pfennigweise durch, denn es gab eine Berufsehre, die Pfuscher ausschloß. Solche Pfuscher waren am Werk, als die heidnischen Kunstwerke durch Übermalungen eingemeindet wurden. Darum sind ihre >Korrekturen< so leicht zu erkennen.

Boschs Lebensweg kann nur in seinen Bildern gezeigt werden. Nach Fraenger, der sich viele Jahre lang ausführlich mit Bosch und seiner Gedankenwelt beschäftigt hat, sind nur wenige Lebensdaten des genialen Meisters erhalten geblieben. Es ist noch nicht einmal sicher, ob die anderen Kunsthandwerker aus s'Hertogenbosch, die den Zunamen van Aken führen (deren frühester angeblich schon 1399 dort Bürgerrecht erwarb), mit dem Maler Hieronymus verwandt waren, und wenn ja: in welcher Weise. Die einfachste Konstruktion - Großvater, Vater und Brüder - mag einleuchtend sein, ist aber ausgedacht. Die >Liebfrauenbruderschaft zum Schwan<, deren Register eine Totenmesse für Bosch am 9. August 1516 vermeldet, mag als einziger historischer Hintergrund gelten. Inwieweit hier ebenfalls Wunschdenken oder spätere Eingemeindung vorliegt, kann nicht mehr geklärt werden. Zumindest ist die Bezeichnung >zum Schwan< für einen christlichen Verein untauglich, denn beim Schwan beschworen die Gralsritter und verrückten Liebenden ihre heidnischen Geständnisse - (man denke an das »Schwanenlied« in den *Carmina Burana).*

Es sieht auch nach langer Suche und kritischer Prüfung (Gerlach 1968) der vorgebrachten Hinweise auf Boschs reale Existenz sehr mager aus. Chroniken und Berichte jener Zeit erwähnen ihn nicht. Die Gilde >Unserer Lieben Frau< soll seit 1318 bestehen, was nicht nachweisbar ist. Außer dem publizierten Register der Mitglieder, das Hieronimus van Aken dreimal nennt, zuletzt die Totenmesse am 9. August 1516, gibt es noch eine Liste der gestorbenen Brüder, die nennt »Jheronimus Aquen alias Bosch insignis pictor«, gestorben 1516, als ehemaliges Vollmitglied; aber diese Liste stammt von 1567 und ist nicht vertrauenswürdig, sie wurde 1575 fertiggestellt, und da war Bosch tatsächlich »insignis pictor« (berühmter Maler).

Die wichtigen Ereignisse aus dem Leben Boschs, wie seine Geburt, Heirat, Tod oder ob er Kinder hatte, sind bis heute unbekannt (GS, S. 205). Da gibt es zum Beispiel ein lateinisches Schriftstück über eine Erbangelegenheit vom 3. Januar 1481, in dem ein Jeronimus als pictor (Bildner, Maler) erscheint, wobei schon aus diesen wenigen Angaben ersichtlich ist, daß es viel später hergestellt sein dürfte. In Niederdeutsch hätte es größere Chancen gehabt, als echt anerkannt zu werden. Mehrere Notizen über Aufträge und Bezahlungen der Bruderschaft konnten nicht überprüft werden.

Da Boschs Geburtsjahr zwischen 1450 (neuere Vermutungen) und 1460/65 (traditionelle Angaben, so noch H. Ebeling 1948) schwankt, ist auch das Jahr, in dem er als selbständiger Handwerksmeister auftritt, beweglich (zwi-

schen 1481 und 1488). Boschs Frau Aleyt (Adelheid) sei etwas besser urkundlich belegt: So will man wissen, daß sie 1477 noch ledig und 1481 Ehefrau von Bosch war. Sie soll aus einer begüterten Bürgerfamilie stammen und eine reiche Erbschaft in die Ehe mitgebracht haben, aber auch das sind weitgehende Vermutungen, die aus einigen Kauf- und Mietverträgen geschlossen wurden. Obgleich aus diesen Dokumenten hervorgehen könnte, daß die beiden Eheleute ab 1492 geschieden waren oder getrennt lebten, wird doch nichts darüber geschrieben, weil es das romantische Bild verderben würde. Vermutlich starb Aleyt 1522/23.

Boschs Vorfahren sowie er selbst und seine Geschwister sollen dem religiösen Orden >Unserer lieben Frau< angehört haben, als Laien und in gehobener Stellung. Selbstverständlich waren »weder die Mitglieder der Bruderschaft vom gemeinsamen Leben noch die der Liebfrauenbruderschaft Ketzer, und niemand von ihnen behauptete jemals, von den Wegen der Römischen Kirche abgewichen zu sein«, schreiben die ansonsten rein wissenschaftlich arbeitenden Autoren (GS, S. 207) in katholischer Manier, als wären sie dabeigewesen. Natürlich taten sie ihre Arbeit nicht nur aus reiner Freude, sondern verdienten nicht schlecht dabei.

Über die in Deutschland und Frankreich weitverbreiteten Laienorden ist viel geschrieben worden; die Begharden und Beghinen, die Adamiten und die Brüder des gemeinsamen Lebens werden häufig genannt, wobei ihre sozialen und bildungsfördernden Werke höchstes Lob ernten. Oft wird aber auch erwähnt, daß bei ihnen tadelnswerte Abweichungen von der reinen katholischen Lehre vorgekommen seien. Besonders die Adamiten galten als Ketzer mit jüdischem Hintergrund. Tatsache ist, daß über diese Orden so gut wie nichts wirklich bekannt ist und alle diesbezüglichen Aussagen von späteren Geschichtsschreibern stammen, die je nach der zeitgemäßen Einstellung diese Bewegungen verdammten oder an die Kirche angliederten.

Als Gründer häufig genannt werden Johannes Ruysbroek aus Flandern (»1293-1381«, der in Soignes bei Brüssel lebte und mystische Schriften in Flämisch (und angeblich auch in Latein) verfaßte, die Ähnlichkeit mit gleichzeitigen sufischen Predigten haben; und Gerard Groot (geb. »1340« in Deventer, gestorben »1384«), der zusammen mit Florenz Radewyns (gest. »1400«) die Hieronymiten gründete, die als kirchliche Fortsetzung der >Brüder vom gemeinsamen Leben< angesehen werden. Berühmte Gelehrte wie Thomas a Kempis, Wessel und Erasmus gingen aus ihren Lehranstalten hervor. Mit der Durchsetzung des Kirchenchristentums verschwanden diese Orden von der Bildfläche, beziehungsweise wurden in katholische Bruderschaften umgeformt. Seinen griechischen Vornamen Hieronymus (= heiliger Name) trug Bosch wahrscheinlich nach dieser Gruppe.

In christlichen Nachschlagewerken gelten die Adamiten als gnostische Sekte des 2. Jahrhunderts n. Chr. (!), deren Anhänger ihren Gottesdienst nackt,

Weiber und Männer gemeinschaftlich, abgehalten haben sollen, um so Adam und Eva ähnlich zu werden. Dazu paßt auch die Behauptung, die Adamiten wären um »1420« eine Abteilung der Taboriten (Wiedertäufer) gewesen, die Weibergemeinschaft pflegten und völlig entkleidet in nächtlichen Feiern orgiastische Vereinigung herbeiführten. Die Taboriten zeigten sich äußerst tapfer im Kampf gegen deutsche Kreuzheere, unterlagen aber den Böhmern in der Schlacht von »1434«. In Boschs >Garten der Lüste< *(Abb. 37a)* sehen viele ein Fortwirken der adamitischen Gemeinschaft. (In einer Randbetrachtung im Anhang gehe ich mehr auf diese Bewegungen ein.)

Dieses Bild scheint übrigens das früheste eindeutig beschriebene Gemälde von Bosch zu sein (Gombrich): In den Jahren 1517/18 unternahm Kardinal Luis von Aragön mit Antonio de Beatis eine Reise, die im Tagebuch des letzteren in Italienisch festgehalten ist (Pastor 1905). Dabei sahen sie im Palast des Herzogs von Nassau das Bosch-Bild >Garten der Lüste<, das noch nicht diesen Titel trug, aber durch die Beschreibung zweifelsfrei erkennbar ist, schreibt Gombrich. Dürer sah es nicht, als er am 27. August 1520 dort weilte, wobei er dasselbe Riesenbett erwähnt wie die vorigen Besucher. Es wäre möglich, daß das Bild in der Zeit zwischen den beiden Besuchen woanders hingebracht worden war oder daß Dürer seinen so andersgearteten Kollegen verschwieg, weil er ja ausdrücklich gegen diese Art von Malerei polemisierte; oder daß Dürers Reisetagebuch bei der Abschrift geändert wurde. Wenn das Reisetagebuch des Beatis echt ist, muß Gombrichs Feststellung gelten, daß sich dieses Bild von Bosch schon ein Jahr nach dessen Tod im Nassauischen Palast befunden haben dürfte.

So bleibt uns als Erkenntnisweg bezüglich Boschs Leben und Denken nur der Zugang durch seine Bilder. Und dazu müßten wir erst einmal mit aller kunst- und naturwissenschaftlichen Strenge die echten von den falschen Bildern scheiden oder die in seinen Werken (und in denen seiner Nachahmer) enthaltenen echten Bildinhalte von den späteren Zufügungen trennen.

Zu diesem Zweck stütze ich mich auf zwei Methoden: zum einen auf die des aufmerksam betrachtenden Malers, der Stil und Pinselführung, Farbgebung und Raumaufteilung als (weitgehend subjektive) handwerkliche Kriterien zur Anwendung bringt; zum anderen auf die Infrarotphotographien, Röntgenuntersuchungen, Farbanalysen und Baumringzählung (der Tafeln), wie sie in einem neuen Buch von Carmen Garrido und Roger Van Schaute hinsichtlich der Bosch-Bilder des Madrider Prado in naturwissenschaftlicher Weise vorgestellt werden (GS 2001) *(Abb. 31).* Daß auch die Auswertung dieser recht objektiven Untersuchungsergebnisse immer noch meinem eigenen Urteil unterliegt, ist selbstverständlich und gewollt, denn erst durch den geschulten Blick des Malers und Kunsthistorikers gewinnen diese Untersuchungen ihren Zusammenhang in der Beurteilung des Gesamtwerkes, wie die Autoren selbst betonen (GS, S. 9).



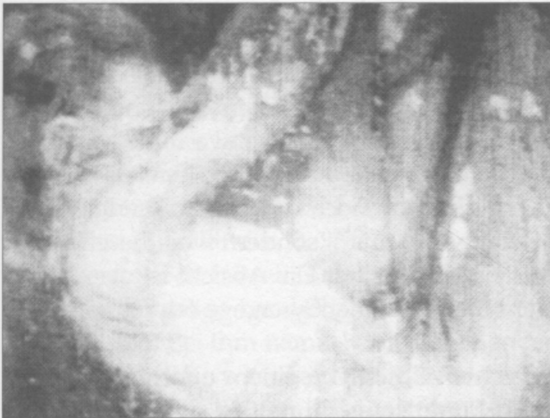




Abb. 31: Infrarotaufnahmen von Bosch-Bildern im Buch von GS = Garrido, Carmen, und Van Schoute, Roger (2001), S. 165.

Seit 1930 schon werden infrarote Lichtstrahlen technisch benützt, speziell für die Photographie. Als Erfinder gilt Heinrich Rubens (1856-1922). Diese wärmewirksamen Strahlen durchdringen Nebel und dünne Schichten, etwa Schleier, und eignen sich dadurch zum Durchleuchten von feinen Farbschichten auf Ölbildern. Die Autoren Garrido und Van Schoute (GS) haben mit dieser Methode die Untermalungen vieler Bilder sichtbar machen können. Auch die tiefertastenden Röntgenphotographien, die sie veröffentlichen, tragen viel zu neuen Erkenntnissen bei.

Man hat schon länger versucht, mit Hilfe von Baumringdatierung festzustellen, ob ein Gemälde von Bosch sein kann oder ganz sicher jünger sein müßte. So wurde die >Dornenkrönung< (im Escorial) als postum aussortiert, weil das Holz, nach den Baumringen zu urteilen, nach 1530, also lange nach Boschs Tod, erst gefällt worden sei. Das mag richtig sein oder auch falsch, denn in der Dendrochronologie liegen so viele Kurzschlüsse vor, daß derartige Aussagen mit Vorsicht genommen werden müssen. Man kann bei einem einzigen Brett nicht sicher sein, wann der Baum wuchs, da sich die Nordseite von der Südseite desselben Stamms schon zu stark unterscheidet. Und die Außenringe (Splint) des Holzes, die ja erst das endgültige Alter erkennen lassen, wurden nicht für Holztafeln benützt, sondern nur das Kernholz. GS (S. 217) zählen als Mittelwert neun Ringe zum Außenring der Bretter hinzu, ein willkürlicher Betrag.

Auch in der Malerei ist es wie mit den Pergamenten: Wer geschickt fälschte, stellte vermeintliche Originale her. Wer einen Bosch nicht nur kopieren, sondern als echt ausgeben wollte, mußte also alte Bretter und Pigmente verwenden. So ist die Echtheit nur am Inhalt und Gehalt erkennbar. Was für die Pergamenthandschriften gilt, gilt entsprechend auch für Gemälde: Hier sind es Maltechnik, Stil und Thematik, die über die Echtheit eines Bosch-Werkes entscheiden.

Andererseits wurden echte Bosch-Bilder später dermaßen verfälscht, daß ein verdrehter Eindruck von den Anschauungen des Malers entstehen muß. Die Übermalungen sind nämlich oft ganz unsinnig, so etwa die barocken Hunde, die auch auf Bildern von Boschs Zeitgenossen auftauchen. Das sieht man sofort, und nicht nur, weil der Fußboden noch durch die Hundeleiber hindurchschaut (wie auf der >Hochzeit von Kana<), sondern weil diese Tiere in anderem Malstil und unpassend eingefügt sind. Die Absicht ist ebenfalls für jene Arbeiten überdeutlich: Wer Hunde in einer Synagoge oder Loge einfügt, der will verunglimpfen.

Als Faustregeln, wie man einen echten Bosch von einem unechten unterscheiden könnte, seien folgende fünf Punkte angeführt:

1. Boschs Kenntnis der Farbe, ihrer Haltbarkeit und Wirkung, ist außergewöhnlich meisterhaft im Vergleich mit späteren Werkstätten. Bosch war Alchimist im reinsten Sinne. Seine Farben verblichen nicht, und sie stimmen

immer im >Ton<: Feuer, Himmel, Gewänder sind nie stereotyp, sondern immer naturnah. Diese Nächte sind nicht dunkel und die Fernen nicht diesig. Die Bilder, die starke Restaurierungen über sich ergehen lassen mußten, sind meist nicht von ihm geschaffen.

2. Alle Gegenstände im Bild stehen in Beziehung zueinander, sie sind nicht lose in den Bildraum hineingesetzt, so dekorativ das auch wirken mag. Sie haben immer einen geistigen Zusammenhang untereinander, der in der Bildaufteilung zum Ausdruck kommt. Das gilt nicht für manche Zeichnungen, wo skizzenhaft auf einem Blatt Figuren zusammengestellt sind, wie sie gerade Platz fanden. Ein solches Skizzenblatt zum Bild ausgearbeitet ist das Fragment eines >Jüngsten Gerichts< (in München), das aus dem eben genannten Grund nicht von Bosch selbst stammen kann.

3. Bosch beobachtete die Natur wie ein Naiver, er kopierte nicht bekannte Muster. Wolken können ausfasern, aber sie haben immer scharf geschnittene Ränder vor dem Himmelhintergrund, sind nicht diffus, gehen nicht im Himmel auf. Dasselbe gilt für Bäume, Berge, Städte. Statt sich der typisch >gotischen< Manier des Faltenwurfs zu bedienen, malt Bosch jedesmal die Gewänder neu, schaut genau hin, malt vom Gegenstand ab. Das ist nicht einfach, unterscheidet ihn aber grundsätzlich von seinen Nachahmern.

4. Für Bosch war Christus keine historische Gestalt, sondern die Hauptperson in einem Drama, das auf offener Bühne gespielt wurde. Seine Darstellungen biblischer Ereignisse beziehen sich auf Mysterienspielszenen, keine vermeintlichen geschichtlichen Geschehnisse; daher die phantasievollen Gewänder der umstehenden Personen, die erdachten Turbane und Hüte, die Theaterrequisiten statt echter Waffen, die karnevalsartigen Kostüme, die fratzenhaften Gesichter. Selbstverständlich tragen die heiligen Personen in den echten Bildern Boschs nie einen Heiligenschein, ebensowenig wie auf den Bildern seiner gleichgesinnten Kollegen; die Aureole wird erst nach 1530 obligat.

5. Boschs Ereignisse spielen sich immer in der Landschaft ab, einer weiten nordischen Hügellandschaft mit Wasser und hohem Himmel. Die wenigen Interieurbilder stammen vermutlich nicht von ihm (>Hochzeit zu Kana<, >Tod des Geizigen<). Die Landschaft ist für Bosch »Ort der Menschheitsgeschichte« (Holländer, S. 96).

Als von Bosch beeinflußt ist Joachim Patinir anzusehen, »der als der früheste berufsmäßige Landschaftsmaler des christlichen Kulturkreises gilt«. (Gibson, S. 163) Bei ihm nämlich wird die Landschaft zum Hauptmotiv *(Abb. 32).*

So wären die wichtigsten Bilder Boschs unter diesen neuen Gesichtspunkten kritisch zu prüfen. Die vorhin erwähnten naturwissenschaftlichen Arbeitsergebnisse geben mir weitgehend recht, soweit es meine Aussagen hinsichtlich der Übermalungen betrifft. Speziell gefreut hat mich, daß die Röntgenuntersuchung zweifelsfrei ergab, daß der Gottvater im Paradies, den



Abb. 32: Joachim Patinir: >Ruhe auf der Flucht nach Ägypten<. Bei ihm wird die Landschaft zum Hauptmotiv. (Kunstforum Berlin)

ich für spätere Zutat hielt, farblich nicht unterlegt ist, sondern im Gegensatz zur Malweise von Bosch direkt auf die Oberfläche aufgetragen ist (GS, S. 26).

Weiterhin ergab sich: Der St. Antonius des Prado ist das »einzige Bild ohne Vorzeichnung, aus unbekanntem Grund« (ebenda, S. 27). Der Grund ist einfach: Wenn man eine Kopie malt, braucht man nicht vorzuzeichnen. In einer Kopie kann man aber - und man tat es gern, wie zahlreiche Bosch-Kopien zeigen - gewisse Dinge ändern, wenn sie aus weltanschaulichen Gründen verlangt werden und man das Original verschwinden läßt.

Die vier Medaillons auf dem Tisch der Todsünden - zumindest drei - sind gänzlich übermalt; man hat sogar die alte Farbschicht bis auf den Holzgrund abgetragen und neu grundiert in orangefarbenem Ton, während das zentrale Bild grau unterlegt ist (ebenda, S. 34). Man ahnte ja damals noch nicht, daß der Betrug durch Röntgenphotos herauskommen würde.

In die Untersuchung werden dendrochronologische Ergebnisse mit bewußter Zurückhaltung einbezogen, da manche Aussagen noch auf zu schwachen Grundlagen stehen, etwa von dieser Art: Die Tafeln des >Lustgartens< stammen »von Eichen aus dem Baltikum, die um 1460 gefällt und ab 1474 bemalt wurden« (GS, S. 162). Damit würde Boschs Geburtsdatum von etwa 1465, das ich weiterhin für wahrscheinlich halte, in Richtung auf 1450 verschoben

werden können, wie man es inzwischen gern tut, und noch dazu dieses größte und ausgereifteste Gemälde Boschs in die Frühzeit seines Schaffens zu verlegen sein. Zu viel und zu schnell wird da mit einer Methode umgegangen, die noch immer nicht zuverlässig ist, sondern auf statistischen Erkenntnissen und Übereinkunft beruht. Und wie die Holzfachleute herausgefunden haben wollen, ab wann die Bretter bemalt wurden, bleibt schleierhaft.

Sehr wertvoll wären nun weitere Untersuchungen durch dieselbe Forschergruppe im Madrider Prado-Museum, wenn sie spezielle Fragestellungen aufgreifen und also konkret die schon vorgebrachten Beobachtungen hinsichtlich der späteren Übermalung untersuchen würden. Das ist jedoch mit großen Schwierigkeiten verbunden durch die wohlmeinenden Übermalungen *moderner* Restauratoren, die teilweise größte Rücksicht auf Boschs Arbeitsweise nahmen und deren Ausbesserungen manchmal kaum von den originalen Partien zu unterscheiden sind.

Wenn man nach Vorläufern für Boschs Malweise sucht, findet man in seiner engeren Umgebung keinen. Er wirkt wie ein Außenseiter und genialer Neuentdecker von Techniken, die erst in seiner Nachfolge weitere Verbreitung fanden.

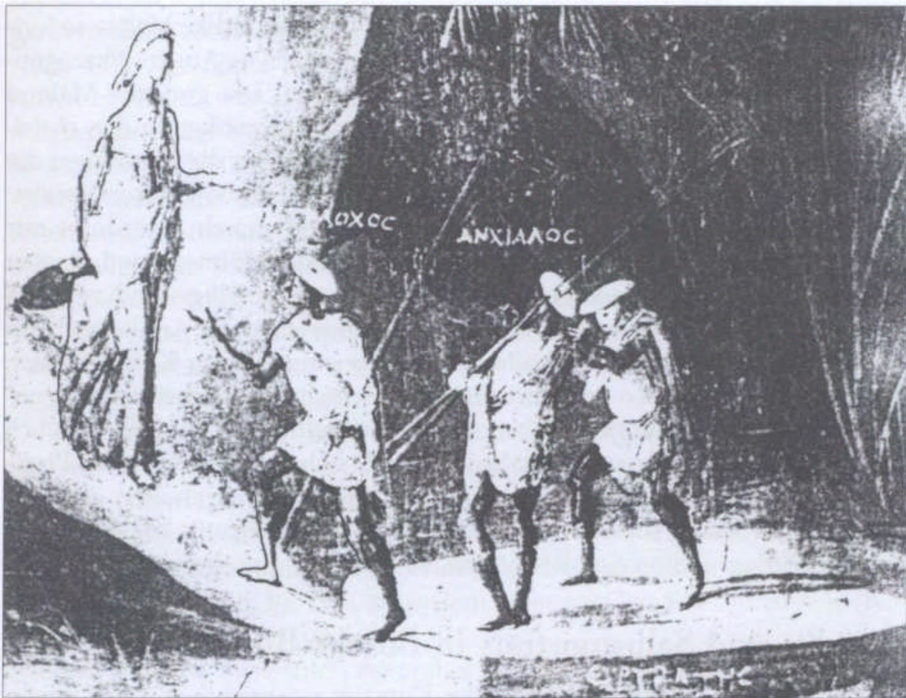


Abb. 33: Die Begleiter des Odysseus vor Kirke. Zeichnung aus dem Vatikanischen Museum, »1. Jh. n. Chr.«

Auffällig gilt das für die Grisaille (auch >Camaïeu< genannt), die auch von seinen Zeitgenossen zunehmend verwendet wurde, vor seiner Zeit jedoch zu fehlen scheint. Man hat schöne Erklärungen für diese Technik: Die Außenflügel des Altars wurden in Grautönen bemalt, um den grauen Alltag zu kennzeichnen. An Festtagen wurde dann der Altar geöffnet, und seine innere Farbenpracht erstrahlte im Gottesdienst.

Meine Frage berührt die Technik selbst, den Strich, die Handschrift. Von den minutiös und liebevoll mit dem Pinsel gezeichneten christlichen Altarbildern der Gotik sind die genialen, fast skizzenartig hingeworfenen Grisaillen Boschs sehr verschieden. Sie schließen eng an die >antiken< Malereien an, also an pompejanische und römische Fresken, etwas entfernter auch an ägyptische Sargdeckelbilder der römischen Zeit. Man betrachte das abgebildete Beispiel *(Abb.* 33) aus dem Vatikanischen Museum, »1. Jh. n. Chr.« - könnte dies nicht, wenn man die griechischen Namen wegließe, aus einem Bild von Bosch stammen?

Der ungeheure Zeitabstand läßt Kritikern zunächst den Anschluß unmöglich erscheinen. Einem Maler kommt das Gegenteil unmöglich vor: daß ein Mann um 1500 ganz von selbst dieselbe Art der Pinselführung entdeckt, die »vierzig Generationen vor ihm« erloschen sein soll. Auch hier kann nur unsere radikale Chronologiekritik erklären, wie Bosch die antike Malweise fortsetzen konnte: Er hatte als Heide noch die Vorbilder vor Augen. Eine >gotische< Zwischenstufe ist bei ihm nicht vorhanden. Die gotische Malerei entwickelt sich gleichzeitig und unabhängig von der antiken in den christlich werdenden Ländern südlich von Brabant. Ihr fehlen die Kenntnisse der Alten, und ihr fehlt der Schwung, der zum heidnischen Bewußtsein gehört.

Würde ich diese Gedanken allein an Bosch entwickeln, würde es mir schwerfallen, jemanden zu überzeugen. Nur vor dem Hintergrund der seit Jahren geleisteten Chronologiearbeit ist Bosch ein sinnfälliges Indiz für die Richtigkeit der These, die ein unmittelbares Weiterleben der Antike nach der Katastrophe in der neu erstehenden Hochblüte europäischer Kultur fordert. Heidnische Renaissance und christliche Gotik stehen zunächst nebeneinander und gehen nach längerem Kampf eine Verbindung ein, in der schließlich kirchenchristliches Denken siegt. Bosch stand noch ganz in der ersten Phase der heidnischen Wiedergeburt - keiner mühsam heraufgeholten und neu erfundenen Klassik, sondern einer lebendigen Heidenmystik, die uns heute, da sie unterlag und ausgerottet wurde, so fremdartig vorkommt.

Porträts und Selbstporträts in Boschs Bildern

Es ist allgemein bekannt, daß sich der Künstler unabsichtlich, doch unvermeidbar, in allen porträtierten Gestalten selbst darstellt. Zusätzlich bringt er in seinem Bild auch oft ein Selbstporträt ein, das nicht unbedingt das genaue

Aussehen des Meisters wiedergeben muß, sondern eine Art Bekenntnis zur eigenen Person ist. Suchen wir bei Bosch, dann werden wir schnell fündig: Der Meister war nicht sparsam und nicht bescheiden, er stellte sich selbst fast in jedem Bild einmal dar. Wir können dadurch auch die zeitliche Reihenfolge der Werke festlegen, denn die Treue, mit der sich Bosch selbst konterfeite, erlaubt, eine relative Abfolge der Bilder zu ermitteln. In seinen frühen Hauptwerken sieht er noch recht jung aus, später zeigt er sich als reifen Mann, als Greis dann nur noch in einem Werk.

Im >Garten der Lüste< malte er sich gleich zweimal selbst, einmal als der Verliebte unten rechts im Mittelteil, da ist er die einzige bekleidete Person im gesamten Bild; und einmal als zentraler Kopf im Mittelpunkt des rechten Flügels, als kühler Beobachter des grausigen Geschehens. In beiden Porträts erscheint er recht jung, weshalb man annimmt, daß dieses Hauptwerk vor der Lebensmitte des Meisters entstanden sein müßte. Eine weitere Beobachtung unterstützt diese Ansicht. Die Einheitlichkeit des gemalten Raumes auf den Altar-Tafelbildern war eine gewaltige Neuerung gegenüber den vorher geschoßweise gestaffelten und in Reihen angeordneten Bildteilen der Altäre. Sie kam etwa um 1500 auf (Hegemann, S. 8 f.), theoretisch begründet durch Leonardo da Vincis *Traktat von der Malerei,* praktisch durch Dürers Paumgartner Altar (1503) und teilweise auch durch Grünewalds Isenheimer Altar (1510-1512), wo dieses Prinzip im äußeren Mittelteil, der Kreuzigung, eingehalten ist. Bosch war also mit seiner Bildkomposition höchst modern, womöglich einer der Vorreiter. Darum können wir seine großen Altartafelwerke kaum vor 1500 ansetzen. Da er sich im >Garten der Lüste< selbst noch als recht jungen Mann dargestellt hat und allein schon die Thematik eine gewisse Jugendfrische voraussetzt, der Maler also vielleicht 35 Jahre alt war, dürfte das früher allgemein behauptete Geburtsdatum von 1465 wahrscheinlich sein.

An Selbstporträts haben wir ferner das berühmte Altersporträt (Arras), eine Zeichnung, die zwar nur eine Kopie eines späteren Schülers sein dürfte, vor 1571 geschaffen, aber nach Meinung aller Experten recht treu die Gesichtszüge von Meister Bosch wiedergibt.

In der >Kreuztragung< ist er der ins Bild schauende Mann links oben, ähnlich wie beim (umstrittenen) >Ketzerdisput< (New York), wo der junge barhäuptige Mann links der Mitte, der einen Mitstreiter vorsichtig bereden will, ein Selbstbildnis sein könnte.

In der >Dornenkrönung< im Escorial ist er der Mann links im Hintergrund (Gauffreteau-Svy, S. 8). Und außerdem ist er im Gemälde >Johannes< (Berlin) selbst die Hauptperson.

Dann wenden viele Interpreten ihre Aufmerksamkeit auf einen zweiten Porträt-Typ, der auf beiden Fassungen des >Wanderers< auftaucht (>Der verlorene Sohn<, Rotterdam, und auf den Außenflügeln des >Heuwagens<, im Prado) sowie auch auf der >Anbetung der Könige< (Prado), wo er der Joseph

sein soll. Auf dem linken Flügel der Versuchung des heiligen Antonius (Lissabon) ist er der vorderste der drei Männer, die den fast toten Heiligen über die Brücke tragen.

Fraenger legt dieser zweiten Person höchste Bedeutung bei, indem er darin den Großmeister einer damaligen holländischen Ketzerloge sieht, dessen Namen (Almaengien, d. h. >der Deutsche<) Fraenger herausgefunden haben will. Er sei ein zum Christentum übergetretener und bald danach wieder abgefallener Jude mit großen Einfluß in s'Hertogenbosch gewesen. Daß dieser Mann auf Bosch wie ein Lehrer oder Einweihungsmeister wirkte, könnte zutreffen, aber man merkt an solchen Deutungen, wie sich Fraenger auf meditative Ergebnisse stützt und Visionen wirklicher empfindet als wissenschaftliche Genauigkeit.

Diese andere Gestalt war wohl nicht Auftraggeber für die Gemälde, auch nicht unbedingt ein Logenführer, vielleicht eine hochverehrte Person in Boschs Umkreis: Boschs persönlicher Guru, würde man heute sagen, wenn man Fraengers expressionistische Wörter übersetzt. Der Mann sieht asketisch aus, ist frühzeitig weiß geworden, lebt volksnah als Wanderer im unendlichen Chaos, und aus seinen Augen schaut die Liebe zur Welt.

Wenn man in dieser Weise weiterforschen würde, könnte man auch Boschs geliebte Frau Adelheid erkennen und einige seiner Freundinnen; das würde hier zu weit führen und den Rahmen sprengen. Behaupten möchte ich nur, daß sich der Meister keinen Zwang auferlegte und seine geliebten Personen verewigte. Bei der so freien Lebensweise und Weltanschauung dieser Gesellschaft ist das auch kein Wunder.

Das Weltbild als >Heuwagen<

Der >Heuwagen< im Prado von Madrid, eines der berühmtesten Bilder von Bosch *(Abb. 34a),* ist in großen gotischen Lettern im Mittelteil des dreiteiligen Altarbildes signiert. Ob die Signatur vom Maler selbst stammt oder später angebracht wurde, besagt nichts. Die von den Pigmenten her sehr schlechte, aber sonst äußerst genaue Kopie des Bildes, die im Escorial hängt, hat eine entsprechende Unterschrift auf dem linken Flügel, weshalb man annehmen muß, daß beide Bilder zunächst keine Signatur trugen, sonst hätte der Kopist die Signatur an der richtigen Stelle mitkopiert. Mit den Unterschriften und Datierungen der berühmten Gemälde großer Meister in den öffentlichen Museen ist ohnehin nicht viel anzufangen. Nicht weit von Boschs Bildern im Prado hängen einige von Marinus van Reymerswaele, darunter ein Alterswerk von etwa 1560 von ihm, eine sehr schöne stillende Maria, datiert und signiert mit den typischen Initialen A(lbrecht) D(ürer) 1511, was erkennbar unsinnig ist.

Gar manche Bilder mußten inzwischen spätere Daten bekommen, als man ihnen bisher zugeteilt hatte, weil sonst der Malstil wie auch die religiöse

Abb. 34a: Bosch, >Der Heuwagen> (im Prado, Madrid; Ausschnitt): links im Bild, dem Heuwagen folgend, die Reitergruppe; vorne kommt Jesus unters Rad. (Aus: R. H. Marijnissen, Hg., *Bosch,* Köln 2002)

Abb. 34b: Die Reitergruppe hinterm >Heuwagen(von Bosch: Kaiser, Papst und Herzog und weitere bekannte Gesichter. (Foto Ilya Topper)



Anschauung aus dem Zeitrahmen fallen würden. Deswegen hat man im Prado offiziell einige Gemälde, die bisher der berühmte Roger van der Weyden (gestorben 1464) gemalt haben sollte, nun seinem weniger bekannten Schüler van der Stockst (gestorben 1495) zuerkannt, also um glatt eine Generation verjüngt. Das reicht bald wieder nicht mehr aus, wenn neuere Erkenntnisse gewonnen werden, und zeigt dem unbedarften Betrachter, wie hier gemogelt wird. Statt Roger van der Weyden um ein Jahrhundert heranzuholen, was das Problem ein für allemal lösen würde, überträgt man diese Meisterwerke einem anderen Maler, um die geheiligte Chronologie nicht zu verwirren. Bosch soll sogar von einem Werk van der Weydens inspiriert worden sein. Eher war, es umgekehrt.

Nun zurück zu Bosch und seinem >Heuwagen<.

Wenn auf diesem Bild auch längst alle Farben restauriert und viele Konturen nachgezogen sind, so fällt doch sofort auf, daß das Gelb inmitten der großen Wolke über dem Heuwagen einfach nicht hineinpaßt, es ist im Ton >falsch<. Bei der schrägen Beleuchtung im Saal des Prado sind deutlich die Malränder erkennbar, die dieses fremde Gelb umgeben (Boschs Maltechnik ist >geleckt<, da gibt es keine Ränder). Und der Christus, der mit schüchtern ausgebreiteten Armen halb aus dem Gelb herausschaut, paßt noch weniger zum Bild, er wurde offensichtlich von einem Stümper hinzugemalt. Der süße Engel auf dem Heuwagen hinter den Musikanten, der als einziges Wesen im gesamten Bild den Christus wahrnimmt und zu ihm aufschaut, ist an Flügeln und Faltenwurf als Fremdgut erkennbar. Und das war es dann schon an katholischen Hinweisen - nur diese zwei Figuren sind hineingemogelt. Hat man sie aussortiert, dann bleibt in diesem Bild nur niederländisches Heidentum von der Art der Brüder und Schwestern vom gemeinsamen Leben oder freien Geiste: ein herrliches Fest von urwüchsiger Art, das die ganze Welt als Bühne hat, mit phantastischen Einzelszenen, die Geschichten erzählen, Sinnbilder mystischer Art, eine Gnosis in höchster Vollkommenheit. Da braucht auch das Passionsspiel nicht zu fehlen, im Gegenteil; wenn man schon den Nazarener in diesem Bild sucht: Er ist >unter die Räder gekommen<, nämlich die Gestalt, die vor dem Vorderrad des riesigen Wagens gestürzt ist, typisch in der Stellung des gestürzten Jesus auf dem Bild >Kreuztragung< (in Wien). Ein symbolisches Ersatzkreuz liegt neben dem Gestrauchelten am Heuwagen: eine Leiter, genau wie die neben dem mitverurteilten Schächer auf dem anderen Bild. Das Gesicht des gestürzten Erlösers ähnelt schon der genormten Ikone, etwa wie auf dem >Ecce Homo< (von Frankfurt am Main).

Die Moralisierung, die von Interpreten hier gern herausgelesen wird (»Seht die Schlechtigkeit der Menschheit, sie strebt dem eitlen Heu nach!«), war nicht Boschs Beweggrund. Er hat ein Weltbild gemalt, eine Vision von ewiger Gültigkeit, wo Liebende, Sänger und Narren, Kaiser, Mönch und Papst, Betrüger, Gauner und Mörder gleichwertig nebeneinanderstehen. Bosch fällt

kein Urteil, sondern zeigt die Welt in allen ihren Spielarten. Er malt sein Weltbild.

Die Reitergruppe am linken Rand des >Heuwagens< *(Abb. 34b)* gab vielfach Anlaß zu Vermutungen, wer die dargestellten Personen sein mögen, Kaiser und Papst, Herzog und Patriarch, und vor allem die Hauptperson, der Mann zwischen Kaiser und Papst, der beide überragt. Es gibt, wie gesagt, zwei Fassungen des Bildes, von denen nur eins das Original sein kann, zu gleich sind sie einander. Von den Farben und der Malqualität her zu urteilen, muß das Prado Bild das Original sein. Außerdem ist auf dem anderen, der Kopie im Escorial, das Gesicht des Kaisers abgeschabt, was sicher einen naheliegenden Grund hatte, der letztlich beim Auftraggeber der Kopie, Philipp II., liegen muß, den ein anderer Kaiser in diesem Bild störte.

Neuerdings wollte man in der Kaiserfigur Maximilian den letzten Ritter erkennen. Kaiser Maximilian regierte von 1493 bis 1519 und hieß »der letzte Ritter«, weil er als letzter offen die Lichtreligion des Grals vertrat. Er war noch ohne Papsteinmischung gewählt und schuf den deutschen Landfrieden. Aber zu seiner Person stimmt das Porträt nicht. Ein anderer zeitgenössischer Kaiser kommt jedoch nicht in Betracht, deswegen bleibt nur der Ausweg, daß hier keine Personen porträtiert, sondern mythische Gestalten wiedergegeben sind: Der Kaiser trägt eher die Züge eines Barbarossa. Der Papst ist also ebenso wenig Alexander VI., und der jugendliche Herzog nicht Philipp der Schöne von Burgund, Maximilians Sohn. Und doch sind diese Schlüsselfiguren unterschwellig gemeint, eben ohne wirklichkeitsgetreu porträtiert zu sein. Nur so konnte Bosch es sich erlauben, eine Person über alle zu stellen, ohne sie der Mißgunst preiszugeben: Er ist gekleidet wie ein Prinz und trägt einen Turban wie, Heinrich der Seefahrer, der portugiesische >Prinz<, Großmeister des Christus-Ordens (des Nachfolgers der Templer) und heimlicher Herr der Meere *(Abb. 37c).* Und damit wird deutlich, was



Abb. 34c: Das bekannteste Portrait von Prinz Heinrich dem Seefahrer, Großmeister des Christus-Ordens, Leiter der portugiesischen Weltfahrten

Bosch uns sagen will: Höher als Papst und Kaiser schätzt er den Ordensgroßmeister, weil dieser über den Religionen steht und so den Hüter des Grals verkörpert.

Die Gruppe um Kaiser und Papst links hinterm Heuwagen wird, nun immer klarer erkennbar: Der Mönch zwischen Papst und Herzog muß ein Ordensführer sein (wie Bernhard von Clairvaux). Unter dem Papst am Gewandsaum steht der Prophet Mohammed, rechts von ihm ein unbekannter Ritter, links der eifernde Savonarola, vor ihm ein Derwisch wie El Halladsch, zwischen Savonarola und Halladsch ein rothaariger Revolutionär, vielleicht Jan Hus (?), links von ihm ein Abt wie Antonius, zwischen den beiden letzten ein beturbanter Theologe, links über diesem ein anderer Revolutionär. Es müßten auch Wiclif und Zizka dabei sein, und die Gestalt hinter dem Herzog müßte man herausfinden.

Zu bedenken wäre, daß der arabische Prophet ja als der erfundene Arius bekannt war und der Großmeister des allmächtigen Ordens (wenn auch nicht in der Gestalt von Prinz Heinrich dem Seefahrer) zugleich Scheich der Almoraviden war.

Unten mitten vor dem Heuwagen steht ein Quacksalber, ein Arzt, der den Blutkreislauf kennt und das Herz als Berufszeichen führt, ein Vorläufer von Miguel Cervet, der später für seine eigenwillige Vorstellung von der Dreifaltigkeit in Genf durch Calvin verbrannt wurde.

Auf dem Paradiesflügel des Heuwagens (im Escorial) links oben steht Gottvater mit Adam und Eva: Letztere dürfte kniend gemalt worden sein, die rechte Hand nicht erhoben, sondern um den schwangeren Bauch gelegt; Adams Rücken war schmaler, also Evas Knie sichtbar.

Die Flügel des Engels mit dem Flammenschwert links unten sind unorganisch angesetzt, wie auch andere Flügel an Engeln in Bildern Boschs. Der Maler, der sie anfügte, arbeitete gedankenlos schlecht.

Die gekreuzigte Julia

Analog zu der Gruppe hinter dem Heuwagen lassen sich auch auf anderen Bosch-Bildern historische Personen erkennen, am schönsten in dem späten ausgereiften Werk der »Gekreuzigten«, auch >Altar der Heiligen Julia< genannt (104 x 63 cm, in Venedig) *(Abb. 35).* In beiden Gruppen zu Seiten des Kreuzes sind die Einzelpersonen gut erkennbar. Schon Fritsche (2001, Kap. 4), der die Aufspaltung in Orient und Okzident hervorhob, hat einige genannt, wenn auch noch nicht vollständig identifiziert. Nun werden sie von mir genauer betrachtet.

Beginnen wir mit der herrlichen Figur im Mittelpunkt, der gekreuzigten Julia. Eine außergewöhnlich schöne junge Frau (darin war Bosch Meister) schwebt vor einem Taukreuz (wie das des Halladsch), gekrönt wie eine Kö-

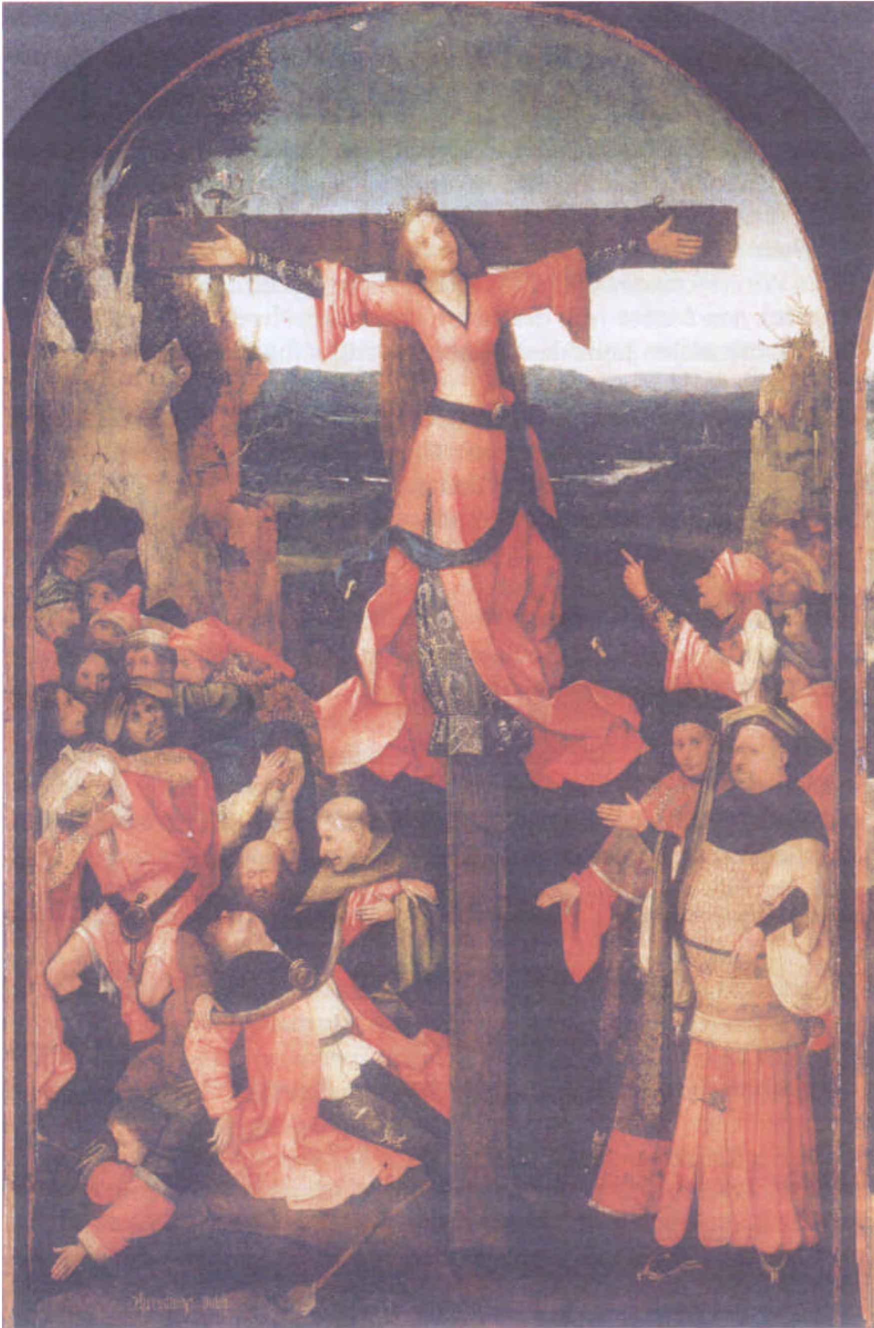


Abb. 35: Hieronymus Bosch, >Kreuzigung der Hl. Julia> (Venedig), Mitteltafel (nach Fritsche 2001, Bildteil S. 18)

nigin. Sie trägt ein leuchtend rotes Gewand, ihr Rock ist züchtig zusammengebunden, das blausamtene Gürteltuch wie eine umgekehrte Irminsul (die heidnische Weltsäule) mit flatternden Enden nach beiden Seiten. Füße sieht man nicht. Die Hände sind mit leichten Fäden an die Kreuzarme gebunden, eher zum Schein. Julia, so nennt man diese Heilige, wird nicht gepeinigt, sie wird begnadigt von der Allgottheit mit diesem Wunder. Ihre Geste ist die typische der Anbetenden (>Orantin<). Wer ist Julia?

Ein weiblicher Julius (Cäsar, der ja auch für Jesus stand), Herrin des Julfestes an Wintersonnenwende, dem alten Jahresbeginn; darum auch Namensgeberin für den Monat Juli, der genau den Halbjahresbeginn markiert. Die Göttin des gesamten Jahreslaufs also. Die Allgottheit, sie selbst sich selbst geopfert, wie Odin in der *Edda.*

Die Kirche feierte dann die Geburt des Jesus am Julfest und am Freitag vor Ostern seine Kreuzigung. Auf diesem Gemälde sind beide Elemente verbunden: das Julfest als überragendes Ereignis und die Kreuzigung als Spiegelfechterei. Es ist eine Religion dargestellt, wie sie in der Kirche nicht vorstellbar ist und doch ganz lebendig vor Augen steht: die ewige Religion, die immer lebt, die Lichtreligion. Darum sind die dem Kreuz nahe stehenden Abendländer verzweifelt und die davon getrennten Orientalen aufmerksam geworden.

Dieses starke und glühende Bekenntnis eines Eingeweihten und Meisters der Schöpfungskraft zum wahren Glauben schont weder Gral noch Reformation. Alles steht im Stile seiner Zeit. Die heilige Kümmernis wurde oft gekreuzigt dargestellt, als Ersatz für den Gottessohn. Sie kann hier nicht gemeint sein, weil ihre Gestalt (mit Bart und Pantoffel) so ganz anders geartet ist. Die heilige Odilie hat eine ähnliche Bedeutung wie Julia, sie ist ja auch die Lucia, die am Julfest verehrt wird (siehe: Meier, Topper, Zschweigert 2003).

Und nun im einzelnen zu den beiden Gruppen, zunächst zu den Personen rechts im Bild: Da steht ein auffallender Prachtkerl, ein feister Herrscher in kostbarer Robe, die weibisch aussieht. Mit der linken Hand zeigt er nach unten auf ein flüchtiges Gebilde, das an Seidenfäden vor seinem Schritt hängt, Ersatz für das, was ihm fehlt; Fritsche sagt es rundheraus: Ein Eunuch ist dargestellt. Er trägt einen großen eckigen Turban und spitze Badeschuhe. Gesichtsausdruck und starker Nacken kennzeichnen ihn als Türken schlechthin, als Osmanen. Ob nun Mehmet Fatih, oder Bejasit, oder Selim persifliert ist, mag ein Kenner entscheiden. Jedenfalls steht er für den sunnitischen Islam türkischer Prägung, durchaus offen und tolerant, wie die rechte Hand mit dem Daumen nach oben zur Gekreuzigten hin besagt.

Neben ihm, halb hinter dem fetten Bauch verdeckt, strahlt der schiitische Scheich mit dem breiten schwarzen Turban, jugendlich schön wie ein Perser, die Hand mit dem Daumen nach unten, todverheißend; das könnte Hassan, der Fürst von Alamut, sein, der seine Anhänger mit Begeisterung erfüllte. Oder ein anderer der jung verschwundenen Imame, die für die gerade 1502

zur Staatsreligion aufgewertete schiitische Bewegung stehen. Auch die fünf Köpfe über den beiden Hauptpersonen dürften zum Orient gehören. Direkt über dem Osmanensultan erscheint ein roter Kopf mit weißem Turban und herausfordernder Handgeste, die zwei Schwurfinger zur Gekreuzigten hinreckt, ein vor Eifer blinder Sufi. Das muß Hüssin ibn Mansur el Halladsch sein, der selbst gekreuzigt wurde: Auf einer islamischen Miniatur steht der Halladsch vor dem Kreuz wie ein segnender Gott (wie der Herrgott von Bentheim). Das kostbare Ärmelgewand im Bosch-Bild paßt zu seinem Spitznamen Halladsch, der >Baumwollentkerner< (Textilarbeiter).

Genau über ihm ein Theologe aus der Zunft der orthodoxen Araber, die ihn verurteilte, vielleicht Abu Hamid El-Ghazali. Sein Gesicht drückt maßloses Staunen aus, denn gegen Wunder ist er durchaus nicht gefeit. (Julia schwebt ja glückstrahlend vor dem Kreuz, sie leidet keineswegs.)

Hinter den beiden Arabern mit schwarzem Hut steht ein Jude, vielleicht Maimonides, der Arzt und Theologe. Und über ihm ein heller Seemann, einer von den Saqaliba (>Slawe<, Wende), einer von denen, die die Seereisen für die Araber durchführten, wie Sindbad.

Die drei Köpfe darüber sind unscheinbar, sie machen die Zehnzahl voll. Auf dem Berggipfel über ihnen steht ein Baum, der wie ein Öllämpchen gestaltet ist (das erinnert an Ahmad Ghazalis mystischen Text *Mischkat al-Nur,* die Nische der Öllampe).

Die Gleichzeitigkeit dieser Gestalten mit Boschs Lebenszeit (oder kurz davor) setze ich hier voraus, sie wurde an anderer Stelle besprochen. Nun zur Gruppe links vom Kreuz:

Der in Ohnmacht gefallene ist der Hüter des Grals, Amfortas, der das Reich verkörpert. Sein pelzbesetzter Mantel mit der Brosche, die das Goldene Vlies imitiert, und die Zeichnung auf dem Oberschenkel, die als die nicht heilende Wunde verstanden werden kann, sind Hinweise genug. Wie Fritsche bemerkt, zeigt die Zeichnung eine Eule, den Vogel der Weisheit: Das war die Schwäche des Gralsherrn, und wie Fritsche weiter betont: Mit einem Fuß reicht der Herr aller Ritter auf die andere Seite des Kreuzesfußes, in den orientalischen Bereich.

Hinter Arnfortas erscheint ein Ritter mit hohen Reiterstiefeln und geschütztem Geschlecht, aber entblößten Knien: Parzival, der sich das Gesicht mit einem Tuch vor der stinkenden Wunde des Gralsherrn verdeckt. Prachtvoll golden wirken Armkleider und Mütze, aber sie sehen auch wie von Pestbeulen verunstaltet aus. Das Reich und das Rittertum sind erledigt. Drei Mönche bemühen sich um den gefallenen Reichsfürsten, die drei Mönchsorden, die eher von seinem Sturz profitieren.

Als nächster Kopf über dem Ritter und dem Mönch, der sich die Hände vors Gesicht hält, um nicht genau hinzuschauen, wird ein junger wilder Mann sichtbar, der vor soviel Frechheit die Hände über dem Kopf zusammenschlägt.

Haarsträhnen fallen ihm über die Stirn, der Bart sprießt schon, das Gesicht ist derb wie von einem Trinker: vielleicht Martin Luther. Dann könnte die Korona der vier Köpfe über ihm ebenfalls Reformatoren oder Humanisten kennzeichnen: Erasmus im Profil zu seiner Linken und Abt Trittheim daneben; wer die beiden anderen sind, wäre noch zu ermitteln.

Über ihnen in der Mitte mit rotem Ketzerhut ist wohl Hus sichtbar, und links am Rand im Profil ein gelehrter Italiener, ein Medici vielleicht. Ihm entgegengestellt ein Prediger, wer bloß? Und darüber noch ein Streiter mit Helm.

Auf dieser Seite weist der Hügel, eigentlich ein toter Baum, die Form des Pestkreuzes auf, die aus der Irminsul entwickelt war. Das ist tot und versteinert. Offensichtlich hatte Bosch für die abendländische Gruppe weniger Sympathien als für das Morgenland, und was erstaunlich häufig aus seinen Bildern ableitbar ist: Er kannte sich in der arabischen Welt gut aus. Auch in der Landschaft im Hintergrund blinkt das Wasser des Lebens mehr auf der Seite des Sonnenaufgangs, während dem Abendland nur zwei Pfützen bleiben.

Ich vergaß den jungen Mann, der nach links hinab, auf dem Boden liegend, mit der Hand in die erdige Ecke greift. Sein Gesicht ist schön wie das des angeblichen >Johannes< (in Berlin). Hier hat Bosch sein Selbstporträt angebracht, das in keinem Bild fehlt. Die gleich darunter lesbare Signatur seines Namens ist wie immer von späterer Hand hinzugefügt.

Abb. 36a: >Der Tisch der sieben Todsünden(von Bosch im Museum El Prado (Madrid), Ausschnitt mit Christus in der Mitte. (Foto U. Topper)



Weltanschauung: Der >Tisch< als Mandala

Betrachten wir die Malereien auf dem >Tisch der sieben Todsünden< (1,5 m x 1,2 m, im Prado) *(Abb. 36a),* der einst im Zimmer des mächtigsten aller gekrönten Kunstliebhaber, Philipp II., stand. Die sieben Todsünden sind wie ein tibetisches Mandala angeordnet, aus sieben ungleich großen Teilen im Kreis harmonisch ineinander verkeilt. Die Oberteile der Einzelbilder werden durch die später darüber gemalten Sonnenstrahlen beschnitten, in deren Mitte ein sehr neuer Christus in falschem Blau steht. Der innere Kreis wird denselben Radius wie die vier äußeren Medaillons gehabt haben. Schade um das gute Bild!, möchte ich ausrufen, aber zugleich wird mir klar, daß durch diese Collagentechnik - das Hineinmalen eines Christus in das ansonsten einer anderen Religion zugehörende Bild - uns wenigstens ein Teil des Meisterwerkes von Bosch erhalten blieb. Die Umgestaltung kann jeder sehen, denn die Aureole des Christus ist reinstes Barock, das Lendentuch viel zu groß, eine Keuschheit vermittelnd, die erst später so empfunden wurde, und der Altar (oder Marmorsarg) unpassend. Gerade diese Stilfremdheit erleichtert uns das Aussortieren und den Einblick in das Wesen der Brabanter Malerei vor fünfhundert Jahren. Frau »Stolz« *(superbia)* steht zu weit vor dem Spiegeltisch, man sieht noch an der darunterliegenden Farbschicht, wo hier verändert wurde, *(Abb. 36b)* und hinzugefügt sind die beiden knallroten Rosenkränze in der Hand und in der Kiste, Hinweise auf eine spätere Frömmigkeit. Bei der »Trägheit« (oder Faulheit) ist eine ganze Figur hinzugekommen: die weder inhaltlich noch raummäßig passende fromme Frau mit Bibel und Rosenkranz, fast eine Mariengestalt.

Bedauerlicherweise sind drei der vier Medaillons, die das Mitteltteil umgeben, vollkommen übermalt; nur das eine, das Höllengericht, zeigt den echten Bosch, und das ist unser Glücksfall. Niemand außer ihm konnte eine solche Hölle erfinden. Ob einst ein Drachen im innersten Kreis des Mandalas thronte?

Apropos Mandala: Fraenger bildet in Zusammenhang mit dem >Tisch< eine »Alttibetanische Tanka« ab (S. 269), die ein Ungeheuer mit Mandala zeigt. Die geistige Verwandtschaft der Darstellungsweise ist unverkennbar.

Die vier Medaillons »scheinen älter und von einer anderen Hand gemalt als die große zentrale runde Fläche«; älter müßten sie sein, denkt Delevoy, weil sie viel dunkler sind, wie nachgedunkelt. Wie aber Bosch auf einem schon bemalten Tisch sein zentrales Bild anbringt, erörtert der Autor nicht. Er weiß noch nicht, daß die Farben eines Bosch eben viel mehr Leuchtkraft besitzen als die seiner Nachfolger.

Die Lichtstrahlen im Innenkreis summieren sich zu 128, hat Fraenger gezählt, der daraus eine gnostische Einsicht ableitet (1975, S. 276 f.). 128 ist einfach 2 hoch sieben, d. h., die Teilung des Kreuzes wurde sechsmal ausgeführt.



Abb. 36b: Bosch, >Der Tisch der sieben Todsünden< (Prado), Ausschnitt: Frau »Stolz« (superbia) steht zu weit vor dem Spiegeltisch, man sieht noch an der darunterliegenden Farbschicht, wo hier verändert wurde. Infrarotaufnahme. (GS., S.80)

Philipp II. war ganz vernarrt in dieses Gemälde. Erst nach seinem Tod konnte man es schrittweise übermalen. Wenn die Biographen von Philipps düsterer Religiosität schreiben - unverständlich für Christen, die die vorherige Religion nicht mehr anerkannten -, dann meinen sie diese Vorliebe für die frühere Religion, in der die irdische Katastrophe (»Das Jüngste Gericht«) noch eine gnadenlose Vernichtung des Lebens auf der Erde bedeutete. Um nun die Nachwelt nicht merken zu lassen, daß dieser mächtigste aller Herrscher im Grunde heidnisch dachte, wie auch seine Urgroßmutter Isabella von Kastilien noch heidnisch geboren war, fügte man den Bildern, die Philipp verehrt hatte, einige christliche Attribute ein. Es war allerdings überflüssig, die lateinischen Bezeichnungen der sieben Sünden unter die jeweiligen Bilder zu malen (meint auch Bosing, S. 25), und die beiden Spruchbänder sind ebenfalls viel später hinzugefügt worden. Sie sollen dem Todeslied des Moses entnommen sein, und der mittlere Text im Bild lautet: »Vorsicht, Vorsicht! Gott sieht es!«

Entgegen manchen Kritikern, die diesen Tisch nur als »Werkstattarbeit« einstufen, weil sie die Bosch-fremden Elemente verwirren, möchte ich nach den eben vorgebrachten Korrekturen Boschs eigene Hand darin erkennen.

Was war der echte Hintergrund dieses Bildes? Er kann nicht so eine gepunktete dunkelgrünliche Schmiererei gewesen sein. Eine Grisaille in einem einzigen Farbton ist anzunehmen, dazu Bildhaftigkeit mit Himmel und Hölle, Feuerbränden, Wolken. . . Vielleicht so wie auf der Kopie des >Steinschneiders<, eine Grisaille mit Figuren, Fahnen, Landschaft, schwach nur noch erkennbar, doch zum Bildinhalt passend.

Da Tische dieser Art zu keinem bekannten Gottesdienst gehörten, hat der Künstler hier frei schalten können, und so hat man sich gewundert, daß hier der junge Meister >schon< tibetischen Einfluß erkennen läßt. Ich meine, daß dies zu früher Zeit eher möglich war, erst im Alter wurde es ihm zunehmend schwieriger, frei nach eigenem Willen zu gestalten.

Das Hauptwerk >Der Garten der Lüste<

Der >Lustgarten< (im Prado) ist Boschs Hauptwerk. *(Abb. 37a)* Die beiden Außenflügel zeigen ein sehr ungewöhnliches Abbild der Welt im Schöpfungszustand. Als Grisaille gemalt mit starker Verwendung von Bleiweiß vermittelt es selbst in seiner Geteiltheit den Eindruck des geschlossenen Kosmos im Geburtszustand. Wir sehen in einer lichtvollen Kugel eine flache Erdscheibe, die von darüber zusammengeballten Regenwolken beherrscht wird. Was auf ihr sprießt, sind urtümliche Keime, ein noch nicht voll entwickeltes Pflanzenreich. Entsprechend der beiden lateinischen Sprüche am Oberrand der beiden Tafeln wird hier eine Darstellung des dritten Tages des biblischen Schöpfungsberichtes angenommen, aber wie sonst auch stammen die Schriftzüge wahrscheinlich nicht vom Meister, sondern sind zum Zweck der Sinngebung später hinzugefügt worden. Sie stehen auch nicht im Genesis-Bericht, sondern wurden aus zwei Psalmen genommen (33 und 148). Inhaltlich stimmt die Darstellung keineswegs mit den kirchlichen Sphärenbildern überein, und selbst der stets auf jüdisch-christliche Deutung bedachte Fraenger (1947, S. 36 ff.) muß hier zugeben, daß den Meister eher eine andere, ältere Vorstellung zu diesem Bild angeregt hat, wobei er die Kenntnis einer hebräischen Vorlage annehmen möchte.

Holländer (S. 156) sagt zu dem Bild: »Die in diese Sphaira einbeschriebene Erdscheibe ist eine der ersten Weltlandschaften, in der die alte Erdscheibe.. . perspektivisch gesehen zur Erdlandschaft wird.« Das ist treffend formuliert.

Schwierig wird die Deutung für Fraenger bei dem in der linken oberen Ecke schwach erkennbaren Jehova in einer wolkenartigen Aufhellung, der »in ungreifbarer Verschwommenheit verdämmert«, »der doch als Weltschöpfer die Hauptfigur des Ganzen bilden müßte«, wobei durchaus mehr Platz vorhanden war, so daß »seiner farblosen Verwinzigung. . . ein beabsichtigter Sinn zu Grunde liegen« müßte (S. 41). Nur welcher Sinn? - das findet auch Fraenger nicht heraus. Denn die von ihm gegebene Erklärung, wortreich und sehr gewunden herbeigezogen, daß hier Joachim von Fiores Gedankenwelt durchscheint, paßt ganz und gar nicht. (Auch Holländer, S. 153, stellt fest: Der Weltschöpfer ist »befremdlich klein und fern«.)

Aus dieser Verwirrung hilft uns nur wieder die technische Untersuchung des Bildes weiter. Diese enthüllt, daß dieser Jehova mit der Papstkrone auf dem bärtigen Haupt und dem Buch auf dem linken Knie später dazugemalt

wurde. Er ist nämlich wie die hellen Lichtstreifen auf dem Globus »am stärksten herausgearbeitet. . . mit festen und klaren Strichen, in denen das Bleiweiß überwiegt« (GS, S. 187), mit anderen Worten: nachträglich erst aufgetragen, was allein aus der flüchtigen Pinselführung schon erkennbar ist, die sich von Boschs meisterhaftem Strich deutlich unterscheidet.

Lassen wir Schriftzitat und Vatergott weg, dann wird dieses Kosmosbild zu einer eigenständigen Überlieferung, die uns die geistigen Einsichten Boschs und seiner Glaubensbrüder einmal mehr vor Augen führt. Ob diese hebräisch beeinflußt waren, wie Fraenger mangels besserer Kenntnisse annimmt, können wir nicht mehr herausfinden. Die Manuskripte heiliger Texte in Hebräisch aus jener Zeit zeigen durchaus >normale< Illustrationen, zuweilen auch mit Drachen und Kreaturen der Phantasie, doch den Bildern Boschs nicht ähnlich.

Schwierig wird die Interpretation des Hauptbildes, >Garten der Lüste<, das in seiner Schönheit einmalig ist und alle Betrachter verwirrt. Man spricht von sexualisierter Natur, von Metaphern, die schon im 16. Jahrhundert nicht mehr allgemein lesbar gewesen seien, und von einem allerkatholischsten König (Philipp II.), der sich in seinem klösterlichen Palast, dem Escorial, an diesen orgiastischen Darstellungen aufgeilte. Andererseits wurden die Figuren Boschs als »unschuldig« in ihren Gebärden bezeichnet, und man behauptete auch, daß dieses »Altarbild« in einem der gotischen Dome Hollands, vielleicht in Herzogenbusch selbst, aufgestellt war. Außerdem schlug man eine neue Datierung für das Bild vor. Das bisher als reifes Alterswerk eingestufte Gemälde sei nun schon um 1470 gemalt worden, von Vater Bosch und einem Bruder (des Vaters), da ja Bosch damals noch ein Knabe war. Das halte ich für ausgeschlossen.

Betrachten wir die Mitteltafel des >Gartens der Lüste<, zunächst das obere Drittel:

Mitten in einem großen See, der von vier Flüssen gespeist (oder entwässert?) wird, steht eine vollkommene Kugel mit symmetrischem spitzem Aufbau, Abbild der vollkommenen Welt. Ob der See das Paradies mit den vier Quellflüssen, wie in orientalischen Texten erhalten, wiedergeben soll (traditionelle Auslegung), oder ein Grundbild, das Bosch selbst gefunden oder aus anderen Vorlagen entwickelt hat (für diesen genialen Meister eine Selbstverständlichkeit), brauche ich nicht zu erörtern, denn daß es sich um den geistigen Bereich menschlicher Werte handelt, ist allen Betrachtern klar. Darum kann ich die fünf Gebäude am See als Abbilder von Religionen oder Weltanschauungen bezeichnen.

Das mittlere Haus ist Boschs Wunschtraum, eine makellose Kugel, die von einem goldenen Reif zusammengehalten wird, mit dreifachem Säulenaufbau, auf dem eine ebenso geometrisch ausgereifte Schale ruht, die eine Dreiheit, Zweiheit und zuletzt Einheit nach oben trägt. Die Spitze wird von ei-

nem Weltkreuz gebildet, das den Raum als Vierheit zeigt. Kaum ist es möglich, in kurzen Worten die zahlreichen Bezüge zur All-Einheit aufzuzählen, möge der Haupteindruck genügen: die ideale Weltreligion.

Um den See herum sind die vier anderen Religionen gruppiert, nicht die vier vom Islam gesetzlich zugelassenen, sondern die vier weltbeherrschenden, das heißt alle geschichtlich wirksamen. Jedes Haus verkörpert eine ganze Gruppe von Kultformen mit Geistaufbauten, von Mystik und Gesellschaftsformen. Wie nicht anders zu erwarten, macht Bosch es uns nicht leicht, er hängt keine Schilder an die Haustüren, engt seine Schau durch Schubkastenaufschriften nicht ein. Aus den klaren verinnerlichten Hinweisen müssen wir zu lesen verstehen.

Beginnen wir links, im heimatlichen Gefilde, wo Pferde, Böcke und eine Hindin mit Reiter hereinziehen. In den Lüften von beiden Seiten freudig begrüßt, ragt ein begrünter Naturgeist auf, humorvoll mit geöffnetem Maul, die bemäntelte Schulter stachelbewehrt, in der Rechten ein Zepter senkrecht hochhaltend, das wie ein Pilz oder Phallus aussieht. Er ruht auf großen Steinplatten, die ungeordnet, doch festgefügt, seinen mächtigen Unterbau bilden. Menschen gibt es in seinem Innern und Äußern überall, auf dem erotischen Zepter ist ein Akrobatenpaar zu sehen, der oberste Jüngling steht ausgeglichen und seiner Jugendkraft bewußt auf dem Kopf. Megalithkult und Gralsmythos kommen mir in den Sinn, lebendiges Wissen und verfeinerte Lebensart: Abbild des echten Heidentums der Europäer, der ritterlichen Welt. Unten zieht ein Haufe Geharnischter vorbei, die einen Delphin als Banner vorantragen (Dauphin war der Prinzentitel des burgundischen Herzogs).

Heraldisch sind die fliegenden Tiere, die den Naturgeist umgeben: der Greif mit dem jungen Reiter und dem krötenhaften Anhang linker Hand, der Ritter auf dem Flugfisch, der seinen eigenen Schwanz ergreift, selbstbewußt zum Sinnbild verschlungen.

Dieses Haus ist heimatlich, Thum oder Dom (das Wort kommt, wie Zarnack ausführte, von >Zaum<, >Zähmung<, >Gesetz<, >Ordnung<), das vertraute Gericht oder Urteil, lieblich anzusehen, wenn auch alt und wunderlich. Es ist durchgehend in Rot gehalten, Ausdruck des Lebens und der Liebe.

Rechts davon im Hintergrund auf blauem Urgestein ein jüngerer, vielgestaltiger Sproß, recht, symmetrisch, dessen Spitze als Skarabäus ausgebildet ist, auf dem ein Ibis sitzt: Ägypten steht vor uns, die Isis-Religion (Marienkult, wenn man es übersetzen müßte). In ihrem Mittelpunkt ragen zwei Domspitzen auf, vom >gotischen< Stil der Lichtreligion, zweigeteilt und jugendfrisch. Der Dorn, der das Gebilde mit seinen nadelscharfen Spitzen durchdringt, könnte aus der Krone des Gemarterten stammen, fremdartig, schmerzverursachend, ein Stich gegen die im selben Haus sich ausbreitende christliche Kirche. Unten tritt mit dem Wasser aus einer Höhle Ursula mit ihren elf(tausend) Gefährtinnen hervor, ein Hinweis auf die Legendenbildung.

Abb. 37a: >Der Garten der Lüste< von Hieronymus Bosch im Museum El Prado (Madrid), Ausschnitt aus dem Mittelteil. (Aus: R. H. Marijnissen, Hg., *Bosch,* Köln 2002)



Abb. 37b: Hieronymus Bosch: >Garten der Lüste<, rechter Seitenflügel: >die Hölle<, Ausschnitt (im Prado, Madrid) (Foto U. Topper)

Rechts, also östlich der Mitte, steht ein ungehobelter Koloß, bis auf zwei scharfe Auswüchse aus rosenrotem (d. h. jungem) Gestein gebildet. Am unteren Eingang drängen sich die sieben Jünglinge von Ephesus, die Siebenschläfer *(Koran,* Sure 18); rechts davon ist eine zweite Tür, die wie der heimliche Zugang zum Badehaus wirkt, Anspielung auf die eigenwillige Erotik des Islams. Links oben öffnet sich noch ein winziger Zugang, und darüber ragt eines dieser unvergleichlich schlanken Minarette zum Himmel, an seiner langen Spitze wölbt sich die fadendünne junge Mondsichel. Auf dem linken blauen Trieb steht eine Gazelle (Anspielung auf El-Ghazali, den größten Theologen jener Zeit?), während der rechte dickere Trieb den makellosen Turban Mehmet Fatihs, des Eroberers von Konstantinopel, trägt, mit vier kleinen Turbanen unter ihm, Vasallen oder Söhnen. Vielleicht sollen die fünf Kopfbünde auch auf die fünf Grundforderungen des Islams hinweisen. Der höchste Teil des roten Gebäudes ist eine halbierte Kugel, aus der ein phallusartiger Dorn ragt: halbiert wie die Gesellschaftsordnung des Orients, männlich allein bestimmt. Darauf erhebt sich geistiges Gut, zerbrechlich und nur mit Mühe ausbalanciert, die Mystik des Sufismus, die einen Schwarm schwarzer Vögel entläßt, 28 an der Zahl (man denke an Attars *Gespräch der Vögel),* wobei man versucht ist, die obere Reihe (von rechts nach links) wie Buchstaben zu lesen: Bsm (a)LLh R R die allbekannte Anfangsformel aller Suren und Gebete, die Basmale.

Und rechts vorn, am weitesten östlich, die vierte Behausung, urwüchsig und chaotisch, mit feinen Aufbauten, die verlockend wirken. Ganz unten am waldigen Fuß der blauen Kugel tummeln sich Affen, wir sind in Indien. Bei Bosch treten sonst nur weiße und schwarze Menschen auf, rosenhäutige Europäer und Neger, aber hier wird die Regel durchbrochen. Am linken Rand auf einem Fisch, nur vom Hintern her zu sehen, hat er einen braunen Menschen gemalt. Auf der obersten Kugel rechts steht ein Gaukler, der fast das Gleichgewicht verliert.

Sonst ist es nicht leicht, den Hinduismus hier zu erkennen. Ich denke, Bosch hat sich Mühe gegeben, dieses viel zu weit gefaßte und nichtssagende Etikett zu vermeiden. Seine Hinweise müssen uns reichen. Fritsche spricht mindestens sechsmal von der hier vorherrschenden Fünfheit der Dornen und Spieße, Vögel und Zweige. Und zweimal nennt er ausdrücklich die Wiedergeburt als vorherrschendes Motiv dieses Hauses, ganz einleuchtend bei dem Embryo hoch in der Luft links des Turmes, der in einem Kreis(lauf) befangen ist.

Was als Tribut an die geistige Größe Indiens gewertet werden muß: die beiden geflügelten Jünglinge, die von rechts mit zwei Fischen heranfliegen. Links hat sich eine Glaubensgemeinschaft abgesetzt, sie treibt auf einem Lotusblatt westwärts; eine Sekte wird gemeint sein, wer weiß, welche?

Da ja in vielen Bosch-Bildern immer wieder Hinweise auf die vier Weltgegenden und ihre geistigen Gebilde vorkommen, ist die hier gebrachte Deu-

tung schlüssig und nachprüfbar. Es ist nicht nur die geographische Anordnung, die stimmt, nicht nur das spürbare Wesensmerkmal jedes Hauses, das die Deutung vorschreibt, sondern das Gefühl des Betrachters, das durch Kleinigkeiten gelenkt wird - eben diese besondere Fähigkeit Boschs, seine Zeitgenossen mit wenigen klaren Fingerzeigen ins Bild zu setzen.

Dabei könnte ich mich auf die vielen Interpreten berufen, die unverzichtbare Vorarbeit geleistet haben, auf Wertheim-Aymes, Fraenger, Fritsche, Baltrushaitis usw. Mit ihren mehr philosophischen, mehr mystischen Einsichten haben sie die zeitlosen Grundzüge der Bosch-Figuren beschrieben, haben auf die Einzelheiten den Blick gelenkt. In meiner Studie kann ich nur einen großflächigen Überblick bringen und einen weiteren Schlüssel vorlegen, den der zeitnahen Einordnung von Boschs Ausdruckswelt. Mir geht es also hier nicht um die immer gültigen ästhetischen oder tiefsinnigen Bezüge dieser Gestalten, die einem Meister wie Bosch selbstverständlich aus dem Pinsel strömten, sondern um die politisch-aktuellen Gegebenheiten seiner Lebenszeit, die er - gewollt oder intuitiv - erfaßt hat.

So hat Fritsche (S. 78), um ein Beispiel zu bringen, die fünf Häuser mit Paarbildung, Geburt, Liebe, Haß und Tod verbunden, was durchaus paßt: Paarbildung ist ja Boschs persönliche Weltanschauung, seine Idealreligion; Geburt gehört zum Gral wie Liebe zu Isis und Haß zum Orient, der Tod ist das Grundthema der Hindureligion (Kali). (Wem das zu hart vorkommt, der bedenke: Trotz aller Verneigung Meister Boschs vor der Mystik des Islams ist doch die islamische Haltung gegenüber der weiblichen Seite des Menschen dermaßen haßerfüllt, daß in diesem Bild, das ja die geschlechtliche Liebe verherrlicht, diese Wertung berechtigt ist.)

Was ist nun für meine Fragestellung herausgekommen? Während das Heidentum noch vielgestaltig und quicklebendig dasteht, ägyptischer Isis-Kult und Islam als festgefugte Einrichtungen in der Ferne glänzen und Indiens Einfluß fast gleichwertig von Osten her spürbar wird, ist das Judentum unberücksichtigt, da unwichtig, und die junge christliche Kirche nur einen stechenden Hinweis wert. Bosch hat hier weltweit schauen wollen und ein Zukunftsbild entworfen. Daß er sich irrte, ist tragisch, aber seinem Genie nicht zur Last zu legen.

Wilhelm Fraenger, »Das Tausendjährige Reich«

Die einige Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg erschienenen Bücher des Kunsthistorikers Wilhelm Fraenger stellten klar, daß Boschs phantastische Gestalten unchristlich sind und eine andere Religion als Hintergrund haben müssen oder daß sie zumindest eine ketzerische Richtung verraten. Aufreizend war schon der neue Titel, den er Boschs wichtigstem Gemälde, dem >Lustgarten<, gab: »Das Tausendjährige Reich«.

Fraengers durchaus neue und seinerzeit als Skandal empfundene Ansicht über Boschs Weltbild krankt jedoch an mehreren Leiden zugleich. Erstens hat er trotz aller Vorsicht und Kennerschaft nicht gemerkt, was an einem Bosch-Bild echt, was übermalt und was gefälscht ist. Zweitens hat er das chronologische Problem, die späte Entstehung des Christentums, nicht erkannt. Und drittens ist ihm die so anders geartete - die unchristliche - Umwelt Boschs in den Niederlanden schleierhaft geblieben, trotz aller Versuche, in die »sektiererischen« Geheimkulte der Vereinigungen in Brabant zu Boschs Zeit hineinzuleuchten. Das dennoch nicht geringe Verdienst einer neuen Sicht auf Boschs Glauben soll nicht übergangen werden, es muß nur heute, nach einem halben Jahrhundert und den neuen Erkenntnissen der Geschichtskritiker, zurechtgerückt werden.

Das Notenbuch am Fuß der Harfenlaute auf dem rechten Flügel (der Kirchenhölle) *(Abb. 37b)* konnte Fraenger (1975, S. 56 f.) mit Hilfe eines Kenners mittelalterlicher Musikaufzeichnungen, Johannes Wolf, hörbar machen als zweistimmigen Satz, als Duett, das auf das »adamitische« Geheimnis der Eheschließung hinweist: >und werden sein ein Fleisch<. »Es ist die höchste Heilsformel für das Mysterium des Freien Geistes,« sagt er weiter und findet tiefsinnige Worte für die Vollkommenheit des Ehebegriffs, der sich in Boschs Werk ausdrückt. Auch das weist auf außerkirchliches Gedankengut hin, denn Ehe war nur den Deutschen eine ewige Einrichtung gleichgestellter Menschen.

Witzig auf demselben rechten Flügel des >Lustgartens< scheint für uns die Szene (bei Fraenger: >die Erbschleicherin<) der als Nonne verkleideten jungen Sau, die den nackten Jungmann zärtlich küßt, um ihn zum Unterschreiben eines Dokumentes zu bringen, während ein als Ritter gepanzerter Gnom, durch einen Pfeil schon zu Tode getroffen, Tintenfaß und Schreibgerät bereithält: die Kirche, die selbst mit erotischen Mitteln nicht spart, um den freien Menschen zu überreden, wobei ihr der weltliche Herrscher noch im Sterben seine Macht leiht. Witzig ist das im alten Sinne: ein weiser Durchblick!

Fraenger hatte einen durchdringenden Blick in die geheime Welt Boschs und konnte eine neue Deutung beitragen, die jedoch vor einem kritischen Blick der heutigen Generation nicht mehr in allen Punkten standhält. Dazu war seine Sicht viel zu christlich geprägt. Bosch war kein Christ, wie aus allen seinen Bildern erkennbar wird. Die Anwendung von Bibelversen auf seine Bilder, die Fraenger in unermüdlicher Manier und mit großer Textsicherheit durchführt, ist unbrauchbar.

Fraenger ging grundsätzlich davon aus, daß zu Boschs Zeit höchstens ketzerische, keineswegs unchristliche oder unjüdische Vorstellungen in Brabant im Umlauf gewesen sein können. Er hatte keine Ahnung, daß die alte Ritterreligion, die mit Gralssuche, Parzival und sogar Isiskult und Tarot zu umschreiben wäre, damals noch richtig lebendig war. Man könnte womöglich diese heidnische Religion als Vorstufe zum europäischen Christentum be-

trachten, was entwicklungsgeschichtlich vertretbar wäre. Dabei wird dann aber deutlich, daß die Bezeichnung >christlich< nur als Etikett gemeint ist. Berechtigt wäre etwa die Frage: Wollen wir die Lichtreligion der Perser und die Megalithreligion Norddeutschlands als >Urchristentum< bezeichnen oder lieber erst von Christentum sprechen, wenn Christus die Hauptperson des jeweiligen Kultes ist?

Das ist ja das Neue an meiner Deutung von Boschs Werken, daß ich den Beginn der Christianisierung Hollands in diesen Bildern erblicke, also keineswegs einen abtrünnig gewordenen Ketzer, sondern einen aufrechten Vertreter der damals noch tonangebenden Lichtreligion in Bosch sehe.

Erschwerend für Fraenger kommt hinzu, daß durch die Änderung der Zuschreibung einiger Bilder - was von Bosch ist und was nicht - nun eine andere Einschätzung entsteht, die eben von dem Lebenslauf dieses Mannes (den wir im übrigen gar nicht kennen) unabhängig wird und mehrere Personen, ja eine ganze Zeitströmung umfaßt, was eben Fraengers meditativ gewonnene Einsichten relativiert.

An vielen Symbolen und Gestalten erkennt Fraenger das Fortleben des ägyptischen Isiskultes im Holland des beginnenden 16. Jahrhunderts - erstaunlich auch für ihn: Sollten diese Kulte nicht spätestens mit den Verfolgungen durch die christlichen Mächte ein Jahrtausend früher völlig ausgerottet worden sein? Wo ist der unterirdische Gang, auf dem sie bis nach Holland gelangten und dreißig Generationen lang heimlich weitergegeben wurden?

Das Bild >Die Hochzeit zu Kana< (Rotterdam) *(Abb. 38)* bringt mitten im Hintergrund einen heidnischen Altar mit Kultgerät, das diese gnostischen und ägyptischen Religionen zum Inhalt hat (Fraenger 1950, S. 58). Damit begeht Bosch hier »Mysterienverrat«, meint Fraenger, denn Bosch stellt »die Weihehandlung in so voller Offenheit zur Schau, als ob es sich um einen regulären und erlaubten Kult, statt um verbotene Abgöttereien handeln würde. Was sich den Spüraugen der Inquisition entzog und was selbst ihre Folter schwerlich einem Angeklagten abgerungen hätte, wird hier von einem Eingeweihten freiwillig und freimütig an das Tageslicht gestellt. Eine geheime und so schwer verpönte Sache, daß Galgen, Schwert und Scheiterhaufen darauf stand, in aller Unbedenklichkeit entschleiert: diese Paradoxie gibt dem Gemälde seine singuläre Spannung. . .« Allerdings besteht diese Spannung und Paradoxie nur für die heutige Kunstbetrachtung, weil sie von falschen Voraussetzungen ausgeht. Und dieser kleine Schritt ist Fraenger nicht gelungen. Er konnte nicht erkennen, daß es sich nicht um Geheimnisverrat unter Todesdrohung gehandelt haben kann - geradezu absurd für einen Maler, der auf öffentlichen Beifall angewiesen ist -, sondern um das freimütige Bekenntnis einer anderen Religionszugehörigkeit, die noch voll geachtet war.

Was Fraenger vielleicht erstaunt hätte: Dieses Schlüsselwerk, >Hochzeit von Kana<, wird in Rotterdam, wo es hängt, als »naar Jh. Bosch« bezeichnet,



Abb. 38: >Die Hochzeit von Kana< (Bosch zugeschrieben) (Rotterdam). (Aus: R. H. Marijnissen, Hg., *Bosch,* Köln 2002)

denn es stammt nicht vom Meister selbst. Es könnte eine Kopie sein, die noch dazu stark übermalt wurde. Zunächst interessiert uns die äußere Form: Die beiden oberen Ecken des Bildes sind durch den Holzrahmen verdeckt, wodurch links ein Musikant fehlt, rechts ein Stück Architektur. Gibson (S. 28, Abb. 16) zeigt eine gestochene Kopie dieses Bildes (im Louvre), wo schon die rechte obere Ecke durch den Holzwinkel verdeckt ist, die linke aber noch nicht, sondern den zweiten Musikanten erblicken läßt; statt der beiden Hunde sieht man vorne links zwei Stifter (?), und zwar einen Bischof und eine Bürgerin (?).Die Hunde wurden wohl erst im 18. Jahrhundert zugefügt, wobei der Fliesenboden durch sie hindurchschaut. Man ahnt, wie viele Zwischenstufen dieses Gemälde bis zu seinem heutigen Zustand durchgemacht hat.

Die Farben sind durchaus richtig getroffen, aber die Übermalungen sind dennoch zu erkennen: der große Brokatvorhang rechts, die beiden blauen Gestalten auf dem goldenen Sitz im Mittelpunkt (die auch nicht zu dem byzantinischen Möbelstück passen). Man fragt sich, wer so konstant Hunde in diese ehrwürdigen Bilder einfügte, noch dazu in einer barocken Manier, die jedem als viel jünger auffällt. Und warum fügte er sie hinzu? War es eine Art *horror vacui,* der ihn (oder die Auftraggeber) dazu trieb, denn die Hunde sind stets an einer leeren Stelle eingefügt; besonders auffällig etwa im >Disput der Hl. Katharina< von Jan Provoost (1465-1529), wo der Hund in der Synagoge wirklich fehl am Platz ist. Auch dort schaut der ursprüngliche Fußboden durch.

Zurück zu Boschs >Hochzeit<. Das Fehlen der Aureolen bei den heiligen Personen fällt auf. Da die Szene auch sonst recht unwirklich, ganz und gar nicht schriftgemäß anmutet, könnte es sein, daß der Maler keinen Evangelientext illustrieren wollte, sondern die Legende in anderem Zusammenhang erfuhr, der uns heute verloren ist. Diese immer wieder vorgebrachte Meinung, daß die anvisierten Legendentexte, die den Bildern zugrunde lagen, verlorengingen, weil sie von den heutigen Vorstellungen von Christus und den Heiligen zu sehr abweichen, gibt uns keine Antwort, sondern nur einen Hinweis: Bosch war kein Christ, und seine Bewunderer ebensowenig.

Fraenger hat - um ein weiteres Beispiel zu nennen - trotz aller Scharfsicht nicht gemerkt (1950, S. 11), daß die vier Medaillons auf der Rückseite von >Sicut erat in diebus Noe< (Rotterdam) postum sind, etwa ein halbes Jahrhundert nach Boschs Tod gemalt. Und das, obgleich er klar sieht, daß »die empusa- oder satyrartigen Gestalten. . . kein zweites Mal in seinem Katalog der Teufel figurieren«. (S. 13) Bosch hat keine stereotypen Teufel gemalt, sondern bei der Abbildung dieser Engel der Dunkelheit reichlich Phantasie walten lassen. Aber wenn in einem Bild ganz andere Teufelsgestalten auftreten, dann stammt dieses Bild eben nicht von ihm.

Den erkennbaren Gegensatz versucht Fraenger durch einen - erfundenen - Lebensweg Boschs zu begründen, der eine innere Wandlung vom Ketzer zum gläubigen Christen durchgemacht haben soll. Das liest er aus den vier

Medaillons heraus, die angeblich diesen seelischen Wandel wiedergeben. Dabei sieht er auch, daß dieses Thema der sich läuternden Seele echt barock ist (S. 19), keineswegs zur Zeit um 1500 gehörig, sondern »pietistisch, 17. Jahrhundert«. Nun denn - alle Stilmerkmale und Geschichtskenntnisse wei- sen Fraenger darauf hin, daß diese vier Medaillons postum sein müssen, aber die Erkenntnis bleibt aus. Die >Große Aktion< hat dermaßen hart gearbeitet, daß auch die »besten Köpfe« (Fraenger gehörte zum George-Kreis) nicht durchblickten.

Was von Fraengers tiefschürfender Interpretation der Bosch-Werke üb- rigbleibt, ist sein Einblick in die so andersgeartete Religion dieses Mannes und die seiner Vereinsbrüder und seiner Auftraggeber. Da wird der Frosch (richtig wäre: Kröte) als zentrales Sinnbild der Fruchtbarkeit und der damit verbundenen Auferstehung gefeierte. Fraenger bildet eine Öllampe ab, die einen Frosch in der seltsamen, immer gleichen Haltung wie auf den Felsbil- dern Andalusiens oder den Granitreliefs von Urfa in Anatolien zeigt, und darauf geschrieben die griechischen Worte: »Ich bin die Auferstehung« (ETw) EIMI ANACTACC). *(Abb. 39a-c)* So konnte später im Kirchenchristentum nur noch der Gottessohn selbst sprechen, kein Frosch und keine Schlange, kein Engel oder Teufel durfte das wagen. Wer hier von Ketzertum oder Synkre- tismus redet, verharmlost die Tatsachen. Hier liegt eine andere Religion vor.

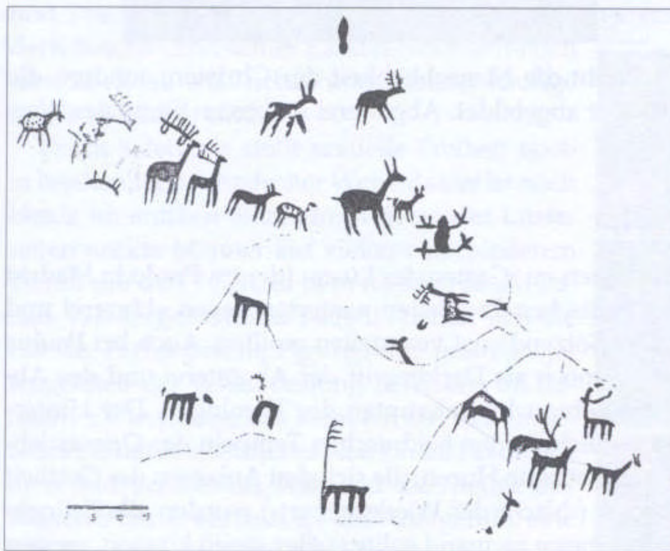




Abb. 39a: >Der Frosch der Fruchtbarkeit umgeben von Hirschfamilien<, Felsmalerei in Südspanien. (Zeichn. U. Topper)

Abb. 39b: Die Kröte als Sinnbild der Wiedergeburt: ETw) EIMI ANACTACC = Ich bin die Auferstehung. (Zeichn. nach Fraenger)



Abb. 39c: Die Kröte als Fruchtbarkeitsgöttin in Urfa/ Anatolien. (Foto U. Topper 2000)

ein anderes Weltbild. Nicht die Menschlichkeit der Christen, sondern die Tierheit der Heiden ist hier abgebildet. Abgötterei im besten Sinne des Wortes.

Anbetung der Liebe

So sind die erotischen Orgien im >Garten der Lüste< (der im Prado in Madrid hängt) gemeint! Die altjüdischen Propheten wetterten gegen »Hurerei und Unzucht«, wenn sie den Götzendienst verurteilen wollten. Auch bei Paulus wird die sexuelle Freiheit noch als Deckbegriff der Abgötterei und des Abfalls vom einzigen Gott gebraucht, behaupten die Theologen. Der Hintergrund war auch sehr wirklich: In den heidnischen Tempeln des Orients lebten die Hierodulen, hochgeachtete Huren, die sich den Anbetern der Gottheit hingaben. Und bei Orgien (>Nacht der Wiedergeburt<) wurden alle Teilnehmer zu möglichen Sexpartnern; niemand sollte später sagen können, wessen Kinder es sind. Sie gehörten allen gemeinsam, denn der in jener Nacht herabgestiegene Gott hatte sie gezeugt. Das war mit »Hurerei und Unzucht« gemeint, ein wirklicher Liebesdienst an heidnischen Göttern in ihren Tempeln.

Solcher Gottesdienst galt den Monotheisten als verwerflich, ohne daß ein Grund genannt würde. Man hat verschiedentlich eine Geschlechtskrankheit angenommen - etwa Syphilis, die die >alten Griechen< ausgerottet habe - als Ursache zur Verurteilung freier Sexpraktiken. Andererseits ist man sich heute sicher, daß die Syphilis erst durch die Spanier aus Amerika eingeschleppt worden ist, was nun bestens zu den neuen Erkenntnissen der Chronologiekritiker paßt, die das Ende der griechischen Antike erst um 1500 sehen. Das ist erst ein Entwurf, der weiterer Erforschung durch Medizinhistoriker bedarf.

Bei Boschs erotischem Hauptwerk erinnert man gern an die Moriskentänzer *(Abb. 40),* für Gibson (S. 85) ist der Moriskentanz »ein altes Fruchtbarkeitsritual«. Er mag ursprünglich darauf zurückgehen, der dazu abgebildete Kupferstich von Israel van Meckenem, Ende 15. Jahrhundert, hebt - wie auch die 16 Holzfiguren, die Erasmus Grasser 1480 für den Münchener Rathaussaal fertigte - nur die erotische Gestik hervor: In einem Zimmer steht eine einzelne Frau, von Männern in orientalischer Tracht umtanzt, die eindeutig ihre Verliebtheit zum Ausdruck bringen, während sich am Fenster Zuschauer drängen. Der Moriskentanz ist dann in den folgenden Generationen allmählich verpönt und schließlich unterbunden worden, denn es war ein Tanz nach maurischer Art. Die Mohren oder Mauren (von phönizisch *Mauharin)* waren die Abkömmlinge der islamischen Herren Andalusiens. Ihre Sitten und Tracht waren lange in Europa tonangebend gewesen, wie auf den Bildern Boschs (und seiner Landesgenossen) noch ersichtlich ist, wo Turban und Schleier häufige Kopfbedeckung sind.

Bosch jedenfalls stellt sexuelle Freiheit noch in bejahender, lebensfroher Weise dar, er ist noch Heide im antiken Sinne. Im >Garten der Lüste< reiten nackte Männer auf vielen verschiedenen Tieren um den Teich, in dem nackte Frauen baden. Wiedergeburt und Tierstil reichen sich die Hände. Farbenpracht, Figurenfülle und Ausgewogenheit der Bildaufteilung bewirken im Befrachter - in jedem, das kann ich aus den ungezählten Stunden beurteilen, die ich im Prado vor dem Bild verbrachte, während die Menge der Besucher daran vorbeizog - ein Wohlgefühl, eine Begeisterung, ein wortloses Staunen, ein Aufat-



Abb. 40: Moriskentänzer von Erasmus Grasser in München.

men, das nicht mit den gemalten Einzelheiten erklärbar ist, sondern vom Gesamtbild ausgeht. Auch Angehörige fremder Kulturen und Religionen können sich der Verzauberung, die das Bild auslöst, nicht entziehen. Um so größer ist das Erstaunen, wenn der Betrachter die Figurengruppen bewußt mit dem Verstand herauslöst und kritisch aufnimmt. Wohin er blickt, sind erotische Gesten und Geschehnisse dargestellt, Gesten der Liebe und Zärtlichkeit, des Verlangens und der Erfüllung. Da spielen sich Szenen ab, die manch einer nicht in Träumen schauen würde, orgiastische Gruppenliebe, Fruchtbarkeitstänze und verfeinerte Formen der Hingabe an das angebetete Wesen, gleich welchen Geschlechts. Mensch, Tier und Pflanze finden sich zu einer vollkommenen Einheit unter der Führung des Eros in universeller Liebesbereitschaft.

Die Landschaft ist alles andere als das Paradies. Hier gibt es keinen Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen, keinen Apfel der Versuchung. Alle Wesen sind sich einig in ihrer Freiheit und Schönheit. Die Ausstattung dieses Lustgartens ist utopisch, mit phantastischen Gebäuden und Gewässern bestückt, mit gläsernen Refugien und übergroßen Früchten als Verstecken. Und dieser Garten ist unermeßlich groß, wirkt unbegrenzt; er geht erst hoch oben im Bild in ferne blaue Berge über. Viele hundert schöne jugendliche Gestalten feiern hier einen endlosen Gottesdienst, eine vom Herzen strömende Bejahung der höchsten Kraft, die das Universum beseelt: Liebe.

Da gibt es keine Obszönität, keine Peinlichkeit. Selbst die ungewöhnlichsten Spiele wirken graziös und erfrischend in ihrer Kindlichkeit. Es wird das Geheimnis gewahrt, nichts wird aufgedeckt, sondern in der Andeutung belassen. Der Heilvorgang erreicht nur die Eingeweihten, während die anderen über diese unermeßliche Freude, die in der Freiheit begründet liegt, wortlos staunen.

Über dieses Bild wurde viel geschrieben, die Figuren wurden einzeln gedeutet und erklärt. Ich könnte mit der Schiva-ähnlichen Tanzgestalt mit den acht Armen und Beinen beginnen, ihren indischen Hintergrund darlegen, könnte Eisvogel und Rotkehlchen, Distelfink und Eule bestimmen, die Vielzahl der wilden und zahmen Tiere beschreiben. Und verstärkt müßte ich die unerschöpfliche erotische Phantasie des Meisters hervorheben, die von der damaligen Spruchweisheit angeregt und von Boschs Zeitgenossen gut verstanden wurde (wie etwa Dirk Bax 1956). Und ich müßte dann in den Gesang aller christlichen Interpreten des Bildes einstimmen, daß hier eigentlich die Sinnenfreuden nur als Vorspiel für die Vernichtung, für Tod und Verdammnis dienen sollen. Und hätte damit die Aussage dieses Prachtwerkes völlig verfehlt.

Denn der perfekte Sockel der mittelsten Quelle dieses Lustgartens wird von einem goldenen Ring umgürtet, womit Weisheit und Beständigkeit symbolisiert werden, wie Merten (S. 25) schreibt. Dieses Bild zeigt keine Folge

von Ereignissen, sondern einen Zustand, der von Fruchtbarkeit und Lust bestimmt wird - ohne Schuldgefühle, sagt Merten weiter. Die Quelle des Lebens und der Wahrheit steht für die Harmonie, die das gesamte Bild durchzieht. Wären nicht die beiden Außentafeln, man wäre mit dem unverletzlichen Jetzt des Mittelbildes beglückt.

Alle Kunstkenner geben zu, daß Bilder wie dieses in jener Zeit und geographischen Region durchaus normal waren und daß nur die Meisterschaft Boschs und eventuell der Reichtum seiner Auftraggeber das Außergewöhnliche dieses Werkes ergab.

So sieht auch Wilhelm Fraenger (1947) den >Garten der Lüste< als Kultbild dieser Logen der religiösen Freiheit, die damals in den Niederlanden den Ton angaben. Eros war die oberste Gottheit, Wiedergeburt das Weltgesetz. Wer diese herrlichen Reigen und höchst erotischen Szenen als Verteufelung der Liebe und Verurteilung der Sexualität bezeichnet, muß gänzlich verdreht sein, denn schönere, glühendere Verehrung wurde Eros nirgends zuteil als in Boschs Bildern.

Dieser >Lustgarten< ist eines der besterhaltenen Bilder von Bosch, fast gar nicht übermalt. Wo hätte der Zensor auch ansetzen sollen? Er konnte das Bild nur als Ganzes wegschaffen, und das könnte längere Zeit hindurch der Fall gewesen sein. Doch auch dieses Bild hat zwei Flügel - Schöpfung und Endgericht -, die angeblich die kirchliche Lehre enthalten. Wirklich die katholische Lehre? Oder hat nicht vielmehr die Kirche diese Vorstellungen aus fremdem Glaubensgut übernommen? Das sogenannte >Letzte Gericht< (rechter Flügel), das Bosch darstellt, hat weder mit der kirchlichen Auffassung noch mit der Offenbarung des Johannes zu tun, es zeigt kein Fegefeuer und kein himmlisches Jerusalem. Die von Bosch heraufbeschworene Katastrophe ist Wahnsinn und Vernichtung, Durchbruch durch den Zeitablauf und Leid in seinen vielfältigsten Gestalten, aber kein Gericht Gottes und keine Christusherrschaft. Christlich wäre gewesen, das >neue Jerusalem< anzukündigen, den >neuen Himmel und die neue Erde<, auch die Rettung der Gläubigen neben der Vernichtung der Verdammten. Nichts davon finden wir in diesem Bild.

Stimmt das auch für seinen >Garten Eden<, das Paradies, die Schöpfung (linker Flügel)? Der kritische Blick enthüllt die Übermalung: Der jugendliche Gottvater zwischen dem nackten Urmenschenpaar ist nicht vom Meister gemalt, Faltenwurf und Kopf stammen von fremder Hand. Das Rot des Mantels Gottes stimmt nicht, und Gottes Hautfarbe ist bräunlich, während sonst Boschs Figuren weiße (oder schwarze) Haut haben. Wenn man einmal den Blick dafür geschärft hat, wird einem auch klar, daß ein so menschlicher Gott inmitten dieser Natur nicht in Boschs Konzept passen kann. Sogar die Füße Gottes sind falsch gesetzt, der rechte Fuß verliert sich unter Adams Zehenspitzen.

Wie diese Szene ursprünglich aussah, muß offenbleiben, so wie man auch beim Heuwagenbild nicht mehr rückerschließen kann, was anstelle des Christus in der Wolke thronte. Kompositorisch könnte die Gottesfigur ganz entfallen, ohne daß etwas fehlen würde.

Nachtragen möchte ich noch, daß auch andere Interpreten den >Lustgarten< so sahen wie ich. Im Paradies auf dem linken Flügel wird weder Sündenfall noch Vertreibung dargestellt, was einen direkten Bezug auf das Mittelbild hat. Die Mitte stellt eine »Menschheitsutopie« dar (Holländer, S. 164). In der Mitte steht der Jungbrunnen, alle Personen sind zeitlos jung, in der >Blüte der Jahre<. Hier ist die Menschenwelt ohne Sündenbewußtsein.

Carl Linfert sieht in der Hölle (rechter Flügel) eine Realität, keine Jenseitsvision. »Im Höllenflügel aber erkennt man Mönche und Nonnen, Spieler und Säufer, Ritter und Musikanten, viele, die für ihre Laster, die sieben Todsünden, bestraft werden, Sünden, die in den Szenen des Mittelbildes gar nicht begangen wurden.« Dieser rechte Flügel zeigt die Hölle als irdische Realität der christlich verderbten Menschen. »Sämtliche Qualen und Foltern wären dann Folgen dieses Bewußtseins, das Monstren und Schrecknisse hervorbringt,« sagt Holländer (S. 167).

Den-mach ist die Mitte des Bildes eine Schau der idealen Lebensform der Menschen vom freien Geiste, die rechte Tafel dagegen eine Warnung vor dem Inferno der christlichen Lügen.

>Brüder vom Freien Geiste< nannten sich diese esoterischen Gemeinschaften mit sozialen Aufgaben, denn vom Geist her bestimmten sich alle damaligen Glaubensbewegungen, sowohl die mönchische und joachimitische als auch die heidnische und die antikisierende. Auf den süddeutschen Konzilien, die im 15. Jahrhundert die Ausbildung der katholischen Kirchenorganisation einleiteten, waren Christus und der Geist fast noch eins. Die Trennung der beiden göttlichen Wesen mußte erst definiert werden, weshalb man im Sinne Platons noch die Wahrheit aller Philosophien gelten ließ. Diese synkretistische Haltung wurde erst überwunden, nachdem die Kirche als Machtorganisation gesiegt hatte und sich auch vom griechisch-römischen Heidentum, aus dem sie ja sprachlich wie weltanschaulich (Gnosis) hervorgegangen war, abgegrenzt hatte.

Bosch als Christ?

Durch die heutigen Titel wird suggeriert, daß fast die Hälfte aller Bosch-Bilder >christliche< Themen behandelt. Nur schrittweise läßt sich Klarheit darüber gewinnen.

Fangen wir mit dem wichtigsten und schönsten der >christlichen< Gemälde Boschs an, der >Anbetung der Könige< (im Prado). Wie ich schon vielfach dargestellt habe, gehörte das Motiv der Heiligen Drei Könige ursprünglich

nicht zum Christus der Evangelien, sondern ist aus einer anderen Tradition eingeflossen. Es waren auch zu Anfang nicht drei Männer, sondern eine Frau und zwei Männer, die den neugeborenen König anbeteten (so noch in den romanischen Reliefs, siehe: Topper 2003a, S. 212). Hier im Bosch-Bild haben wir vier Könige, der vierte wird offiziell als »Antichrist« bezeichnet, um diese Ungewöhnlichkeit zu verdecken.

Das aufgebaute Szenarium wirkt wie ein Krippenspiel vor holländischem Hintergrund.

Bei Betrachtung der Maltechnik stellt man schnell fest, daß dieses großartige Bild nicht von Bosch gemalt sein kann. An den Einzelheiten wie Gewändern oder Schmuck kann man erkennen, daß sie von anderer Hand stammen, von einem Meister, der in technischer Hinsicht Bosch ebenbürtig oder überlegen war, dessen Name aber aus irgendwelchen Gründen der Nachwelt nicht überliefert ist. Der Meister, der dieses kostbare Werk schuf, war in jeder Hinsicht überragend. Er verwendete so feine Pinsel, wie sie Bosch nicht kannte, und handhabte sie in einer genialen Weise, die Boschs Pinselfertigkeit in den Schatten stellt.

Die Infrarot- und Röntgenanalysen der Autoren GS (S. 101) haben einige Erkenntnisse gebracht, die aufhorchen lassen: Dieses Bild ist außergewöhnlich gut erhalten, die Farbschichten sind nicht wie üblich an den Brettnähten aufgebrochen, denn die drei Bretter des Mittelstucks sind in einer besonderen Weise durch Zapfenstücke miteinander verbunden, wie sie bei Bosch-Bildern sonst nicht vorkommt. Etwas Ähnliches kennt man nur von einem Bild von Hugo van der Goes. Zugegeben, das ist nicht gleich ein Beweis für die falsche Zuschreibung, aber der Verdacht, der aus der Malweise begründet war, findet hier Verstärkung. Hinzu kommt, daß dies von allen elf Bosch-Bildern im Prado das einzige ist, dessen Rahmen fast vollständig original erhalten blieb, das heißt ebenfalls von großer Meisterschaft zeugt. Außerdem sind zwei Hauptfarben, das haben die Analysen ergeben, einzigartig in der Palette, Bosch hat sie sonst nicht verwendet: Lapislazuli für Blau und polnische Kerblaus für Rot.

Die Vorzeichnung und Untermalung, die mittels der Durchleuchtung erkennbar wurde, ist von großer Sorgfalt, die Zeichnung in sehr feinen Linien. Es scheint, daß der Maler eine Vorlage benützt hat, die nicht dasselbe Format wie die Holztafel hatte, weshalb er die Aufteilung an einigen Stellen ändern mußte, besonders oben, wo ja die Rundung eine andere Verteilung erzwingt. Auch sonst ist der Arbeitsgang recht dynamisch gewesen, verschiedene Figuren wurden abgeändert oder ganz weggelassen, und GS sprechen zweimal (S. 107 f.) vom »nervösen« Strich des Malers. Dieser vitale Schöpfungsprozeß ist nicht typisch für Bosch, der sehr bewußt und sparsam arbeitete, mit wohlüberlegtem Strich.

Die Veränderungen am >Dreikönigsbild< rühren wahrscheinlich alle vom Maler selbst her, wie etwa am Negerkopf, der früher etwas größer war und

gekonnt verkleinert wurde. Alle diese Hinweise bezeugen, daß es sich nicht um eine Kopie handeln kann, sondern daß wir hier das Original eines außergewöhnlichen Künstlers vor uns haben. Es gibt mindestens ein halbes Dutzend sehr genaue Kopien dieses Bildes und ähnliche Bilder in großer Zahl. Das ist für echte Bosch-Bilder ungewöhnlich. Und ungewöhnlich ist ferner, daß die Auftraggeber des Bildes, ein holländisches Ehepaar, sehr genau porträtiert und mit ihren Familienwappen gekennzeichnet sind. Daraus ergibt sich dennoch keine genaue Datierung des Bildes (GS, S. 99), wenn auch als sicher gelten kann, daß es nach 1530 gemalt wurde, also mindestens fünfzehn Jahre nach Boschs Tod.

Da dieses Bild sehr viel besprochen wurde und auch Licht auf die Zeitströmung kurz nach Bosch wirft, möchte ich eine Bemerkung zum Inhalt machen. Zunächst muß ich vorausschicken, daß dieser Maler - anders als Bosch - wohl Katholik war, wenn auch neubekehrt. So dürfen wir in seinem Bild durchaus christliche Motivation, sogar Polemik erwarten. Betrachten wir nun den als ungewöhnlich auffallenden »Antichrist« in der Hütte, dann wird manches seltsam und fragwürdig. Ein vierter König? Noch dazu wie ein Gaukler und anders als die barhäuptigen Könige mit hohem Turban auf dem Haupt und einer Tiara in der Hand? Im Gegensatz zu den drei Heiligen Königen steht er mit seinem Gefolge *innerhalb* der Hütte, ihm zur Seite ein Greis und in der Mitte über beiden eine orientalische Frau mit Sternenhaube. Das ist die *alte* Darstellungsweise der drei Magier. Und der durch die Tür hervortretende König mit dem Turban wird ausnehmend kostbar, halb entkleidet wie ein heidnischer Gott, dargestellt.

Dieser »vierte König«, wie er häufig genannt wird, trägt an seinem unteren rechten Schienbein eine schmuckvoll eingefaßte schwärende Wunde, die ihn aus allen Personen heraushebt und als einen König Amfortas, Herrn des Gral, gestellt, dessen Wunde nicht heilen wollte, bis der Erlöser die entscheidende Frage stellen würde.

Dr. Matthäus Ratzeberger, Leibarzt des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, hinterließ in eigener Handschrift eine Notiz (im Archiv zu Gotha erhalten), der zufolge Luther »etliche Jahr« auf seinen Rat hin eine medizinisch mit Hilfe einer Säure geätzte offene Wunde am linken Unterschenkel (bzw. Schienbein, *crure)* unterhielt, durch die giftige Körpersäfte abflossen. (Anonymos, *Geschichtslügen,* 1898, S. 215 f.) Dies mag eine damals allgemein angewandte Methode gewesen sein, dem Volk sowie den Gegnern Luthers als Eigentümlichkeit dieses Mannes bekannt, weshalb die medizinisch getreue Abbildung durch den Maler darauf abzielen könnte. Da Luther die Wunde angeblich erst ab 1540 trug, wäre auch hierdurch das späte Alter des Bildes bestätigt. Wohlgemerkt, es wird nicht Luther als Antichrist dargestellt, sondern nur auf diesen angespielt, daher die spiegelbildliche Vertauschung von rechts und links.

Original von Meister Bosch ist der >Heuwagen< mit seinen Außenseiten, dem >Landstreicher< oder >Wanderer<. Dieser Mann ist eindrucksvoll dargestellt, erbarmungswürdig arm und furchtsam; sein Gesicht gilt als Selbstporträt Boschs. Das Bild, von dem es eine zweite Version in Rotterdam gibt, heißt heute >Der Weg des Lebens<, was ich passend finde. Bisher wurde es meist als >Der verlorene Sohn< bezeichnet, nach einem Gleichnis in den Evangelien. Dieses >Gleichnis vom verlorenen Sohn< (Luk.15,11-32) ist eine herzbewegende Fabel, die Jesus erzählt, um die zuhörenden Zöllner und Sünder zu beeindrucken - ein Kabinettstückchen pietistischer Literatur. Bosch hat weder irgendeine der ergreifenden Szenen noch auch nur andeutungsweise die Moral dieser Geschichte dargestellt. Diese Beziehung ist an den Haaren herbeigezogen und zeigt uns nur, daß man mit aller Gewalt versuchte, aus Boschs Bildern Illustrationen zu christlichen Texten zu machen. Der wichtigste Augenblick im Leben des verlorenen Sohnes wäre ja jener gewesen, als ihn sein Vater wieder in die Arme schließt. Nichts Tröstliches finden wir bei Bosch, sondern eine mitleiderregende Gestalt als Sinnbild des Lebensweges. Vater und Bruder kommen nicht vor. Christlich? Wer nur die Evangelien als geistigen Hintergrund zuläßt, erkennt halt in allen gemalten Gestalten, selbst in einem Kalb, immer eine Textstelle der Heiligen Schrift. Tatsächlich steht ja das gemästete Kalb, das der um seinen ausgewanderten Sohn trauernde Vater bei dessen Rückkehr schlachten wird, schon hinter dem Gatter. Und damit hört die Parallele auch schon auf.

Möglich wäre, daß diese hübsche Fabel bei der Herstellung des Evangeliums unter Benützung der sinnhaften Bilder und beseelenden Lieder jener Ritterreligion (Parzival, Gral, Lichtgott) niedergeschrieben wurde. Ich meine, daß der Evangelienschreiber das Bosch-Bild oder den dazugehörigen religiösen Hintergrund kannte und liebevoll ummünzte.

Möglicherweise hat Bosch den damals aufkommenden christlichen Glauben gekannt und könnte auch für die Kirche Aufträge ausgeführt haben. Aber Boschs Auffassung vom Christentum, soweit wir die Bilder mit entsprechenden Szenen als seine eigenen Spätwerke anerkennen wollen und aus den vielen Übermalungen das Original herauslösen können, ist doch noch ganz undogmatisch. Der Nazarener ist bei ihm jugendlich bartlos, also keineswegs nach dem »nicht von Menschenhand geschaffenen Bildnis Christi«, der ewigen Ikone, gestaltet, sondern ein Jüngling von zwanzig Jahren höchstens, im Widerspruch zur kirchlichen Auffassung, die ihn in der Passion als über dreißig, meist um die vierzig Jahre alt beschreibt (geboren 7 v. Ztr., hingerichtet 29 oder 33 n. Ztr., »noch keine fünfzig« im Joh. Evgl. 8, 57), und wir wollen ja nicht annehmen, daß Bosch einen Christus propagierte, der sich rasierte. Boschs bartloser Heiland ist typisch für die frühe Ikonographie der Christen, wie auf den (chronologisch fälschlich ins 5./6. Jahrhundert versetzten, siehe: Topper 2001, Abb. 24) zeitgenössischen Mosaiken in Ravenna usw., also zu

den Anfängen christlicher Darstellung gehörend. Auffällig dasselbe auch beim Lieblingsjünger Johannes, den Bosch bartlos mit wallendem rotblondem Haar und mädchenhafter Gebärde darstellt (Beispiel: die >Kreuzigung< im Museum Brüssel, die einige für sein Jugendwerk, andere für ein Alterswerk halten, die meisten jedenfalls für einen echten Bosch).

Die beiden Grisaillen auf den Außenflügeln des >jüngsten Gerichts< (in Wien) zeigen St. Jakob von Compostela und St. Bavon von Gent. Letzterer ist (obwohl heute ins 7. Jahrhundert datiert) dargestellt als ritterlicher Jüngling mit Sporen an den Stiefeln und Jagdfalken auf dem linken Handschuh, also eher zeitgenössisch; Jakob wirkt dagegen antik, und das Erstaunliche: Sein Gesicht ist wie das genormte Christusgesicht gestaltet, denn zu jenem Zeitpunkt hielten viele den Jakob noch für den (Zwillings-) Bruder des Erlösers.

Das Kreuz, an dem Christus (wie auch die >Heilige Julia<) hängt oder das er schleppt, ist stets ein T-Kreuz, nie gekreuzt! Das gehört einer frühen Stufe der Christenmission an.

Wir tappen im dunkel, aber nicht, weil wir so unfähig sind, uns die kaum 500 Jahre vergangene Zeit zurückzurufen, sondern weil wir bewußt irregeführt wurden.

Angeblich gab es in der damaligen Malerei eine »spätmittelalterliche Tendenz, die biblische Geschichte im zeitgenössischen Milieu vorzustellen« (Bosing, S. 69). Das trifft nicht zu, auf keinen dieser Maler, schon gar nicht auf Bosch, denn Christus, seine Mutter und die Jünger werden in stilfremde, archaische Gewänder gehüllt, nur die Randpersonen und die Landschaft sind zeitgenössisch, orientalisch oder heimatlich. Der Stilbruch ist dermaßen auffällig, daß der Charakter einer Theateraufführung nicht übersehen werden kann und allen Interpreten bewußt ist: Auf einer Bühne heute und hier spielt sich das religiöse Drama ab, das >irgendwann<, zeitlos und ortlos, >immerwährend< gedacht wird.

Mit anderen Worten: Wir haben es hier nicht mit Historienmalerei, sondern mit der Wiedergabe von Passionsspielen und Krippenspielen zu tun.

Der Höhepunkt der Passionsspiele war übrigens nicht die Kreuzigung Gottes, sondern die Zurschaustellung, >*Ecce* Homo< (Seht an, diesen Menschen!) genannt, aus theaterbedingten Gründen. Bilder mit diesem Thema gibt es bei Bosch mehrere, eines hängt in Frankfurt am Main, eines in Philadelphia (USA) und eines in Boston (USA).

Alle drei bezeugen, daß es sich um Theateraufführungen handelt, mit erhöhter Bühne, johlenden Zuschauern und verkleideten Mitwirkenden. Das Gebäude, das als Kulisse dient, ist manchmal eine Kirche, ein andermal auch ein Tempel. Theaterszenenbilder sind auch die >Dornenkrönung< genannten Bilder (London und El Escorial, Bern und Antwerpen). An dem >Ecce Homo< (im Prado, Madrid) des Zeitgenossen und Landsmanns von Bosch, Quintin Matsys (aus Löwen 1465, gestorben 1530 in Antwerpen, wo er der tonange-

bende Maler war, stark nach Bosch ausgerichtet, siehe Gauffreteau-Sevy, S. 29), ist die volkstümliche Auffassung jener Zeit überdeutlich ablesbar *(Abb. 41)* Der dornengekrönte Heiland wird an einem Seil auf die Balustrade vor einer Kirche geführt und dem Volk zur Schau gestellt. Hinter ihm an der Kirchenwand sieht man die üblichen Kultfiguren, direkt über Christus an wichtigster Stelle eine Madonna, die ihr Knäblein stillt, umgeben von vielen anderen kleinen Kindern, deutlich als Göttin der Fruchtbarkeit. Und diese Madonna ist völlig nackt! Hat die Kirche nicht aufgepaßt, als sie dieses Bild erwarb?



Abb. 41: Quentin Matsys, >Zurschau-stellung Christi<. (Foto U. Topper)

Oder es blieb ihr keine Wahl, denn die Christen malten ja nicht.

Das ging noch eine Weile in diesem Sinne, die Heiligen waren noch nicht so genormt, daß ein Maler nicht freizügig damit umgehen konnte. Adriaen Isenbrant (1510-1551) malte eine Maria Magdalena mit dem Salbgefäß. Sie ist ein hübsches junges Mädchen, keineswegs die verführerische Magdalena der späteren schwülstigen katholischen Bilder. Auf dem Salbgefäß steht ihr Name MAGDELE, das lese ich >Mägdelein<, nicht etwa >Maria aus dem Turm< (hebr. *Magdala).* Die Umdeutungen auf orientalische Vorbilder sind später erst geschaffen worden, meist mit verballhornten Namen wie in diesem Fall. (Magdalena als heilige Hure taucht in der Malerei erst ab Mitte des 16. Jahrhunderts auf.)

Das Gemälde >Der hl. Christophorus< (in Rotterdam) hat viele Eigenarten, die auf Bosch hinweisen, aber die beiden Gewänder der Hauptpersonen sind stark übermalt und übertrieben vergrößert. Sie verdecken andere Figuren. Das Rot des Umhangs des Riesen ist schlechter im Pigment als das ursprüngliche Rot, von dem am linken Arm und Bein noch Reste erhalten sind. Was sich unter den viel zu weit ausgebauschten roten Gewändern der beiden Hauptpersonen einst verbarg, ist nicht erkennbar. Der Farbton bei der Übermalung ist fast getroffen, aber eben nur fast. Es dürfte sich um eine sehr frühe Übermalung handeln. Hier kann man auch die unterschiedliche Bearbeitung des Faltenwurfs studieren. Bosch malte nie stereotyp, er beobachtete und übertrug.

Das niedliche Köpfchen des Christusknaben ist sehr spät im Stil; wie das Kind früher aussah, ist nicht mehr zu ahnen. Der Jesusknabe trägt ein feines Kreuz in Rot, das wohl später zugefügt ist, während sich der Riese auf einen gegabelten Stamm stützt, der unten grünt - ein mystisches Sinnbild, das zu Boschs Welt paßt.

Durchaus im Sinne Boschs ist auch der Drachen, der aus der Burgruine herauslugt und die Szene beobachtet, die sich am Flußufer abspielt: Ein Vogel wie ein Schwan versucht, ein junges nacktes Mädchen zu erreichen, das schreiend vor ihm davonrennt. Leda auf holländisch. *(Abb. 42)*

Der weiße Hund rechts im Bild ist sehr schwach im Farbton, nicht ursprünglich, wie überhaupt der ganze rechte Winkel mit dem Mönch nicht echt aussieht, er ist zu stark übermalt. Das Bild ist unten links recht klein in Fraktur signiert. Wahrscheinlich ist keine einzige der Bosch-Signaturen echt. Trotzdem muß das Bild nicht vollkommen von fremder Hand sein, man kann annehmen, daß die Sage vom riesenhaften Gottesträger weitverbreitet war und zu den häufigen Themen damaliger Malerei gehörte. Auch Götzenbilder sind dem Wandel der Mode unterworfen, und jeder Maler mußte sich anpassen.

Es gibt eine Reihe von Gemälden zum Thema >Versuchung des Heiligen Antonius<, das über die ägyptische Zwischenstufe aus dem buddhistischen

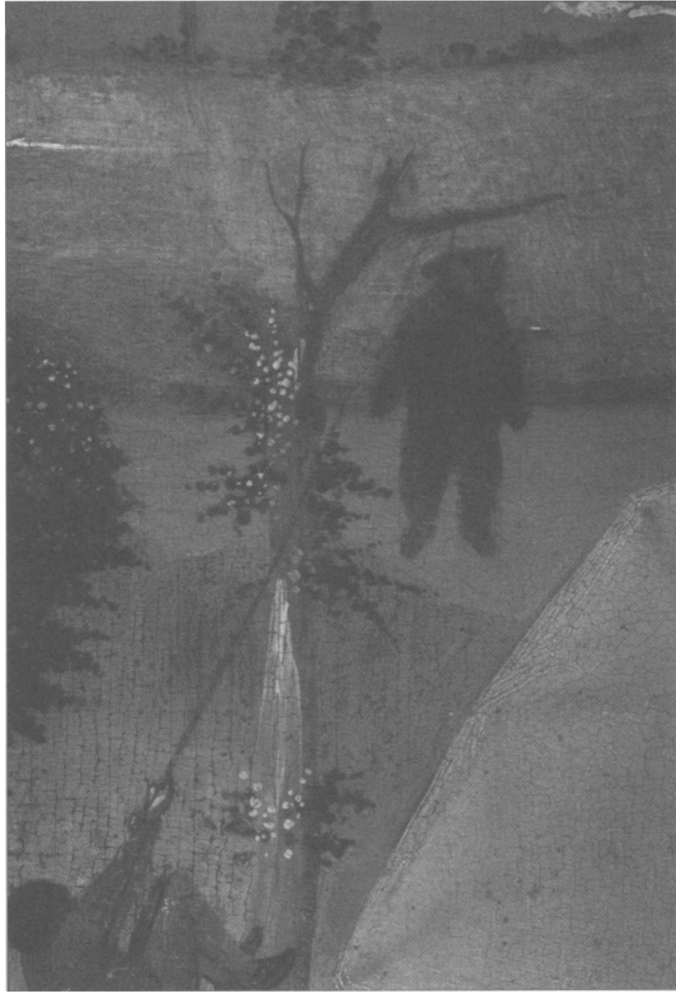


Abb. 42: Bosch, >Christophorus((Rotterdam), Ausschnitt: Leda flieht vor dem Schwan; darunter links wird ein Bär erhängt.

Indien stammen dürfte (Baltrushaitis 1960). Da ist ein Stich von Martin Schongauer, >Versuchung des hl. Antonius<, der wegen seiner Thematik an Bosch erinnert, aber nicht offen mit diesem zu tun hat. Beide sind »wohl unabhängig«; nur die generelle Verbreitung der Darstellungsweise wird erkennbar (Holländer, S. 87, Abb. 24). Heilige wie Antonius wurden als Sinnbilder von Krankheiten und deren Heilung angerufen und demgemäß vom Betrachter entschlüsselt. Sie entsprechen damit den heidnischen Götzen. Götze ist übrigens die Koseform von Gott *(got,* Neutrum; früher meist nur im Plural verwendet: *götter),* wie Petz für Bär und Spatz für Sper(ling), Uz für Ulrich und Hinz für Heinrich. Luther machte dann Ölgötzen zu einem Schimpfwort, er meint geölte (gesalbte) Heiligenfiguren. Auch der Name Antonius kann aufgeschlüsselt werden: Die Endung -us ist lateinisch, die Buchstabenfolge NT ist griechische Schreibweise für das im griechischen Alphabet fehlende D (das Delta ist ein Reibelaut); übrig bleibt also Adoni (>mein Herr<), das ist eine Bezeichnung für Gott bei den Hebräern.

Die mit Abstand beste Bearbeitung des Themas >Antonius< durch Bosch hängt in Lissabon. Die Schönheit dieses Werkes ist unvergleichlich, ich habe viele Stunden davor verbracht. Dieses großartige Bild mit zwei Flügeln enthält nur einen einzigen, noch dazu winzigen Hinweis auf die christliche Religion: Im Mittelteil in einem dunklen Turm sieht man ein Kruzifix mit einem segnenden Christus davor. Diese beiden Figuren wirken inhaltlich



Abb. 43a: Bosch, >Der heilige Antonius< (Prado, Madrid). Foto U.



Abb. 43b: ›Der heilige Antonius‹ (Escorial).

dermaßen fremdartig, daß ich sie als spätere Zufügung einstufen muß. Eine maltechnische Nachprüfung bestätigt das.

Neuerdings las ich Fritsche (2001, S. 66, nach: Wertheim-Aymés 1961), der im Mittelpunkt des Bildes die Frau Inquisition und vor ihr die beiden gepanzerten Hunde sieht als die Dominikaner, die mit der Inquisition beauftragt waren, »des Herren Hunde«, *domini canes.* Daß dies nur ein Studentenulk ist, nimmt dem Humanistenwitz nichts an Schärfe. Fraglich ist, ob er damals schon formuliert wurde.

Zu vermuten wäre, daß der Ausgang des ungleichen Kampfes zwischen Heidentum und Christentum in diesem Spätwerk zum Ausdruck gekommen ist: Antonius, das >Selbst< des Meisters, wird gebrochen, wie tot, von

drei Brüdern über die Brücke heimgetragen. Auf den Außenseiten des dreiteiligen Altarbildes haben wir Grisaillen mit zwei Szenenbildern aus dem Passionsspiel. Vielleicht ist das mehr als nur ein Zugeständnis an den Auftraggeber, möglicherweise zeugt es schon von Unterwerfung.

Die >Versuchung des hl. Abtes Antonius< (im Prado, Nr. 2913) wurde durch die technischen Untersuchungen von GS (S. 69) als unecht ausgeschieden *(Abb. 43a).* Der angegebene Hauptgrund ist die dendrochronologische Einordnung, weitere Argumente betreffen die Pinselführung und den Farbauftrag. Die Amsterdamer Version dieses Bildes ist viel zu dunkel, wird also ebensowenig von Bosch gemalt sein. Dem Prado-Bild fehlt die Vorzeichnung, weshalb es als Kopie anzusprechen ist: Die Hauptfiguren sind unmittelbar in den Grund hineingemalt, die kleineren Figürchen einfach über die Farbflächen. Beides spricht nicht für einen Meister wie Bosch, sondern für einen Kopisten. Vom Strich her käme das dritte Bild im Escorial *(Abb. 43b)* einem Bosch am nächsten, wenn es nicht auf Leinwand gemalt wäre und deswegen sofort ausscheiden würde. Dieses Werk weist eindrücklich auf die katholische Aktion hin: Der ganze rechte Teil des Bildes ist dick übermalt, statt der Hütte der alten Zauberin mit der heiligen Hure prangt hier ein Kruzifix in schräger Perspektive. Gerade diese barbarische Verunstaltung zeigt, daß die Vorlage von Bosch stammen dürfte, sonst hätte man es nicht für nötig befunden, die Kopie derart zu verändern. Das wirkliche Original scheint für immer verloren zu sein.

Dann gibt es noch eine >Versuchung des hl. Antonius< im Prado (Nr. 2049), auf den ersten Blick ein sehr friedliches Bild mit großen satten Farbflächen. Es hatte ursprünglich die Form eines Rundbogens, heute ist es rechteckig. Die Veränderung scheint erst im 18. Jahrhundert erfolgt zu sein, wie ich aus den zugefügten architektonischen Elementen und den Baumkronen schließen möchte. Wie echt der ältere Teil ist, muß offenbleiben.

Bosch könnte durchaus einige Bilder mit dem Motiv des versuchten Antonius gemalt haben, nur - was ist daran christlich? Wo ist hier eine Versuchungsszene? Man sieht Geisterkämpfe, Träume, Quälereien (ganz wie in Grünewalds Bild), erst später gibt es von anderen Malern die typischen Versuchungsbilder: ein Mönch, um den sich schöne Frauen bewerben (zum Beispiel von Matsys). Angeblich habe die *Legenda Aurea* den Stoff mit allen Einzelheiten vorgegeben, dagegen steht, daß diese *Goldene Legende* jünger als das Bosch-Bild sein könnte, dem Bilde nachgestaltet.

Der frühe Antonius verkörpert keine christliche Doktrin, er ist ein Einsiedler aus Ägypten, der für Geisterglauben und Askese steht. In der Heiligen Schrift kommt er nicht vor. Bei Antonius stehen Duldung und Enthaltsamkeit im Vordergrund, dazu auch der Kampf gegen den Geschlechtsakt und damit gegen die Vermehrung, ein Anliegen der Mönchsorden. Die Vorliebe Boschs für die Antonius-Thematik wäre eher auf den unleugbar ägypti-

schen Einfluß zurückführen, der an sich noch nicht als >christlich< zu bezeichnen ist, weshalb die späteren Veränderungen seiner Bilder nötig waren, um Bosch postum zu retten.

Das Bild >Johannes auf Patmos< befindet sich in Berlin, es ist das einzige originale Gemälde von Bosch in dieser Stadt *(Abb. 44)*. Es ist 62 cm hoch und 41 cm breit, die Rückseite enthält eine Grisaille der Passion Christi. Dieses Werk wird sehr unterschiedlich datiert, oft als Jugendarbeit wie hier im Museum »1488/ 89«; Gauffreteau-Sévy hält es für ein Spätwerk (S. 229). Fraenger nennt (S. 247 u.ö.) die auf beiden Seiten bemalte Holzplatte eine »Umwendtafel«, einen neuen Bildtyp, den Bosch eingeführt habe. Er möchte nämlich nicht anerkennen, daß dieses Gemälde nur der Seitenflügel eines größeren Triptychons sein könnte, dessen Mittelteil verlorenging, während die linke Tafel vielleicht noch existiert. Aus der streng nach links gerichteten Haltung des Sehers wird meist auf einen Dreiflügelaltar geschlossen.



Abb. 44: Hieronymus Bosch: >Johannes auf Patmos> (Kunstforum Berlin). (Foto U. Topper)

Wenden wir uns zunächst der von Farben leuchtenden Vorderseite zu, auf der ein schöner junger Mann mit Buch und Schreibgerät in einer herrlichen Landschaft sitzt und beseligt in den Himmel schaut. Allgemein nimmt man an, daß der Seher Johannes auf der Insel Patmos dargestellt sei, auch wenn der Hintergrund eher holländisch wirkt.

Die verborgenen Echtheitskennzeichen Boschs sind vorhanden: Auf dem Mittelteil des Gewandes des Sehers ist ein großes frontales Gesicht verschlüsselt enthalten. Das rechte Auge ist jedoch geschlossen, was nicht passen will. Aus der Nähe erkennt man, daß es später mit schlechtem Pigment übermalt wurde. Es wurden auch die Kanten dieser Gewandfalten mit Weiß neu erhöht, eine am unteren mittleren Rand sogar falsch, so daß dummerweise eine weitere Falte entstanden ist.

Die versteckten Gestalten in Landschaft und Gewändern sind ja eine Eigenart Boschs. So kann man unschwer vor dem rechten Knie des Sehers den Vorderleib eines schwarzen Stiers erkennen, dessen rechtes Horn leicht aufgehellt wurde.

Einige Stellen des Bildes sind stark übermalt, vor allem die *sitzende* Madonna oben links, die auffällig hineingefälscht ist, in fremdem Gelb und auf ungekonnter Wolke; sodann auch der Körper des Engels (deutlich erkennbar am rechten Arm), wobei nur die Flügel echt wirken, als hätten sie zu einem Lebensborn gehört. Verändert sind auch Teile des Gewandes des >Johannes<, besonders die Innenseite, und dessen rechter Arm mit der Hand, und zugefügt ist die stereotype Signatur. Am rechten Rand steht auch noch ein sehr feines Kreuz in der Landschaft, das wohl später angefügt wurde.

Es gibt Kupferdrucke, die fast dasselbe Motiv abbilden. Fraenger stellt sie vor: von Martin Schongauer, dessen (zugefügte?) Madonna links oben steht, von Meister E. S., »datiert 1466«, und von Meister M. B., einem Schüler Schongauers; auf den beiden letzten steht die Madonna oben rechts. Ob die stehenden Mariengestalten mit Kind wirklich später zugefügt wurden, ist schwer zu entscheiden, denn bei einem Kupferdruck ist das ein technisches Problem. Andererseits sehen sie auf allen vier Bildern wirklich unpassend aus: deutlicher Stilbruch.

Boschs Gemälde soll direkt nach Schongauers Druck gemalt sein, jedoch fehlt ihm die geometrische Aufteilung, die Meister Schongauer so gelungen in seinem Bild zum Ausdruck brachte.

Das Gemälde enthält starke Bosch-Elemente, so den Dämon unten rechts, der auch im >Tod des Geizigen< auftritt. Fraenger erkennt ihn als den Canonicus, gelehrt und katholisch, unnachgiebig gegeißelt durch den Meister als das bösartige Element in dieser sonst so friedlichen Landschaft.

Somit scheidet das Bild »aus kirchlichen Zusammenhängen aus«, sagt Fraenger, »und tritt durch sein polemisches Aufbegehren zur Reihe der freigeistigen Bekenntniswerke unseres Malers« (S. 251). Wie in anderen Bildern

sieht Fraenger auch hier den ketzerischen Einfluß des Joachim von Fiore fortwirken, eine undogmatische Auslegung der Apokalypse. Die Frage bleibt jedoch, was an diesem Bild überhaupt apokalyptisch sein soll. Außer einem brennenden Boot im Hintergrund, das kaum als solches auszumachen ist und auch später die paar Rotstriche bekommen haben könnte, spielt sich alles in einer vollkommen friedlichen Umgebung ab, selbst der Dämon wirkt harmlos; ein Buntspecht als Vogel des Zeus pocht am Stamm des schlanken Lebensbaumes. Der Seelenvogel links unten ist angeblich ein Adler, wie auch Fraenger meint, nur wirkt er nicht raubvogelhaft, sondern eher wie ein heimischer Rabe, schon von der Größe her. Sein Schnabel ist weiß übermalt.

Man fragt also weiter: Wer ist der inspirierte jugendliche Seher, den Bosch dargestellt hat? Johannes auf Patmos wird es nicht sein, denn der müßte ein alter Mann sein und hatte seine Offenbarung in Griechisch geschrieben. Das Buch, das der Seher hier auf den Knien hält, zeigt zwar keine deutlichen Buchstaben, läßt aber erkennen (was Fraenger sehr schön herausgearbeitet hat), daß es von rechts nach links geschrieben wurde, denn die rechte Seite ist vollgeschrieben, die linke erst zur Hälfte. Damit wollte Bosch die hebräische Schreibweise suggerieren, meint Fraenger, und deswegen kommt nur noch ein alttestamentarischer Prophet in engere Wahl. War Jesajas oder Hesekiel gemeint? - es ist gleich, Johannes kann es nicht sein.

Der Übermaler hat dieses Problem erkannt und nicht nur leuchtendes Rot beim Gewand eingefügt, sondern auch zwei rote Initialen auf den Buchseiten, und zwar so, daß bei flüchtigem Hinschauen lateinische (oder griechische) Schreibweise suggeriert wird. Was ich bei genauem Hinschauen feststellte: Wenn schon diese Schriftzüge überhaupt eine realistische Deutung zulassen, dann können sie nur arabische Schrift wiedergeben, da sie viel flacher als hoch sind und sehr kursiv verlaufen. Das paßt zu der schon öfters festgestellten Vorliebe Boschs für islamische Motive.

»Es war ein blinder Irrtum,« schreibt Fraenger (S. 254), »bisher anzunehmen, Bosch habe den historischen Apokalyptiker geschildert. Sein Werk dient vielmehr einem aktuellen Chiliasmus, indem als eigentlicher Offenbarungsinhalt die joachimitische Drei-Status-Lehre aus der Tafel spricht.« Nun, blinder Irrtum ist beschönigend: gewollte Verstellung durch falsche Betitelung und gezielte Übermalung, sollte man sagen. Und die Erklärung mit Joachims Chiliasmus ist auch nur bedingt gültig, so schön Fraenger sie auch mit Texten aus dem *Ewigen Evangelium* des Joachim-Schülers Gerhard bekräftigt. Dessen Texte sind allesamt katholisch umgestaltet und geben nicht einmal entfernt mehr wieder, was Joachim verkündet haben könnte. Wir kommen dem literarischen Hintergrund für Boschs Geisteshaltung nicht näher, weil alles vernichtet wurde, was von den Brüdern und Schwestern des freien Geistes zeugte. Ein Visionär ist dargestellt, jung und entrückt, vielleicht einer aus dem Orden, dem Bosch und seine Frau angehörten. Die spätere Umbe-

nennung dieser Vereinigung in >Liebfrauenbruderschaft< entsprang derselben Übertünchungstaktik wie das zugefügte Bild der sitzenden Jungfrau in der linken oberen Ecke des Gemäldes.

Recht gewagt sind nun die Folgerungen, die Fraenger aus jener schon angedeuteten Anekdote zieht, die historisch sein könnte, ebensogut auch später erfunden, wobei der Zeitgeist damit getroffen ist: Ein einflußreicher Jude namens Jacop van Almaengien ließ sich 1496 taufen, als Kaiser Maximilian (der letzte Ritter) mit seinem achtzehnjährigen Sohn, Philipp dem Schönen, nachmals König von Kastilien, der Stadt Herzogenbusch einen Besuch abstattete; die Taufe war erfolglos, da der nunmehrige Philips van Sint Jan später zum Judentum zurückfiel, wie die Stadtchronik berichtet.

Fraenger macht aus diesem Juden den geistigen Vater der Loge von Herzogenbusch, in deren Schutz die Gemälde Boschs entstanden. Almaengien wird von ihm zum Mäzen und Großmeister erhoben, dessen Geist und Porträt aus Boschs Bildern herausleuchtet. Eine herrliche Phantasie, möchte man denken, und so sah es auch Fraenger selbst, der ja ein Seher war und erst einmal die Neuheit seiner Deutung erfaßte, bevor er sie in Einzelheiten verständlich machte. Stefan George hat allezeit in ihm nachgewirkt.

Was den geistigen Hintergrund betrifft, so hat Fraenger erstaunlich tief gesehen. Er bringt Almaengien in Verbindung mit der jüdischen Sekte der Ebioniten, deren kaum erhaltenes Schriftgut tatsächlich am engsten zu der gesuchten literarischen Vorlage Boschs paßt. Und hier trifft sich Fraenger mit der modernen Chronologiekritik, ohne es zu ahnen. Der Zusammenhang ist nämlich wiederum - wie bei dem Fruchtbarkeitsfrosch und den ägyptischen Kultsymbolen - um ein volles Jahrtausend zerrissen. Die Ebioniten waren zuletzt im »4. Jahrhundert« faßbar im Zweistromland. Wie kommt ihre Lehre nach Holland? Fraenger füllt den Zwischenraum mit den lombardischen Passagieren, die zu den Adamiten Hollands hinüberführen. Es ist derselbe Weg, den viele Denker inzwischen beschritten haben. Fraenger zitiert einen der besten: Hans Joachim Schoeps, den Religionswissenschaftler von Erlangen (1909-1980), der durch seine theologisch-kritischen Schriften wie auch durch seine aufrechte Haltung als Gründer der jüdischen Jugendbewegung im Ruhrgebiet, sein Exil in Schweden ab 1938 und seine Bemühungen um den Nachlaß seines Freundes Hans Blüher höchst angesehen ist. Er sieht sich als Vertreter einer »nicht fideistischen, sondern religionsgeschichtlichen Betrachtung« (1964, S. 49), signalisiert damit also den Abstand gegenüber der Materie, den er in seinen Schriften einhält. Im Anhang führe ich einige erläuternde Worte dazu aus, hier nur soviel: Der geistige Wanderweg dieser religiösen Strömung dürfte richtig gesehen sein, die tausend Jahre müssen jedoch zu einem Menschenalter schrumpfen, sonst wäre es unmöglich.

Damit hat es sich abermals gelohnt, dem Visionär Fraenger auf seiner verschlungenen Bahn zu folgen. Wenn er auch in den Einzelheiten unzuverlässig vorgeht, verliert er doch nicht das Gesamtbild aus den Augen, und das ist von erstaunlicher Genauigkeit: Die Antike und das frühe Christentum treffen in Holland gerade mit dem alten Heidentum zusammen und bringen jene überraschende Blüte hervor, die Bosch in genialer Form verewigt hat.

Die Grundierung der Vorderseite ist ordentlich in Holzfaserrichtung und sehr eben ausgeführt, aber auf der Rückseite gibt es eine Überraschung: Es sind drei Bildräume dargestellt, der dritte war mir unbekannt, wird auch selten besprochen oder abgebildet (bei Bosing fehlt er ganz!). Es ist der ziemlich große dunkle Außenraum um die beiden runden Bildräume, und dieser ist mit Höllengestalten angefüllt. Dabei ist dessen Untergrund mit wirren breiten Strichen hergestellt, also eine spätere Übermalung. Zu diesem Schluß muß man auch gelangen, wenn man in Betracht zieht, daß Boschs Farbpigmente in geheimnisvoller Weise kaum nachdunkelten und daß er seine Gestalten nicht wahllos wiederholte.

Der innere kreisrunde helle Bildraum bringt einen Adler im Horst mit vier Jungen, unter ihm im Fels eine Höhle mit Feuer, um den Fels herum eine holländische Landschaft mit flachem Meer und Stadtsilhouette. Dieser Adler wird allgemein als >Pelikan< bezeichnet, Sinnbild der sich aufopfernden Kirche, obgleich weder Gestalt noch Nistweise des dargestellten Vogels irgendwie an einen Pelikan erinnern können. Der Pelikan der Kirche dürfte aus einem sprachlichen Mißverständnis entstanden sein: Griechisch hieß der Specht, der Vogel des Zeus, *Pelekan* und war ursprünglich ein horrisches Symbol: der Beil-Chan, der Herrscher mit der Axt (zum Begriff >Horra< siehe: Topper 2003b).

Das darum gelegte mittlere Rundbild zeigt in szenischer Abfolge die Hinrichtung Christi nach Art der Passionsspiele, es sind acht Handlungen abgebildet. Da alle hellen Figuren feucht in feucht gemalt sind und wie erneuert wirken, bezeugen sie nicht Boschs Strichführung. Die Punktiertechnik mit weißer Lackfarbe könnte von einem Restaurator stammen. Verräterisch finde ich die stereotype Pose von Johannes und Maria unterm Kreuz, die ich Bosch nicht zutraue. Wieviel an dieser Grisaille echt ist, muß ich offenlassen.

In Berlin hängt auch eine berühmte Kopie eines Bosch-Gemäldes, nämlich eine nach dem schon besprochenen Wiener Triptychon >Das Jüngste Gericht< von Lucas Cranach d. Ä. geschaffene. Meiner Ansicht nach kann das Bild nicht von Lucas Cranach sein, schon gar nicht von 1524, sondern muß bedeutend später angefertigt worden sein. Auch die Vorlage dürfte nicht von Bosch stammen, sondern von einem seiner Schüler, und sie ist obendrein noch übermalt worden. Wie immer ist der Nachweis für diese Behauptungen zunächst rein subjektiv und nur an Einzelheiten festgemacht. Eine ordentliche Analyse - zusätzlich mit naturwissenschaftlichen Methoden - würde Jahre bean-

spruchen. Neben der Bosch-Kopie hängen mehrere Gemälde, die vermutlich von Lucas Cranach stammen (er starb 1553 in Weimar). Nehme ich mir dessen Aktdarstellungen und die darin ausgedrückten Schönheitskriterien vor, dann stelle ich fest, daß der Maler der Bosch-Kopie eine andere Vorstellung von Frauen- und Männer-Schönheit hatte als Cranach und eine andere als Bosch.

Die Kopie wiederholt sogar in aufdringlicher Weise den später hinzugemalten hellblauen Himmel mit dem thronenden Christus, der keineswegs zum ursprünglichen Bild gehört haben kann. Und diese Wiederholung der Übermalung ist dermaßen, daß sie selbst als Übermalung auffällt. Mit anderen Worten: Der Kopist hat entweder das nicht übermalte Bild kopiert, und beide Original wie Kopie wurden später mit Himmel und Gottvater usw. ergänzt; oder er hat bei seiner Kopie Wert darauf gelegt, daß der Betrachter erkennt, daß der blaue Himmel mit den Heiligen usw. nachträglich zugefügt wurde, so genau hat er sich an die Vorlage gehalten. Man kann das eindrucksvoll an den dicken Pinselstrichen erkennen, mit denen die Heiligen aufgetragen sind.

Zeitströmungen

Das >Jüngste Gericht< (in Wien) hat wiederum jenen unpassenden süßlichen Zusatz im mittleren Oberteil: einen blauen Himmel mit Christus im barokken Ornat, über (!) ihm links die Gottesmutter, bis zum Schoß in den Wolken versunken, und rechts Petrus bäuchlings auf eine Wolke gestützt, dazu zwei Gruppen von Erlösten (Heilige und Märtyrer) und die vier Erzengelchen mit fadendünnen langen Trompeten. Einfach lächerlich und nicht einmal organisch eingefügt. Aber der Rest des Bildes dürfte ein echter Bosch sein! Da erklärt sich manches Detail von selbst: So trägt der Drachen, der eine Jungfrau begehrt, eine lange brennende Kerze; er ist ja Luzifer, der Lichtträger. Ein Weibmann wird von einem gepanzerten Frosch geritten, ein Mann schuftet in der Tretmühle, ein anderer wird gerade durchgemahlen. . . usw. - das ist keine Darstellung des zukünftigen Endgerichts, sondern Alptraum und Einsicht in die jetzige, die augenblickliche Welt Boschs. Derartige Höllendarstellungen kann man auch vor dem Hintergrund der grausamen Unterdrückung des medizinischen Wissens der weisen Frauen und den lodernden Scheiterhaufen verstehen.

Auch der rechte Flügel dieses >Altars< stellt die gegenwärtige Hölle dar, den Augenblick der Vernichtung. Es ist ein Katastrophenbild jedoch nicht als jenseitiges Ereignis, sondern eine realistisch auf die hiesige materielle Welt bezogene Schau.

Nur der linke Flügel fällt etwas aus dem Rahmen: das Paradies am Anfang der Zeit. Es ist ebenfalls im obersten Teil mit einem thronenden Gottva-

ter übermalt, der übrige Teil könnte echt sein, und das ist nun wirklich verwunderlich, denn der Künstler bringt hier eine orientalische Schöpfungssage in drei Phasen, nämlich

1. Erschaffung der Eva durch Gott persönlich in Gestalt des Erlösers,
2. Verführung des ersten Menschenpaares durch eine menschengestaltige Schlange, und
3. Vertreibung des Paares durch einen wütenden Engel mit Schwert.

Die drei Szenen sind humorvoll dargestellt, mit der bei Bosch üblichen aufdringlichen Erotik, indem der Schöpfergott die erregend schöne Eva anpreist, während Adam einen schwülen Traum hat. Auch wenn die Malweise des Gartens Eden nicht ganz zu Bosch passen will, ist doch ein wichtiger Teil des Bildes von seiner Hand, etwa der Engelsturz im Himmel über dem Garten, der wie ein wimmelnder Insektenschwarm wirkt. Hier haben wir die Weltanschauung des genialen Mannes, der den Titanensturz in seiner Weise sah, unbestechlich persönlich und keineswegs christlich.

Im selben Zusammenhang werden meist die vier Tafeln von Venedig besprochen, weil sie ebenfalls den Paradiesgarten (boschartig, ohne einen Gott) und drei Nachtod-Visionen bringen. Die zweite Tafel ist einer besonderen Erwähnung wert: Man sieht die Seelen der Gestorbenen von Engeln geleitet auf dem Weg zum Wahren Licht, und dieses Licht erreicht den Betrachter durch einen kreisrunden Tunnel, wie er in manchen >Nahtodeserlebnissen< beschrieben wird. Dieses Bild ist so typisch für die Einweihungslehren, daß man hieran ersehen kann, zu welcher religiösen Form sich Bosch bekannte. Sie hat sich in der östlichen Mystik, am reinsten in Tibet, bis heute erhalten.

Will man Boschs Zeitgeist noch genauer bestimmen, dann ist eine weltanschauliche Betrachtung wieder hilfreich. Der Meister hatte nämlich Nachfolger, und diese sind nicht bei ihrem Vorbild stehengeblieben, sondern haben selbstverständlich ihre eigene Zeit dargestellt. Nicht nur Bosch, sondern verstärkt seine Nachfolger haben das Thema >Hexen< behandelt, im Anblick der brennenden Gefahr, die überall in Europa aufflammte. Am bekanntesten ist der Bauernbreugel, Pieter Brueghel d. Ä., geboren 1525 bei Breda und gestorben 1569 in Brüssel. Er hat viele Elemente von seinem großen Vorbild übernommen, vor allem die Gestalten und ihre bildhafte Beziehung zueinander. Aber was nun - zwei Generationen nach Bosch - in den Niederlanden geglaubt und gefürchtet wird, ist eine anders geartete Welt. Die weisen Frauen sind vernichtet, ihre Ausübung der Geburtenregelung durch Empfängnisverhütung, Abtreibung und Kindstötung ist grausamst durch die mächtig gewordene Kirche unterbunden worden. Die Bevölkerungszahl nimmt rasant zu, wie die Kirche geplant hat (siehe: Heinsohn/Steiger). »Die Weiber werfen wie die Karnickel.« Denn der mächtige Eros, den Bosch noch feierte, ist nicht zu unterdrücken.

Da greift eine neue Mode um sich: Die Männer lassen sich kastrieren, die

einfachen Bauern, die ja ihr kleines Eigentum nicht unbegrenzt oft aufteilen können. Brueghel nimmt diese Mode in einem Kupferstich aufs Korn, in seiner derben Art, wie er auch andere ländliche Szenen anriß: >Die Hexe von Malleghem<. Fraenger (1950, S. 84-89) hat das in scharfer Weise formuliert, wobei er das Brueghelsche Bild immer wieder auf Boschs >Kurpfuscher< (auch >Der Steinschneider< genannt, im Prado) bezieht, dessen Operation ebenfalls als Kastration aufzufassen sei. Sehr zu Unrecht, denn bei Bosch hat die Darstellung des chirurgischen Eingriffs nur einen hintergründigen Sinn: Wer sich dem Arzt anvertraut, der läßt sich geistig kastrieren. Mit einer Sterilisation hat es noch nichts zu tun. Das ist aus dem Bild selbst ablesbar, woraus man erkennen kann, wie groß der zeitliche Abstand ist, der zwischen den beiden Malern liegt. Wir können demnach recht gut ausmachen, wann Boschs Maltätigkeit endet: vor der endgültigen Machtübernahme der Kirche.

Unkatholisch war auch die natürliche und durch keinen Hintergedanken angezweifelte Gleichberechtigung schwarzer Menschen neben weißen, wie sie im >Lustgarten< zum Ausdruck kommt. Nach dem Sieg des Christentums in Holland wurden die dortigen Hafenstädte zu den größten Sklavenmärkten Europas; die Menschenwürde des Negers, die Bosch und seine Zeitgenossen noch gemalt hatten, war durch die >Jerusalemer< Religion vernichtet.

Der hervorragende Kenner des Dürer-Lebens, Willy Pastor, beschreibt sehr anschaulich, wie Dürer als aufgeschlossener Renaissance-Mensch, der ja auch klassische Mythen darstellte, in seinem Kupferstich >Hexen< die Verurteilung der Hexen aufs schärfste angreift, indem er keine verdorbenen Weiber, sondern höchst begehrenswerte Schönheiten darstellt, Reinheit und hohen Sinn in der Gebärde. Und so reagierten alle großen Künstler und Schriftsteller jener Zeit, auch die kirchentreuen Humanisten. Der Hexenwahn galt ihnen als Verbrechen.

Gleichzeitig schafft Dürer seine unnachahmlichen 14 Holzschnitte zur Offenbarung des Johannes, viele Jahre später auch einen Zyklus zum Leiden Christi. Daß diese Werke »vom selben Künstler in der gleichen Zeit geschaffen werden konnten«, ist Pastor unbegreiflich. Um 1504 gibt es konkret zwei Kupferstiche, die Welten auseinander zu liegen scheinen: >Weihnachten< und >Adam und Eva<. »Und doch ist eines wie das andere so bis ins Letzte gefühlt, daß jeder Geschichtsschreiber, wäre vom Menschen Dürer nichts bekannt und von den genannten Blättern nur so viel, daß sie in Nürnberg im Jahre 1504 gestochen wurden, zu dem zwingenden Schluß kommen müßte, es hätte damals in Nürnberg zwei Künstler nebeneinander gegeben, so grundverschiedener Gesinnung, daß sie vielleicht gar nicht voneinander wußten, daß sie aneinander vorbeilebten, wie sie aneinander vorbeiempfanden und -dachten.« (Pastor, S. 111 f.)

Pastor erklärt das dann mit dem seelischen Schicksal des Künstlerseins, in dessen Brust zwei Seelen miteinander ringen usw. Das mag insofern gelten,

als Dürer die >Apokalypse< verinnerlichen konnte, ohne der Kirche nachzugeben. Andere Betrachter haben darauf hingewiesen, daß ein Künstler von Aufträgen lebt und darum notgedrungen auch für die reiche Kirche arbeitete, solange sie ihm einige Freiheiten zugestand (und die sind in Dürers >Passion Christi< durchaus gewahrt). Zudem kann man einiges aus dem Ablauf der Lebensphasen jener Zeit erklären: Die frühen Werke sind weitgehend heidnisch in dieser Zeit um 1500, die späteren werden mehr und mehr christlich. Man sieht es an der Einführung des Heiligenscheins für die Köpfe, an der Verwendung genormter Gesichter, besonders für den Christus. Aber immer noch ist auch in Dürers >Passion< für jeden erkennbar, daß er keinen historischen Vorgang schildern wollte, sondern Abbilder einer Theateraufführung schuf, Wiedergaben der Passionsspiele. Damit ist der weite Abstand aufgezeigt, der zwischen den Künstlern jener Zeit und den einfachen Gläubigen lag. Christen im engeren Sinne waren die wenigsten der großen Maler bis 1530, einige wie Brueghel auch später nicht.

Im Escorial, Philipps II. höchsteigenem Palast am Fuße des Guadarrama Gebirges, hingen überall Gemälde von Bosch, »in seinem Hause, in Klosterzellen, in seinem Zimmer, in den Kapitel- und Ordensräumen, in der Sakristei,« schreibt José de Sigüenza (S. 837-841, zit. nach Fraenger 1975, S. 308). Und da dies vom allerkatholischsten König selbst angeordnet war, muß auch Bosch ein lupenreiner Katholik gewesen sein, schreibt Sigüenza weiter und verteidigt mit weiteren fadenscheinigen Argumenten diese These, um nicht nur den König vor der Nachwelt reinzuwaschen, sondern auch die kostbaren Gemälde vor der Zerstörung durch die Inquisitoren zu retten.

Dieser Vorgang ist keine Ausnahme, Fraenger kennt noch weitere solche Rechtfertigungsversuche, etwa bei Francisco Gömez de Quevedo (Barcelona 1627), wo ganz skurrile Argumente vorgebracht werden. Eine seltsame kirchenlogische Aussage ist diese: Weil Bosch an die Teufel glaubte, war er Christ, denn die Humanisten, die der heidnischen Antike anhingen, leugneten die Teufel. Französisch nennt man Bosch »le faiseur des diables«, etwa: den Teufelsschöpfer. Das stellt ihn auf ein besonderes Podest, aber kein atheistisches.

Wie ich schon zeigte, sind die Interpreten heute noch damit beschäftigt, aus Bosch einen Christen zu mache, wenn auch einen ketzerischen. Grund dafür ist nicht nur der kirchliche Anspruch, sondern auch das Unverständnis der Atheisten für die Religionsablösung um 1500 in Mitteleuropa.

Über Bosch zu schreiben, ohne den Begriff des Phantastischen näher zu erläutern, ist gewiß eine Unterlassung. Alle Interpreten haben sich daran versucht und die unterschiedlichsten Ergebnisse vorgelegt.

Gibson hat seine Untersuchung ausdrücklich *gegen* aufsehenerregende Thesen über die ketzerische Grundhaltung Boschs verfaßt (gedacht wird an Fraenger). Seine Aussage: »Boschs Vorstellungen von Himmel und Hölle unterscheiden sich kaum von denen seiner Zeitgenossen« (S. 7) muß richtig

sein, wenn auch die Geisteshaltung in Brabant etwas anders war, als Gibson meinte. Er bemüht sich, die Bilderwelt Boschs vor dem zeitgenössischen Hintergrund zu verstehen, womit er jedoch aufgrund seiner Unkenntnis der damaligen religiösen Situation scheitert.

»Rätselhaft« ist Delevoy (S. 73) Boschs Einbildungskraft, die nicht auf Vorkommnisse in seiner Umgebung zurückgreife, sondern »alles erfunden« habe. Darum liege der Gedanke an ein Rauschgift nahe. Delevoy denkt (S. 76) an eine Hexensalbe oder an Mescalin, wobei er Rimbaud, Huxley, Artaud und Michaux erwähnt. Aber ohne archetypische Bilder im Sinne Jungs kommt er auch nicht aus, denn irgendwie mußte Bosch ja von seinen Zeitgenossen verstanden werden. Dieses Verständnis kann nur über allgemein verbreitete religiöse Metaphern gelaufen sein, die deutlich einer anderen als der christlichen Sphäre angehörten.

Nach Baltrushaitis sind die Monstergestalten Boschs in der Buchmalerei und dem Kathedralenschmuck vorgegeben, was ja deutlich zu verfolgen ist.

Im Sinne der verzierten Anfangsbuchstaben der Bücherhandschriften könne man auch bei den Bosch-Figuren von einer Bilderschrift sprechen, die gelesen werden soll, meint Holländer (1975). Gleich zu Anfang (S. 6) erläutert er: Bosch malte »Weltbilder«, auch »Träume« oder Visionen *(sogni,* wie Michiel im 16. Jahrhundert schreibt), was Dürer streng verurteilte. Und Fraenger verweist ausdrücklich auf die Signaturenlehre (1947, S. 139) als Schlüssel zu Boschs Figuren (man denke dabei an Paracelsus).

Außerdem steht fest, daß Bosch »nach der Anschauung« malte, also auch die seltsamen Tiere wie das durch Seefahrer nach Holland gebrachte Stachelschwein (Holländer, S. 102) genau abkonterfeite, wenn auch Ausnahmen vorkommen wie die Giraffe im Paradies, die auf eine bildliche Vorlage zurückgeht (S. 103). Die Höllendarstellungen zeigen die »Künstlichkeit einer >Welt der Schmiede< als Gegen-Natur« (S. 117). Das weist auf die horrische Religion hin, genau wie die Rückgriffe auf die Alchimie, die von allen Autoren betont werden. Im Mittelteil des Bildes >San Antonio< (in Venedig) sehen wir einen Destillierkolben ohne Kühlrohr, eine »positive Bewertung der Alchymie« (S. 129). Wegen unserer Unkenntnis der alchimistischen Lehren jener Zeit ist eine >Deutung< des Bildes bisher niemandem wirklich gelungen (S. 162), immer nur Einzelheiten konnten erfolgreich entziffert werden.

Ich führe dieses Unvermögen auf die fehlende Einsicht in die religiösen Umstände von Boschs Gesellschaft zurück, denn über Alchimie sind wir ja durch zahllose Traktate (z. B. der Scholastiker) unterrichtet. Es liegt nicht einmal so sehr an unserer Unkenntnis der vorchristlichen Religion, sondern an der bewußten Ausschaltung dieser Möglichkeit.

Zunächst ist es gar nicht einfach, die Wirkung Boschs auf seine Zeitgenossen festzustellen. Es fehlen schriftliche Zeugnisse.

Dürer könnte mindestens zwei Bosch-Bilder gesehen haben, denn >Die

Versuchung des hl. Antonius< und >Das Gottesurteil< befanden sich im Palast der Margarethe von Österreich zu Mecheln. Aber nach seinem Ritt durch s'Hertogenbosch im Sommer 1520 merkt er in seinem Tagebuch nichts über Bosch an, nennt nur die Kirchen, ohne die Kathedrale zu beachten. Es ist möglich, daß er flüchtig schrieb oder daß er gegen Bosch gerichtet diesen absichtlich unterschlug (Delevoy, S. 7). (Möglich ist es auch, daß Dürers Reisetagebuch erst später aus Fragmenten wohlmeinend hergestellt worden ist.) Marcantonio Michiel registrierte Gemälde von Bosch im Hause des Kardinals Grimani in Venedig 1521 (Holländer, S. 187). Das gilt den meisten Autoren als der früheste ernst zu nehmende Hinweis nach der umstrittenen Quittung im Archiv von Lille, die Philipp der Schöne in französischer Sprache für Jeronnimus Van aeken genannt Bosch, wohnhaft in Hertogenbusch, im Jahre 1504 ausgestellt hat, in dem eine Anzahlung auf ein >Jüngstes Gericht mit Paradies und Hölle< von 9 Fuß Höhe und 11 Fuß Breite bescheinigt wird. Man möchte dies mit dem Bild von Wien verbinden.

Dann wäre noch Alaert du Hameel, Zeitgenosse und Logenbruder von Bosch, zu erwähnen; er war Steinmetz, Architekt und Kupferstecher und schuf später einige Stiche nach Bildern von Bosch, von denen einige Unikate erhalten blieben - insgesamt also nur sehr geringe Spuren.

Dennoch ist die große Auswirkung von Boschs Genie allenthalben spürbar. Zahlreiche Nachahmer hatten seine Vorstellungen weitergetragen, weniger in Schriften als vielmehr in Bildern. Deshalb mußte Guevara, der erste Kommentator (um 1560), die dogmatische Korrektheit Boschs verteidigen, indem er behauptete, daß alle Bilder, die nicht zur katholischen Lehre passen, von Fälschern hergestellt worden seien. Entsprechendes sagt Sigüenza etwas später.

Das bedeutet auch, daß es sehr viele Nachfolger gab, da ein großer Bedarf geweckt worden war und finanzielle Verlockung bestand (S. 172). Schon daher, kann nicht von der Sonderstellung von Boschs Bilderwelt geredet werden. Nachweisbar sind auch die guten Weiterführer wie Patinir (S. 173) oder Pieter Brueghel d. Ä., der als Interpret Boschs für uns heute eine wichtige Rolle spielt (S.(175); ferner Peter Huys und Jan Mandyn sowie dessen Schüler Gilles I. Mostaert mit ihren großformatigen Werken.

Hinzuweisen ist unbedingt auf Matthias Neithart und den Isenheimer Altar: Die neun Gemälde des Isenheimer Altars drücken erstaunlich deutlich diesen Übergang zur christlichen Vorstellung im Elsaß aus, den ich für Brabant an Hand der Bosch-Bilder aufzeige. Die beiden äußeren Seitenflügel mit Antonius und Sebastian sind in anderer Manier gemalt; sie stammen nicht von Neithart, sondern sind eine Generation später von zwei Malern geschaffen worden, zuerst wohl der >Antonius< (wobei in dem Teufel der Einfluß Boschs möglich ist), dann >Sebastian<. Die übrigen sieben Tafeln werden um

1512 durch Neithart genannt Grünewald selbst geschaffen worden sein. Ich will auf einige Besonderheiten hinweisen: Der Gekreuzigte hängt zwar schon am T-Balken, doch seine Arme formen noch die heidnische Irminsul nach. Hier ist die deutsche Strömung des Christentums am reinsten faßbar. Johannes der Täufer im äußeren Bild kann »nach dem Zeugnis der Schrift« nicht mehr am Leben sein, als der Gottessohn gekreuzigt wurde; hier ist er kraftvoll eingesetzt als Zeuge. Sodann fällt auf, daß Magdalena viel kleiner als die anderen Figuren ist, nämlich noch ein junges Mädchen, womit bezeugt wird, was ich auch anderweitig feststellte, daß Magdalena als sinnenbetörendes Weib einer späteren Dogmatik angehört, die das Weibliche verderbenbringend sieht. In der Beweinung am Fuße des Altars ist sie schon als Erwachsene wiedergegeben, entbehrt aber auch dort noch der erotischen Eigenschaften.

Die musizierenden Engel auf der Innentafel leben in einem eigenen Raum und sind noch ganz geisterhaft, mit koboldartigen Anspielungen im Umfeld, zuweilen buddhistisch anmutend. So ist in ihnen die fränkisch-deutsche Lichtreligion noch als Grundempfinden lebendig. Auf dem linken Flügel nehmen Reh und Hirsch zwischen den Heiligen Paulus und Antonius eine wichtige Stellung ein; ursprünglich verkörperten sie die Gottheit der Tierwelt, ein altes Jägermotiv, das bis heute fortlebt. In den romanischen Reliefs ist der Hirsch eine zentrale Gestalt. Als Hubertuswunder hat ihn die Kirche übernommen. Auch >islamische< Skulpturen zeigen den Hirschgott.

Zusammenfassend sagt Holländer (S. 176): »Bosch steht am Beginn einer über die Hochrenaissance weit hinausgreifenden Reihe«, seine Bilder von Feuerbränden begründeten eine eigene Tradition in der Malerei.

Im Berliner Kupferstichkabinett konnte ich kürzlich acht Zeichenblätter von Bosch betrachten *(Abb. 45),* von denen im Katalog (siehe Lit.-Verz.) mindestens fünf als echt angesehen werden. Drei der echten Zeichnungen tragen übrigens in hellerer Tusche die Signatur Ger(o) Bosch, die auch nach Meinung der Fachleute nicht vom Meister stammt. Wer sie auf die Blätter setzte, ist unbekannt.

Das für mich schönste Blatt wird im Katalog als »nach Bosch« bezeichnet, stammt also nach Ansicht der Experten nicht von Bosch selbst. Es ist der >Streit der Vögel mit den Tieren<, das ich vom Federstrich und der Thematik her für echt halte. Leider darf im Kabinett nicht fotografiert werden, eine Abbildung konnte ich bisher nicht bekommen.

Inmitten der Vogelschar trägt ein Greif eine hohe Fahne mit doppelköpfigem Reichsadler, neben dem Greif steht ein größer Adler als Anführer der Gruppe; auf seiner Schulter prangt ein >Fleck< mit einem sternartigen Wappen, etwa wie der Antonius-Fleck oder der Halbmond auf anderen Bosch-Bildern. Die Vögel sind sehr naturgetreu gezeichnet, ganz vorn sieht man links eine Schar Nachtvögel, dann einen Hahn und zwei Pfauen; rechts ste-

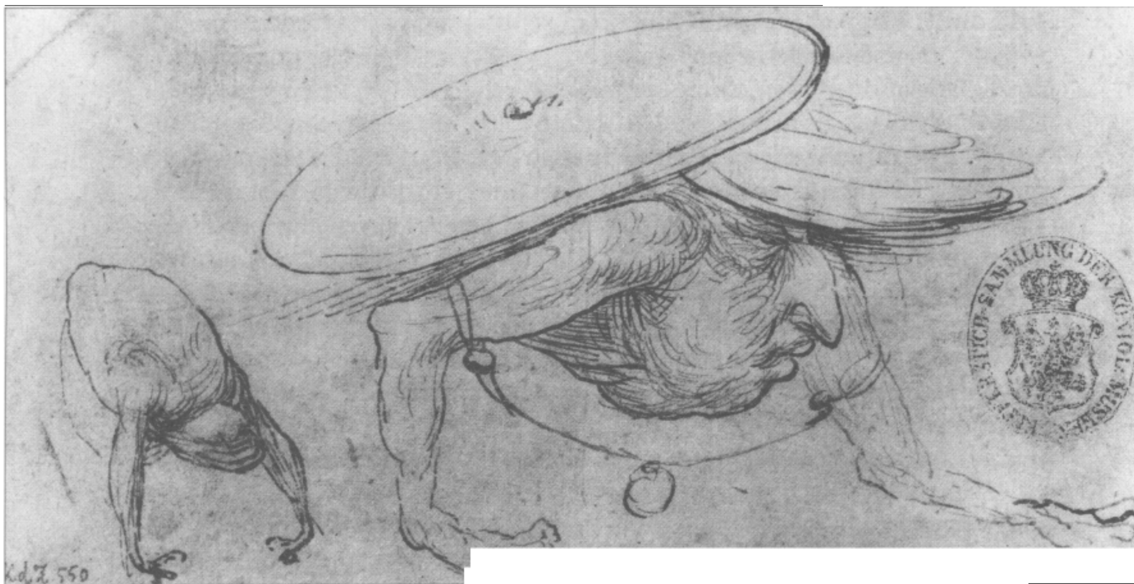


Abb. 45: Zeichnung von Bosch >Zwei Kopffüßler. (Kupferstichkabinett Berlin)

hen sich drei Störche und vier Löffler gegenüber, zwischen ihnen sitzt ein Vogel und trommelt auf zwei orientalischen Trommeln. Die drei Störche tragen jeder eine Standarte im Schnabel, auf denen ein großes G (oder wie ein Samenfaden oder ein Embryo) zu sehen ist, die Löffler halten ähnliche Standarten mit einem Vogelkopf als Zeichen.

In der Ferne sieht man eine Gruppe Säugetiere wie eine Heeresformation, unter ihnen einen Elefanten, Einhorn, Pferd und Steinbock; als einzelnes Wesen erscheint am Horizont ein Hirsch, der auf ein fadenfeines hohes Kreuz jenseits eines Abgrundes blickt.

Die groteske Szenerie wirkt wie ein Ulk und erinnert an Boschs Zeichnung eines Ketzerdisputs (in New York). Die geistige Vorlage für das Bild wird das orientalische mystische Thema *Gespräch der Vögel* gewesen sein, etwa wie in Farid-ud-Din Attars *Mantiq ut Tair (Vogelgespräch),* das auch im Abendland recht bekannt war. Darin geht es um die Wahrheitssuche, die von jedem der vierzig Vögel in verschiedener Weise vollzogen wird. Am Ende erkennen die Vögel, daß die vierzig Anschauungsweisen, die unvereinbar erschienen, insgesamt die Wahrheit enthalten, nach der jeder auf seine Weise gesucht hatte. Das ist nicht nur ein schöner Durchblick, sondern auch ein Argument gegen den Ausschließlichkeitsanspruch der monotheistischen Religionen.

Ein weiterer klarer Hinweis auf Boschs Geisteswelt ist die als echt geltende Zeichnung >Männerschmiede<: In der Mitte sehen wir eine Szene, wo drei

Schmiede mit verschiedenartigen Hämmern einen Knaben oder Mann schlagen, der bäuchlings über einen Amboß hingestreckt ist; vor dem Amboß, liegt ein ähnlicher Mann, er ist schon fertig geschmiedet. Diese Mittelszene wird von fünf Monstern umgeben. Die Rückseite ist ebenfalls mit Zeichnungen bedeckt und gilt auch als echt. Denkbar wäre, daß die Blätter aus einem Skizzenbuch herausgelöst worden sind. Sie bezeugen, daß der Meister selbst auf Skizzenblättern nicht einfach Figuren nebeneinanderstellte (wie im berühmten Blatt >Hexen<), sondern zusammenhängende Szenen entwarf. Der sepiabraune Federstrich ist von großer Meisterschaft, stellenweise wie Schrift gesetzt, wie die Kurzschrift einer flüchtigen Vision, rauschhaft wie durch eine Pflanzendroge angeregt.

Das berühmte Blatt mit dem >Wald mit Ohren und dem Feld mit Augen< mag zwar von Bosch sein, aber der lateinische Schriftzug am oberen Rand mit seinen Abkürzungen besagt, daß der Schreiber mit dem Humanistenlatein gut vertraut war, was für Bosch nicht angenommen werden kann. Der Satz ist nachträglich zugefügt, wie auch die Federzüge vermuten lassen: Im Gegensatz zu den immer gleichmäßigen Strichen der Zeichnung mußte der Textschreiber die Feder vier- oder fünfmal neu eintunken, hatte also weniger Tusche oder eine andere Feder zur Verfügung. Was der Text wirklich bedeutet, mögen andere übersetzen: Miserrimi quippe e(x) i(n) genij sup (er) ati i(m)bet(is) et nac(ibus) incu(n)dis.

Was hat uns der lange Weg durch die Galerien mit Boschs unvergeßlichen Gemälden gebracht? Der Eindruck der Bilder scheint mir klarer, als er aus den Schriften der damaligen Zeit zu gewinnen wäre. Texte konnten viel leichter verändert oder neugeschrieben werden, Boschs Werke sind deutliche Zeugnisse einer anderen Weltanschauung. Trotz aller Übermalungen und falscher Zuschreibungen, Umtaufen und Fehlinterpretationen zeigt sich ein großer Meister der Kunst, der seinerzeit frei schaffen konnte und Ansehen und Geld damit erwarb, obgleich er das Gegenteil von dem darstellte, was man ihm später andichtete oder für seine Zeit erwarten will. Er war noch kein Christ, selbst da nicht, wo er im Auftrag von Christen arbeitete. Seine Religion kann als der letzte Ausläufer heidnischer Weltanschauung bezeichnet werden. Und diese muß damals noch weitverbreitet gewesen sein.

Teil 6

Wann und wie entstand die Heilige Schrift?

In fast allen chronologiekritischen Abhandlungen wird die Entstehung der *Bibel* als undurchschaubar beiseite geschoben; die Theologen, die als einzige durchblicken, verteidigen das hohen Alter mit traditionsfundierten Argumenten. Meine Forschung in diesem Bereich ist in den letzten acht Jahren vorangekommen und soll hier mit den neuesten Erkenntnissen vorgestellt werden. Als Hinweis möge sich der Leser daran erinnern, daß die Theologen zum Beispiel folgendes für richtig halten: Der fast christliche Mark Aurel, der 180 AD in Wien starb, hat schon 170 AD die Berberstämme aus Spanien vertrieben, und in seiner Zeit, genau 171 AD, wurde der griechische Kanon des *Neuen Testamentes* festgelegt. Die erste lateinische Bibel-Übersetzung erschien 24 Jahre später, 195 AD.

Wie die Evangelien geschrieben wurden

Schon wenige Jahrzehnte nach der Kreuzigung und Auferstehung des Gottessohnes in Jerusalem bildete sich eine feste Gemeinde in der Hauptstadt des Weltreiches, in Rom, die auch einen ersten Bischof hatte, Peter I. Die großen Schriftsteller der damaligen Zeit, Seneca, Tacitus, Philo von Alexandrien usw., wußten davon, der Kaiser des Weltreiches, Nero, ebenso; er ließ viele Christen töten.

Trotzdem setzte sich die neue Religion durch, schon hundert Jahre später waren die meisten Intellektuellen im Römischen Reich überzeugte Christen, das Volk gleichermaßen und die Sklaven; bald auch große Teile des Heeres. Bischöfe gab es in allen Städten in Asien, Afrika und Europa, Konzilien fanden statt, Ketzer wurden zumindest schriftlich bekämpft. Kaiser Marcus Aurelius hielt sich eine christliche Legion als stärkste militärische Truppe. Im Jahre 325 wurde das Christentum Staatsreligion im gesamten Weltreich, hundert Jahre später gab es darüber keine Zweifel mehr, weil Andersgläubige mit Staatsgewalt ausgeschaltet wurden. Über alle Ereignisse wurde angeblich genauestens Buch geführt:

Tausend Jahre später, im 15. Jahrhundert, schickte man sich an, die Heiden in Europa zu bekämpfen und eine Kirche in Rom zu konstituieren, die ihre eigene Geschichte rekonstruierte und den Versuch unternahm, eine Liste der bisherigen Päpste aufzustellen. Das mißlang völlig und wurde erst in den nächsten hundert Jahren schrittweise aufgebaut, bis man den Zustand erreicht hatte, den man im Jahre 325 AD eigentlich gehabt haben sollte. Man rechnete nun die Jahre von Christi Geburt an und hielt ein großes Konzil ab, um das Glaubensbekenntnis der Kirche festzulegen: das Tridentinum, benannt nach der Stadt Trient, wo es begonnen wurde.

So etwa liest sich die Geschichte der katholischen Kirche. Mich wundern die tausend Jahre, in denen man gläubig Geschichte durchlebte, ohne daß man sie später archiviert hätte.

Die ältesten christlichen Manuskripte, auf die Verlaß ist, sind kurz vor der Erfindung des Buchdrucks geschrieben, also kaum mehr als 500 Jahre alt. Ordentlich datiert sind auch sie noch nicht.

Dieses aufregende Durcheinander verschiedener einander widersprechender Informationen fordert zu einer neuen Darstellung der Kirchengeschichte heraus. Uns könnte interessieren, was vor der Errichtung dieser Feuermacht in Deutschland geglaubt wurde. Davon handeln die folgenden Abschnitte: von der erotischen und kämpferischen Bedeutung der romanischen Kirchenfiguren, von der Gerechtigkeitsreligion und von anderen religiösen Wegen oder Irrwegen der vorchristlichen Zeit. Daß die Chronologie als der Hauptschuldige dieser Verwirrung erkannt wird, ist aus allen bisherigen Überlegungen zu erwarten.

In den ersten Universitäten des Abendlandes gab es Kurse und Lehrer, die sich mit der Erstellung einer Chronologie beschäftigten. Das müßte schon aufhorchen lassen. Erst jetzt begreifen wir das ganze Ausmaß, das hinter dieser Aussage steht: Man schuf damals eine Chronologie. Das ist keineswegs selbstverständlich, denn wenn es immer schon Chronisten und Chroniken gegeben hätte, wie heute in den Geschichtsbüchern steht, dann wäre es nicht nötig gewesen, mühsam den zeitlichen Ablauf der Ereignisse zu konstruieren. Mancher denkt sich, daß es um eine Rekonstruktion der Jahreszahlen ging, um eine Verbesserung vorhandener Zeittafeln, bestenfalls um eine Gleichschaltung verschiedener Jahreszählungen, etwa der von verschiedenen Religionsgruppen aufgestellten Register. Das ist nicht der Fall. Man schuf aus dem Nichts eine verbindliche Chronologie!

Dies geht aus dem Schöpfungsvorgang selbst hervor, der uns mit schonungsloser Offenheit überliefert ist. In gewissen Bereichen läuft er noch in unseren Tagen ab, etwa in Sachen Märtyrergeschichte, die von den Bollandisten in Belgien noch immer weitergesponnen wird. Am spannendsten waren deren Anfänge: Papebroek und Baronius im 16. Jahrhundert konnten sich über die Zeiträume, die zur Verfügung standen, nicht einig werden; aus diesem Streit ist das Ausmaß der Erfindung ablesbar.

Worauf mag sich Dürer bezogen haben, als er schrieb, daß seit 140 Jahren kein so aufrechter Christ wie Luther gelebt hat (im Tagebuch seiner Hollandreise, Eintragung vom 17. Mai 1521 in Antwerpen)? Aus dem Zusammenhang geht es deutlich hervor: Er bezog sich auf den Beginn der Verkündigung des Christentums. Das wäre dann etwa 1380 gewesen. Hier haben wir einen Anhaltspunkt, der ernst zu nehmen ist, zwar nicht als absolute Chronologie - die könnte noch knapper aussehen -, aber als Hinweis auf das, was man seinerzeit zu wissen glaubte. In derselben Eintragung - es ist die Klage um Luthers Verhaftung - bittet er den Rex (Richter) Christe auch, daß die Kirchenspaltung überwunden werde, bei der Inder, Moskowiter, Russen und Griechen durch die Fehler des Papstes abgetrennt wurden, so als läge das erst eine kurze Zeit zurück. Alle diese Zeugnisse muß man im damaligen Zeitgeist lesen.

Die ältesten Nachrichten über die Entstehung des *Neuen Testamentes* (textmäßig folge ich hier der portugiesischen Ausgabe *Historia Sagrada del Velho e Novo Testamento)* stammen von den Kirchenvätern wie Sankt Hieronymus, Sankt Eusebius von Cäsarea, Sankt Augustinus von Karthago, Sankt Tertullianus und anderen, die einige Jahrhunderte nach der Niederschrift der Evangelien gelebt haben sollen. Zusammengefaßt wird das als »Heilige Geschichte«, wie sie in allen katholischen Lehranstalten üblich ist. In Wirklichkeit verstecken sich hinter den Namen der Kirchenväter die Schöpfer der katholischen Kirchentradition im 15. und 16. Jahrhundert.

Den Kirchenvätern zufolge ist das Matthäus-Evangelium von dem ehemaligen Zöllner und späteren Jünger Jesu, dem als Märtyrer hingerichteten Matthäus Levi auf Hebräisch oder Syrisch (sic!) für die Judenchristen verfaßt worden. Die Schrift wurde nach Indien gebracht, wo sie der Missionar Pantenus fand, der sie nach Alexandrien in Ägypten mitnahm: In Eusebs Zeit befand sich das kostbare Buch in der Bibliothek von Cäsarea (im Heiligen Land oder in Kleinasien, man ist sich nicht sicher, welche Stadt gemeint war), ging aber später verloren. Nur eine griechische Übersetzung, die von dem Bruder Jesu, Jakob dem Gerechten, oder von Johannes verfaßt worden sei, wie Augustin schreibt, war erhalten geblieben.

Man stelle sich das so vor: Von diesem für die Judenchristen so wichtigen Buch gab es keine Abschrift, das Original wurde zur Mission (durch den Apostel Thomas) nach Indien mitgenommen und erst rund vier Jahrhunderte später wieder zurückgebracht. Auch dann fertigte man keine Abschrift an, sondern klagte über den Verlust des Manuskriptes. Ja, Bücher haben ihre Schicksale!

Nach Ansicht der genannten Kirchenväter, besonders des heiligen Hieronymus, hat Markus, der Schüler des Petrus und Gründer der ersten Kirchengemeinde von Alexandrien, das zweite Evangelium geschrieben, nämlich in Rom für die dortigen Neubekehrten in Griechisch, im 3. Jahr des Kaisers Claudius, zehn Jahre nach Jesu Tod, 43 AD. Man kann daraus schließen, daß die erste Christengemeinde in Rom Griechisch sprach.

Auch Lukas, der Schüler des Paulus, schrieb sein Evangelium in Griechisch, das er besser beherrschte als Markus oder Johannes, wie der heilige Hieronymus feststellt. Auch dieser Schriftsteller war kein Augenzeuge der Ereignisse, er kannte sie nur von seinem Lehrer Paulus, der ebensowenig Augenzeuge gewesen war, aber »direkt vom Himmel« darüber Bescheid wußte. Da ohnehin nach dieser Vorstellung der Heilige Geist alle Wörter der Evangelien diktierte, spielte es keine Rolle, ob die Texte von Augenzeugen wie Matthäus und Johannes oder von Leuten, die sie nur aus Erzählungen kannten, verfaßt wurden. Lukas stammte übrigens aus Antiochien und war Arzt von Beruf, konnte auch sehr gut malen. Er schrieb sein Evangelium im Jahre 56 AD, »25 Jahre nach der Himmelfahrt« Christi (das sind zwei Jahre mehr als bei der vorigen Rechnung). Man weiß zwar, daß Lukas 84 Jahre alt wurde, doch nicht, ob er als Märtyrer umkam oder friedlich verschied.

Von dem Jünger Johannes werden die meisten Angaben überliefert: Mann kennt seinen Vater Zebedäus und seine Mutter Salome. Zusammen mit seinem Bruder Jakob dem Älteren spricht man von den beiden als den »Donnersöhnen«. Er war ein hübscher Jüngling und unberührt, als er beim Abendmahl an der Brust des Gottessohnes lag, blieb auch unberührt sein Leben lang. In Asien gründete er viele Gemeinden, war Bischof von Ephesus, wurde in Rom von Kaiser Domitian zum Tode verurteilt, was durch Eintauchen in siedendes Öl vollzogen werden sollte. Johannes ging aus dem kochenden

Kessel »stärker und gesünder als zuvor« (Sankt Tertullian) wieder heraus, weshalb er ersatzweise auf die Insel Patmos verbannt wurde, wo er die Apokalypse schrieb. Nach dem Tod seines Gegners Domitian kehrte er nach Ephesus zurück und verfaßte dort auf Bitten vieler Bischöfe sein Evangelium als Antwort auf die Schriften von Serinth und Ebion (die Jesus für einen Menschen hielten), mit Betonung der Göttlichkeit des Christus, im Jahre 96 AD, 65 Jahre nach der Kreuzigung.

Heute haben die Theologen andere Vorstellungen von der Entstehung der Evangelien. Sie nehmen an, daß die heiligen Kirchenväter, die ja 1500 Jahre näher an den Ereignissen lebten und gewiß besser informiert gewesen sein müßten, sich geirrt hatten oder sogar einige dieser Nachrichten willentlich erfunden hatten, zwar zum höheren Lobe Gottes, aber eben doch erlogen. Das kratzt nicht nur an der Heiligkeit dieser Väter, sondern wirft auch die Frage auf, warum diese Fehlinformationen oder Lügen über tausend (!) Jahre lang beharrlich weitergegeben wurden und wie es heutigen Kirchenforschern gelingen konnte, schrittweise die Wahrheit herauszufinden, wo es doch außer den Schriften des *Neuen Testamentes* und der Kirchenväter keine Zeugnisse über jene Vorgänge mehr gibt.

Die meisten Theologen glauben heute nicht mehr an eine ursprünglich hebräische (oder syrische) Fassung des Matthäus-Evangeliums, genauso wenig, wie sie glauben, daß die Apokalypse und das Evangelium (und ebensowenig die Briefe) von demselben Johannes geschrieben sein könnten. Stilistisch wie thematisch müssen mindestens drei Autoren dahinterstecken. Sie geben manchmal auch offen zu, was geschah: Ohne das geringste Bedenken wurden Handschriften von hohem Alter und besonderer Schönheit an die berühmtesten kirchlich verehrten Namen geknüpft. Inzwischen wurde eine Menge dieser Zuschreibungen wieder beseitigt, wie zum Beispiel, daß Markus sein Evangelium, das in St. Markus in Venedig liegt, eigenhändig geschrieben habe, aber allgemein gelten solche Zuweisungen noch, wenn ihnen nicht von offizieller Seite widersprochen wurde.

Bei meiner Frage - um sie zu wiederholen - geht es nicht um die Heiligkeit oder Vertrauenswürdigkeit der Kirchenväter in Sachen Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte, sondern: Wie kann ein Wissenschaftler heute, nach zweitausend Jahren, besser als jene Autoren herausfinden, was sich damals abgespielt hat, wenn er die Regeln der theologischen und historischen Wissenschaft beachten will? Wohlgemerkt, es geht mir nicht darum, ob und daß die Kirchen in ihrer Auffassung oder Dogmenformulierung einen Wandel durchgemacht haben, denn ein lebendiger Glaube darf sich durchaus immer wieder anders darstellen. Es geht um die auch von Nicht-Theologen als historisch angesehenen Aussagen über die vorliegende und weltweit verbreitete fast einheitliche *Bibel,* eines der meistgedruckten Bücher der Menschheit: Wie entstand der Text und wann?

Festzuhalten ist zunächst, daß nach offizieller Ansicht das Johannes-Evangelium etwa zwei Generationen nach Entstehung der Kirche zum Zweck der Festigung der Lehre geschrieben wurde, womit es als historisches Zeugnis ausscheidet (so auch Drews, *Christusmythe* I, S. 226). Auch die Geschichte mit dem siedenden Öl im Kessel, aus dem Johannes gestärkt hervorging, wird als ungeschichtlich verworfen, weil sie nicht mehr zur heutigen Vorstellung von römischen Hinrichtungsmethoden paßt und selbst für wundergläubige Katholiken »etwas übertrieben« wirkt. Mit welcher Berechtigung werden dann die anderen Informationen übernommen, etwa die Namen der Eltern des Johannes und sein Beruf (Fischer), während sein und seines Bruders Zuname als »Donnersöhne« längst als mythische Zutat entlarvt ist? Wird eine Kunstfigur wie Johannes dadurch zur historischen Person, daß man sie von den gar zu wilden Fabeln befreit?

Da das Johannes-Evangelium gegen die Schriften des Serinth und Ebion als Streitschrift verfaßt worden sein soll, müssen diese beiden Männer Zeitgenossen von Johannes gewesen sein. Heute >weiß< man, daß sie als eponyme Gestalten für die Sekte der Ebioniten (»die Armen«) erfunden sind. Wenn also Sankt Hieronymus den Ebion erfunden hat - sicher nicht grundlos -, dann können wir ihm und seinen Kollegen auch andere Erfindungen zutrauen, etwa den Johannes als Gegenspieler des Ebion.

Selbstverständlich sind sie alle erfunden, wird der aufgeklärte Geschichtsforscher einwerfen: Johannes wie Markus und Matthäus, Lukas und Jesus und Maria und die anderen christlichen Sagengestalten. Dann bleibt die Frage: Wo und wann wurden sie erfunden?

Entlarvt wurden sie schrittweise von zahlreichen Gelehrten des 19. Jahrhunderts, aber erfinden konnte man sie nur in einem winzigen Zeitraum, in wenigen Jahren, sonst wäre der Betrug früher aufgefallen. Die Antwort der Chronologiekritiker liegt nun wieder auf dem Tisch: Erfunden wurden sie von Erasmus und Luther und seinen Zeitgenossen zwischen 1515 und 1519. Grundlage waren die Passionsspiele, die im Reich seit mehreren Generationen aufgeführt wurden.

Es gab auch Passionsspiele in Romanze (spanischen und französischen Dialekten); diese müssen weniger prägend gewesen sein, denn die spanische Konkurrenz schied beim Rennen um die Erstellung des >Urtextes< der *Bibel* aus; mit knappem Vorsprung von wenigen Monaten gewann Erasmus von Rotterdam.

Die Vermittlerrolle Ägyptens

Neben der Darstellung der Passionsspiele ist die Flucht der Heiligen Familie nach Ägypten gerade im 16. Jahrhundert ein wichtiges Thema christlicher Malerei gewesen, sie gehört zu der sich bildenden Kirche. Modernerweise

wird dieses Motiv meist als Notbehelf verstanden, um die ägyptischen Züge im Dogma als Jugenderfahrung des Jesus erklären zu können, eine Art Entschuldigung für psychologisierende Rationalisten unter den Religionskritikern (wie Fraenger). Da nach der Schrift (Matth. 2,28-23) der Aufenthalt in Ägypten nur eine kurze Episode im ersten Lebensjahr Jesu ausmacht, ist dieser Behelf fadenscheinig. Darum finde ich eher denkbar, daß mit diesem Motiv tatsächlich eine ägyptische Herkunft mancher christlicher Gedanken angezeigt war, wie ja auch die Drei Marien in der Provence, die Zigeuner (die sich >Egiptanos<, >Gitanos<, nennen) und die Mönchsidee (Eremiten) direkt aus Ägypten hergeführt werden.

Die Herkunft dieser Strömungen wird dann - zumindest bei den Marien - nachträglich weiter zurückverlegt ins Heilige Land, weshalb eine »Flucht nach Ägypten« schon zur Szenerie gehörte, bevor sie in die Schrift eingefügt wurde. In meiner Lutherbibel steht sie unter der Überschrift: »Flucht Christi nach Ägypten«, was als sinnbildlicher Ausdruck, und nicht als Ereignis aufzufassen wäre.

Derselbe Vorgang ist an der Legende mit den Heiligen Drei Königen abzulesen (Matth. 2, 1-12), die ja ebenfalls eine wichtige Rolle in der Malerei und Legendenbildung des 15.16. Jahrhunderts spielte; sie war schon vorhanden und mußte irgendwie in den fast fertigen Entwurf eingefügt werden, was nur noch im Matthäus-Evangelium möglich war; in den anderen Evangelien fehlen diese Episoden. Die Heiligen Drei Könige sind im männlich bestimmten monotheistischen Kult an die Stelle der drei Bethen getreten, Matronen oder auch jugendliche Göttinnen (wie die Parzen), wovon nur noch die >drei Marien< übrigblieben. Der Übergang zu den drei Männern war schwierig, wie es scheint; ich hatte schon auf die romanischen Reliefs hingewiesen (2003a, Titelbild), wo einer der drei Könige stets eine junge Frau ist. Neulich sah ich eine sehr schöne Miniatur im Evangelistar von Speyer *(Abb. 46),* die zweimal die Könige zeigt: oben träumend und unten im Drachenboot bei der Überfahrt, und beide Male ist die junge Frau neben (und schlafend sogar zwischen) den beiden bärtigen Männern auffällig.

Das kosmische Ausmaß der Drei-Königs-Legende war ausschlaggebend gewesen: Eine weltbewegende Heilstat wie die des Gottessohnes würde zur Nebensächlichkeit absinken, wenn die Erde nicht Mittelpunkt des Weltalls wäre. Dazu gehört der Anspruch, daß der Himmel seine Zeichen formt, die von fremden Gelehrten eben den persischen Sterndeutern - auch verstanden wurden. In diesem Zusammenhang wiederhole ich, daß das ptolemäische Weltbild zwar unsinnig und nur mit Verrenkungen benutzbar war, aber theologisch erwünscht, weil es die Erde in den Mittelpunkt des Weltalls rückte. Hierin liegt die wahre Bedeutung des Prozesses gegen Galilei und die Verbrennung von Giordano Bruno, indem das geozentrische Weltbild gegen vernünftige Anschauungen abgestützt wurde.



Abb. 46: Die Heiligen Drei Könige im Schlaf — zwischen zwei Männern schläft eine Frau — und auf dem Boot: die Frau sitzt im Heck vor dem Steuermann. Evangelistar des Speyrer Doms, »um 1197«. (Lexikonbild: *Der Neue Brockhaus*, Bd. III Wiesbaden 1959, S. 312)

Zusätzlich sei wieder an den ägyptischen Isiskult erinnert, der ja im >romanischen< Europa bis hin nach Holland verbreitet war und in verschiedenen Formen weiterentwickelt wurde. Dazu mehr im Kapitel über die romanische Figurenwelt (Teil 8).

Der Übergang vom AT zum NT

Als Josephus Flavius, Philo von Alexandrien und deren Kollegen ihre jüdischen Texte in Griechisch verfaßten, war Jesus noch nicht erfunden, beziehungsweise der Gegensatz zwischen Judentum und der neuen Sekte (>Ebioniten<) noch nicht so groß, die Ebioniten waren noch unwichtig. Der

orientalische Jesus in seinem >antiken< Umfeld ist sehr spät, nach 1450, entworfen worden. Die Einfügung dieser orientalischen Gestalt in die Lehre (wo ein keltischer Baumgott Esu schon vorhanden war und der an die Weltsäule geheftete Odin ebenfalls) geschah erst Ende des 30. Jahrhunderts.

Josephus und Philo gehören also noch zur ersten Flüchtlingswelle aus Konstantinopel, eben jener, die die Renaissance auslöste. Dabei hatte mich früher immer gewundert, daß die christlichen Flüchtlinge aus Byzanz lauter heidnische Werke im Gepäck hätten, die mehr als tausend Jahre alt sein sollten, einige gar 1800 Jahre (Homer). Die Flüchtlinge verkauften sie den italienischen Fürsten, die sie auf ihre Bibliotheksregale stellten. Was nimmt man denn zuerst mit, wenn man aus der Heimat flieht: Antiquitäten oder die Heilige Schrift und die neuesten Werke der Naturwissenschaft und Literatur?

Hinsichtlich des Überlieferungsweges der antiken Schriften gibt es so viele verschiedene Behauptungen, daß nicht einmal ein gemeinsamer Nenner gefunden werden kann.

Mit Fomenkos statistischer Untersuchungsweise habe ich mich mehrmals beschäftigt und muß bekennen, daß mir die fachliche Voraussetzung fehlt, seine Arbeit einzuschätzen. Mehrere Ergebnisse stimmen mit meinen überein, was mich dazu führte, auch andere seiner Folgerungen zu bedenken. Beeindruckend fand ich, wie er mit rein mathematischen Mitteln feststellen konnte, daß das *Alte* und *Neue Testament* zugleich entstanden sein müssen und daß einzelne Partien im *NT* sogar älter als einige Teile des *AT* sein dürften (2003, S. 233 f.) Auch Fomenkos Ableitung, daß die Offenbarung des Johannes vor allen anderen Büchern des *NT* geschrieben sein muß - wie ich anderweitig erarbeitet hatte (1993) -, paßt sehr gut in diesem Zusammenhang. Edwin Johnson wie auch Kammeier hatten jeder auf seine Weise entsprechende Schlüsse gezogen. Wenn nun eine so umfangreiche statistische Untersuchung wie die von Fomenko und seinen Mitarbeitern seit 25 Jahren logische Schlüsse bringt, die sich unabhängig davon auch aus unserer sprachlich-inhaltlichen Analyse ergeben haben, dann ist hier eine gewisse Sicherheit erbracht, die von den Theologen wahrgenommen werden könnte.

Der Entstehungsvorgang der Bibelbücher ist dennoch schwer aufzuhellen.

Jakobus de Voragine (1230-1298), der die *Legenda aurea sive historia lombardica* (Goldene Legende und Geschichte der Lombardei) schrieb, war Erzbischof von Genua ab »1292«. Er soll als erster die *Bibel* ins Italienische übersetzt haben, die Handschrift ist erhalten. Aus welcher Sprache übersetzte er?

In der *Fazienda de Ultramar,* einem spanischen Werk des »13. Jahrhunderts«, finden sich die ältesten Bibelstücke in Romanze (dem frühen Spanisch). Die Übersetzung erfolgte jedoch nicht von der *Vulgata* ausgehend, auch nicht von der *Itala,* sondern von unbekannten lateinischen Vorlagen, »möglicherweise von einem hebräischen Text des 12. Jahrhunderts« (siehe das Standard-

werk von Deyermond, S. 149). Die Grundtexte, auf die sich Erasmus bei seiner Neuschöpfung berief, sollen dagegen griechisch gewesen sein. Inzwischen hatte sich in Spanien aus den Ritterromanen und Legenden ein umfangreicher Literaturschatz in Romanze geformt, der unter König Alfons X. (dem Weisen) in zwei Gestalten als »erste Chronik Spaniens« in Umlauf kam (darüber mehr in Teil 7).

Meine Theorie der gleichzeitigen Entwicklung der drei monotheistischen Religionen wird sich nicht >beweisen< lassen, sie kann aber durch eine große Zahl von Hinweisen untermauert werden. Theologen werden die folgenden Beobachtungen als aussagekräftig ansehen. Bei der islamischen Überlieferung muß eine Trennlinie zwischen *Koran* und *Hadith* (Überlieferung der Aussprüche und Taten des Propheten) gezogen werden, weil beide nicht gleichzeitig und nicht von denselben Personen erstellt wurden. Andererseits sind sie innig miteinander verwoben worden, wobei außer Zweifel steht, daß das *Hadith* vom *Koran* abhängig ist, nicht umgekehrt. Aus der islamischen Überlieferung geht eindeutig hervor, daß bei Entstehen dieser Religion die beiden anderen, Mosaismus und Christentum, schon vorhanden waren. Im *Koran* sind vielfache Anspielungen, ja wörtliche Verwendung von Texten der beiden älteren Schriftreligionen nachweisbar. Allerdings ist mit ebensolcher Sicherheit festzustellen, daß das *Neue Testament* in der uns geläufigen Form (die ja recht einheitlich gegen 1500 entstanden sein muß) im *Koran* nirgends zitiert wird, nicht einmal indirekt, sondern andere Vorstellungen vom Christentum wirksam waren. Wenn christliche Themen vorkommen, dann solche aus der Überlieferung und Liturgie.

Als Beispiel wären die Siebenschläfer zu erwähnen (Sure 18), die zeitlich etwa in der Mitte zwischen Jesus Christus und Mohammed eingeordnet werden. Mehrfach wird auch die Unbeflecktheit der Maria im *Koran* betont, was ebenfalls erst nach dem Konzil von Chalcedon (»453 AD«) entschieden war. Da dieses Dogma im *Neuen Testament* nur am Rande vorkommt, haben wir hier späte Auswüchse der katholischen Theologie vor uns. Deutlich wird auch islamischerseits immer auf die Naherwartung des Christus hingewiesen; Mohammed wurde sogar als der versprochene Tröster (Paraklet) erkannt. Nach christlicher Theologie ist die Naherwartung schon um »90 AD« verblaßt und im »2. Jahrhundert« verschwunden. Mithin müssen wir, wenn wir diesem sehr wichtigen Punkt gerecht werden wollen, die Entstehung der christlichen Gemeinden und der islamischen um ein halbes Jahrtausend näher zueinander stellen.

Andererseits war die Verbindung zur Antike schon abgerissen, denn Alexander der Große erscheint im *Koran* (18, 84-111) als der Zweigehörnte (wie Amun Re; es gibt auch griechische Münzen, die ihn mit kleinen Widderhörnern zeigen). In den dazugehörigen *Hadithen* (Prophetensprüchen) wird Alexander zu einem übernatürlichen Geistwesen, einem Engel mit zwei Hörnern,

der aus Ägypten kam und von Junan (dem Jonier), dem Enkel Noahs, abstammte. Er ist der Erbauer von Alexandrien.

Gut erkennbar wird im *Koran* der Arianerstreit (gegen Athanasius) ausgetragen, was für uns mit dem katholisch konstruierten Konzil von Nicäa (»325 AD«) verbunden ist.

Sodann könnte man auf das erste Exil einiger Anhänger von Mohammed hinweisen, 83 Menschen, die beim Negus *(ncsi)* in Abessinien Zuflucht fanden. Die Zeitverschiebung der äthiopischen Kirche weist etwa 600 Jahre auf (Ilya Topper 1994), womit sie in unmittelbare Nähe der mekkanischen Verkündigung gerät.

Eine Versuchungsgeschichte, die der neutestamentlichen ähnelt, aber nicht gleicht, ist im *Hadith* (Prophetensprüchen) verbreitet: Dem Propheten Mohammed wird durch die Mekkaner Reichtum, Macht und Heilung versprochen, was dieser kategorisch ablehnt. Gerade an diesem Text wird klar, daß den Überlieferern der Wortlaut des *NT* nicht vorlag, jedoch die Kenntnis des Themas.

Im *Hadith* haben wir eine Beobachtung, die zum Geschichtsverlauf im Iran in Beziehung steht: Wenn Mohammed seinen koranischen Vortrag beendet hatte, trat ein anderer Geschichtenerzähler an der Kaaba auf und trug Verse über die persischen Helden Rustam und Isfendiar vor. Diese entstammten dem Schahname des Firdausi oder seinen unmittelbaren Quellen, gehören noch zum iranischen Heidentum und dürften nach etwa 1000 AD (nach traditioneller Chronologie) liegen. (Hierauf beziehen sich 8 Verse im *Koran,* etwa 68, 32.)

Wir sehen schon, daß eine so durcheinandergewürfelte Chronologie auf diese Weise nicht geordnet werden kann. Desgleichen wird ablesbar, daß die Entwicklungen von Islam und Christentum ineinandergreifen, daß sie in gegenseitiger Abhängigkeit stehen, wie ich schon an der schrittweisen Ausbildung der Todesart Jesu gezeigt habe, die zunächst einen Speerverwundeten, dann einen Gepfählten und schließlich einen Gekreuzigten vorstellt, wobei der Gott selbst noch nicht stirbt; auch Odin stirbt nicht am Baum hängend, sondern gewinnt durch den Leidensakt die Erkenntnis der Schrift (1993; 1998). Der *Koran,* wo Jesus nicht stirbt, dürfte in vielen Punkten die Vorgabe gewesen sein.

Unsere Reformation

Zwei getrennte Zweige der monotheistischen Strömung erreichten Mitteleuropa und vereinigten sich zum Christentum. Der eine kam aus Konstantinopel über die Flüchtlinge, der andere war bodenständig in Gallien und Westeuropa. Der östliche Zweig hatte mönchische Züge und trug den Sufismus mit sich, der westliche hatte gotisches Aussehen und entwickelte sich zur

Herrschaft der Bischöfe. Man könnte auch von einem geistigen und einem weltlichen Anstoß sprechen, von einem mystischen und einem herrschaftlichen Bestreben, wenn das den Vorgang nicht allzu sehr vereinfachen würde. Da es sich bei beiden Strömungen um Religionen handelt, sind auch beide Komponenten in beiden vertreten, also auch im byzantinischen ein politischer Herrschaftsanspruch mit Hierarchie und Gebäuden, Geldverwaltung usw. (das Ribat, Kloster), während die europäische Bewegung nicht ohne geistige Hintergründe auskommt, die stark mystischen Charakter haben (der Gral, die Lanze, das Reittier u. a.).

Die von Luther ausgelöste mönchisch durchtränkte Reformation wirkt wie eine >Rückkehr zu den Ursprüngen<, was ja auch auf dem Programm des islamischen Propheten stand: »Wiederherstellung« der echten, der eigentlichen Religion, des reinen Monotheismus. Das darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß Luthers (und Mohammeds) Schöpfung eine absolute Neuheit war, fundiert durch ein heiliges Buch, das gerade erst fertig wurde. Luthers Gott war tatsächlich eine Art Herr der Blitze (»vom Sinai«), etwa wie Jupiter. Sein Bekehrungserlebnis beschreibt Luther selbst in dieser Weise: Als er auf freiem Feld mit seinem Freund in ein Gewitter geriet, erschlug Gott seinen Freund mit einem Blitz, und ihn selbst ließ er leben. Durch das Überlebenserlebnis erschloß sich ihm der Begriff der >Gnade<, der zum Thema seiner Mission wurde. (Hier ist biographisch unterlegt, was weltanschaulich schon feststand, siehe unten im Kap. 13 »Katastrophe«.)

So enthält auch die *Bibel* nicht jene dem Katholizismus so wichtigen Begriffe wie Fegefeuer und Ablaß, Ohrenbeichte und Ehesakrament, nicht einmal den Zölibat der Priester, denn diese Schrift ist durch Persönlichkeiten wie Erasmus, Luther und Melanchthon weitgehend protestantisch bestimmt worden. »Die Schrift« ist über große Strecken hin sufisch und gehört den Mönchsorden, also nicht der katholischen Kirche von Avignon, die zunächst dagegen anging. Daraus entwickelt sich der Gallikanismus als fortlebendes Druidentum.

Das Tridentinum, eine Schöpfung der Jesuiten, war das erste (und für lange Zeit das einzige) katholische Konzil.

Der Rückgriff auf die angebliche frühere echte Religion, die jene Reformatoren nur wiederherstellen wollten, hatte den Vorteil, daß sich die Bevölkerung leichter bekehrte, ohne zu rebellieren, bewirkte auch später den Gewinn einer langen Kirchengeschichte und damit höherer Autorität. Strenggenommen sind alle nördlichen Länder von Sachsen bis Island und bis Preußen erst durch die protestantische Mission christianisiert worden, eine katholische Vorstufe gab es dort nicht.

Der Trick der Inquisition, mit dem aus ahnungslosen Schnellgetauften gläubige Untertanen wurden und aus Andersgläubigen verirrte Katholiken, wurde sprachlich im 17./18. Jahrhundert so einheitlich durchgeführt, daß er kaum

noch als Lüge wahrgenommen wurde. Nur die allzu krassen Entgleisungen werden belächelt, etwa wenn der Islam »Ketzerei« genannt wurde oder die zwangsbekehrten Hussiten »reumütig Zurückgekehrte«. So blieb der Name Protestanten oder Reformierte an den Evangelischen haften, denn Luther hatte sich ja gegen die Römische Kirche gewandt. Daß die übergroße Zahl der Evangelischen, fast der gesamte Norden von Holland bis zum Baltikum, vom Heidentum zum Christentum ohne Zwischenstufe des Katholizismus gekommen war, wurde dabei unterschlagen. Im Baltikum konnte man es nicht aufrechterhalten, die evangelische Mission fand ja gerade erst im 16./17. Jahrhundert statt; aber für die Skandinavier, für Brandenburg und Pommern hielten selbst evangelische Historiker an der katholischen Darstellung fest, weil sie den Makel der späten Bekehrung verschwieg und dem Christentum mit höherem Alter auch höheren >Wert< zumaß.

Neben dem Ablaßstreit war Luthers Hauptargument gegen die Katholiken der Universalanspruch des Bischofs von Rom, der sich zum Herrn über alle Christen machen wollte. Der Begriff >Los-von-Rom-Bewegung< verschleiert aber schon wieder den wahren Sachverhalt: Es ging nicht um eine Befreiung vom römischen Primat, sondern um eine Verhinderung der wachsenden Bestrebung um Alleinherrschaft innerhalb der Kirche.

Lebensbeschreibung des heiligen Gallus

Die spätere Herstellung von Vorstufen wird in den Heiligenlegenden immer nachdrücklich gepflegt, ich wähle die berühmte *Gallus-Vita* aus, die Biographie des Gründers von Sankt Gallen am Bodensee. Zunächst die Legende: Die Schotten von Irland waren seit mehreren Generationen treue katholische Christen, als sie unter dem Führer Columban um 560 oder 570 AD eine Gruppe von Mönchen nach Gallien schickten, wo unter dem König Sigbert ebenfalls Christen an der Macht waren. In den Vogesen und am Bodensee fanden sie ebenfalls Christen mit Kirchen, Bischöfen und Synoden vor und gründeten ein Kloster in Luxeuil; einer der Jünger von Columban, Gallus mit Namen, gründete dann die Mönchsgemeinschaft, die den Namen St. Gallen erhielt.

Und so steht es seitdem in unseren Geschichtsbüchern.

Ich hätte diesen faden und teilweise unzumutbaren Text der Lebensgeschichte des Gallus nie gelesen, wenn ich nicht neugierig gewesen wäre auf die darin verübten Schnitzer oder groben Verstöße gegen die vorgegebene Geschichtsschreibung, um an diesen Fehlern den Vorgang der Religionsbildung in der Renaissance ablesen zu können. Zunächst haben wir da die sufische Komponente der Mönche, treffend beschrieben mit Wundern, Gelübden und der Hierarchie der Eingeweihten, wobei auch erotische Episoden nicht fehlen dürfen, zum Beispiel wie keusche Männer durch schöne Frauen im Walde verführt werden sollen oder wie peinlich enthaltsam die christli-

che Braut auch nach der Eheschließung blieb, oder zarte Anspielungen an orientalische Formen der Männerliebe. Es kommen indische Übernahmen (Selbstkasteiungen) vor, stolze Berichte heidnischer deutscher Sitten wie zum Beispiel das Wunder bei der Heimführung der Gallus-Leiche durch ein Pferd, germanische Totemtiere, wie Bär und Fischotter, auch altertümelnde Ausdrucksweise (wie »Schuppentiere« für Fische), so daß sich insgesamt ein buntes Bild von dem Arsenal damaliger Gläubigkeit ergibt.

Die Vornamen sind noch heidnisch, nur Johannes, Theodor und Stephan zeigen schon an, daß man sich der 1500-Marke nähert. Die geographischen Angaben sind leicht verwirrend, doch insgesamt auf das Elsaß und Bodenseeufer beschränkt, wobei gut alemannische Ortsnamen latinisiert werden, was sich in den lateinischen Text besser einfügt als die deutschen oder griechischen Personennamen. Dieses Latein wird übrigens zum Ende hin deutlich besser, weshalb ich an eine Fortsetzungsfolge denke. Einmal hat sich der Schreiber an einem griechischen Wort versucht, allerdings unglücklich, denn in diesem einzigen Wort hat er die Buchstaben Omega mit Omikron und Epsilon mit Eta verwechselt! Das hätte mir auch passieren können, aber den Kennern der griechischen Bibel ist das unverzeihlich. Überhaupt sind die Bibelzitate durchaus reichlich, wenn auch vage, was einerseits auf das Vorhandensein der Bibeltexte schließen läßt, andererseits besagt, daß der Wortlaut noch nicht so festlag.

Desgleichen gibt es da auch moralische Belehrungen gegen Räuber und Diebe, wogegen die zuweilen angewandten Lügen der Heiligen als notwendig vor Gott gerechtfertigt werden.

Verwirrend sind die Einsprengsel von >geschichtlichen< Ereignissen durch die doppelten Namen und die fehlenden Zeitangaben; mal stimmen die Anekdoten mit späteren Romanen überein, andermal nicht. Das macht auch den Kommentatoren zu schaffen, die passende Angaben als >Bestätigung< ansehen, unpassende als falsch aussortieren. Die zahlreichen erwähnten Urkunden von Herzögen und Königen sind auch für die Wissenschaftler des 19. Jahrhunderts (Knonau, Sickel, Waffenbach) nachweislich erlogen. Mit dieser scheinbar kritischen Einstellung trafen sie ein soziales Bedürfnis ihrer Zeit, nämlich die Enteignung des kirchlichen Grundbesitzes, und konnten mit dieser Beglaubigung vor den Kollegen die chronologische Ordnung desto sicherer begründen: Wer in einem wichtigen Punkt kritisch vorgeht, muß auch in anderen Punkten ernstgenommen werden.

Die geschäftsmäßige Verteilung der Reliquien setzt erst im 15. Jahrundert ein. Der templerische Papst Pedro de Luna (und andere ebenso) verschenkt Dornen aus der Krone Christi, Splitter vom Wahren Kreuz, Tropfen vom Blut Christi usw., die heute noch in vielen Kirchen im Altar eingemauert dem Volk gezeigt werden und höchste Verehrung genießen, sogar Wunder bewirken. Wo hatten sich denn diese Blutstropfen oder Vorhäute Christi (usw.)

in den dazwischen liegenden 1400 Jahren befunden? Oder lag damals für die Leute das vermeintliche Geschehen der Erlösungstat noch nicht so weit zurück? War es noch aktuelle Geschichte, die sich gerade vor kurzem ereignet hatte? Nur so kann ich mir die Gutgläubigkeit der damaligen Menschen vorstellen.

Das Tischtuch Jesu

Vor einigen Jahren betrat ich an einem Palmsonntag in der Frühe die Kathedrale von Coria in Spanien. Nachdem sich meine Augen an das Halbdunkel gewöhnt haben, nehme ich die großen Figuren wahr, die in der hohen Halle aufgebaut sind. Sie stehen teils auf Gestellen, die man herumtragen kann. Die bemalten Holzfiguren sind ganz naturgetreu gebildet, täuschend echt in Aussehen und Größe, als wären es lebendige Menschen. Da ist in der Mitte über allen anderen Jesus als junger bärtiger Mann an ein Holzkreuz geheftet. Er blutet aus vielen Wunden, sein Körper windet sich schmerzverzerrt im Todeskampf. Mich ergreift der leidvolle Ausdruck seines Gesichtes.

Links von ihm steht ein Paar, der Mann hält tröstend eine Frau im Arm, deren tränenüberströmtes Antlitz dem Schmerzensmann zugewendet ist: der Jünger Johannes mit der Mutter Jesu. Rechts kniet händeringend ein von Trauer übermanntes junges Mädchen, Maria Magdalena, mit aufgelöstem Blond-haar - es ist echtes Frauenhaar, wie ich beim Berühren verwundert feststelle.

In einer Nische zur Seite steht eine gekrönte Frau in königlicher Haltung, ihr Herz ist von sieben Schwertern durchbohrt: noch einmal die Gottesmutter. Ihr reiches schwarzes Haar ist ebenfalls echt. In einer anderen Nische stirbt ein fast nackter Jüngling im Pfeilhagel. Etwas dahinter wird ein Mann gesteinigt, ein anderer wird an ein X-Kreuz gebunden. Eine Frau wird auf einem Rad gefoltert, eine andere mit Fackeln versengt, denen sie nicht ausweichen kann, da sie an einen Pfahl gebunden ist. Und das schrecklichste Bild von allen zeigt einen niedergestreckten Mann, nur mit einem zottigen Fell bekleidet, enthauptet, während sein bärtiger Kopf auf einem bluttriefenden Tablett einer jungen Frau überreicht wird, Johannes der Täufer.

Schauder packt mich. Die Darstellung dieser Figuren ist gar zu wirklichkeitsnah, auch wenn sie nur aus Holz und Gips gebildet sind, in leuchtenden Farben bemalt. Die Haut der Gesichter und Körper und Hände und Füße ist poliert und durchscheinend hell wie meine eigene, die Augen schauen ausdrucksvoll mit glutheißem Blick. In dieser heiligen Woche wird man sie mit viel Zulauf vom Volk durch die Straßen tragen.

Inzwischen sind einige alte Frauen hereingekommen, völlig schwarz gekleidet vom Kopf bis zu den Schuhen. Gesenkten Hauptes knien sie vor den Figuren nieder, zünden Kerzen an und lassen kleine Kugelketten durch die Finger gleiten, wobei sich ihre Lippen unaufhörlich bewegen und ein leises

Zischen und Wispern ausstoßen. Ich höre Seufzer, sehe die Gesten: Mit der Hand berühren sie Stirn und Herz und beide Brüste schnell nacheinander. Die Frauen sind stark ergriffen von dem Leid, das so plastisch vor ihnen aufgebaut ist. Bedeutsam, daß diese Bilder auch am Ende eines langen entbehrungsreichen Lebens immer noch so starke Wirkung ausüben.

An einer Wand hängt ein großes Tafelbild: Eine Schar von dreizehn Männern sitzt um einen langen Tisch; sie trinken gemeinsam aus einem großen Weinkelch; ein helles Tischtuch liegt auf dem rechteckigen Tisch. Es ist Jesus mit seinen zwölf Jüngern beim letzten Abendmahl.

Während ich versunken das Bild betrachte, berührt mich jemand von hinten an der Schulter. Ich wende mich um und blicke einem alten Mann in die funkelnden Augen. Er will mir etwas zeigen; sicher vermutet er ein Trinkgeld, womit er nicht unrecht hat, denn für gute Information zahle ich gern. Am Ellbogen führt er mich in einen angrenzenden Raum, dessen Tür offen steht, und fragt:

»Hast du das Tischtuch vom letzten Abendbrot gesehen?« Ich antworte mit ja, es war auf dem Tafelbild deutlich erkennbar. »Nicht das gemalte, das echte! Es ist hier in einem Kasten!« Ich werde sofort hellhörig. Das würde ich mir gern ansehen. Er tut geheimnisvoll, zieht mich dann weiter in einen langen schmalen und dunklen Gang und schließt am Ende eine Tür auf. In dem kleinen Gemäuer nehme ich zuerst nichts wahr, bis er Licht anzündet. Vor mir auf einem Tisch steht ein Kästchen aus getriebenem Silber, halb offen, und daraus schaut ein Tuchzipfel hervor. Der Alte hebt den Deckel an und



Abb. 47a: Das Tischtuch Jesu mit dem indigoblauen Randstreifen. (Foto U. Topper)



Abb. 47b: Die Kathedrale mit dem Balkon, von dem aus das Tischtuch Jesu alljährlich dem Volk gezeigt wurde. (Foto U. Topper)

zieht mehr von dem Tuch heraus: Es ist feinstes Leinen, ungefärbt, mit schwachen quadratischen Mustern hineingewoben, an den Rändern leicht verschlissen, mit blauen Strichen versehen. Von der Webart her und dem noch unverblichenen Indigostreifen am Rand zu urteilen, kann es kaum mehr als fünf Jahrhunderte alt sein.

Ich berühre es vorsichtig und mache ein paar Aufnahmen *(Abb. 47a),* dann schiebt der Alte das Tuch wieder in den Kasten hinein und drückt den Dek-

kel zu. Er löscht das Licht und führt mich in die hohe Halle zurück. Dort zeigt er auf das Tafelbild und sagt: »Es ist das echte Tuch, das du gesehen hast.« Ich gebe ihm einige Münzen, und hocherfreut entfernt sich der alte Mann.

In den nächsten Tagen läßt mich das kleine Erlebnis nicht in Ruhe, ich forsche nach den näheren Umständen. Früher, etwa ab dem ausgehenden 16. Jahrhundert, wurde das viereinhalb Meter lange und fast einen Meter breite Tuch jedes Jahr am 3. Mai vom Balkon vor dem Nordportal im ersten Stock der Kathedrale dem Volk gezeigt *(Abb. 47b),* bis man ein Jahr nach der Französischen Revolution diese Sitte aufgab. Noch heute dient es Heilzwekken und ist der Grund für das hohe Ansehen dieser Stadt, die den Rang eines Bischofssitzes hat, obgleich man die Anzahl seiner Kirchen an den Händen abzählen kann.

Die Überlieferungen, die den Weg des Tuches von Palästina bis Coria erzählen, sind vielgestaltig, ein einheitliches Bild ist nicht daraus zu gewinnen. Das Tuch des Letzten Abendmahls sei lange Zeit aufbewahrt und von den Anhängern des Gottessohnes als Andenken auf die Flucht mitgenommen worden. Sie fuhren aus dem Heiligen Land in einem kleinen Boot quer durchs Mittelmeer, gingen in der französischen Provence an Land und gründeten hier die ersten Gemeinden des neuen Glaubens. Unter ihnen waren die Frauen, die den Tod ihres Angebeteten miterlebt hätten, Maria und Magdalena. Wie das Tuch dann nach Coria kam, habe ich nicht herausbekommen. Das hat vielleicht etwas mit den Glaubenskriegen zu tun, die jene Landstriche mehrfach durchwütet haben

In verschiedenen Beschreibungen des berühmten Tuches fand ich weitere Hinweise:

Das Tischtuch könnte aus Frankreich im 12. Jahrhundert nach der Rückeroberung Corias dorthin gebracht worden sein, oder schon eher aus Konstantinopel mit anderen Reliquien im 8. Jahrhundert unter Karl dem Großen, der die Extremadura erobert haben soll; es könnte auch direkt von Rom nach Coria schon vor dem 8. Jahrhundert gelangt sein. Solche sagenhaften Verbindungen haben unter den Historikern heute kaum noch Anhänger.

Dagegen sind folgende Angaben eher beachtenswert: Zusammen mit anderen Reliquien, wie Splitter vom Wahren Kreuz und Dornen aus der Krone Jesu, sei das Tischtuch beim Neubau der Kathedrale vor 1400 AD im Boden aufgefunden worden und durch eine Bulle des (Templer-)Papstes Benedikt XIII. (Peter de Luna von Aragön) als echt bestätigt worden. Trotzdem - oder weil dieser Papst später nicht mehr anerkannt wurde - mußte eine Kommission unter der Führung des Großmeisters der Johanniter (Nachfolger der Templer) im Jahre 1548 die Echtheit erneut bestätigen.

Ich halte dieses letzte Datum für das frühest mögliche, zu dem sich das Tuch in Coria befunden haben könnte, und glaube, daß es wenige Jahre vor-

her hergestellt worden sein dürfte. Es soll noch zwei andere Stoffstücke geben, die möglicherweise zum selben Tuch gehörten, eines in Wien, ein anderes in Gladbach bei Köln, von dem 1596 ein Stück nach Monforte in den dortigen Konvent der Clarissinnen gelangte. Das letzte Datum unterstützt die Vermutung, daß es im 16. Jahrhundert schon existierte.

Das silberne Kästchen stammt aus Mexiko und wurde 1678 nach Coria gebracht.

Die öffentliche Zurschaustellung des Tuches vor Tausenden von Pilgern im 17. und 18. Jahrhundert alljährlich am 3. Mai, dem Tag der Auffindung des Wahren Kreuzes, besagt daß es im Zusammenhang mit den anderen Reliquien gezeigt wurde, wogegen heute von diesen wertvollen Zeitzeugen in Coria nicht mehr die Rede ist.

1791, also kurz nach dem Sieg der Aufklärung in Frankreich, wurde das Tuch weggepackt. »Im Oktober 1960 haben zwei Professoren des Naturwissenschaftlichen Museums von Madrid, F. Hernández Pacheco und A. Carrato Ibañez, eine ausführliche Untersuchung des Tischtuchs vorgenommen. Sie studierten die Struktur und die Herstellungstechnik und analysierten die enthaltenen Pollen. Dabei kamen sie zu der Schlußfolgerung, daß das Tuch in Palästina und sehr wahrscheinlich Anfang des ersten Jahrhunderts gewebt worden sei.« (Offizielle Mitteilung der bischöflichen Verwaltung) Eine C14-Untersuchung wurde nicht vorgenommen, denn diese Methode war damals noch nicht ausgereift. Kein Indiz sprach gegen die Echtheit.

Man hatte vorgehabt, diese kostbare Reliquie zur Wiederbelebung des Glaubens und zur finanziellen Aufbesserung des verarmten Bistums in Coria zu verwenden, doch wegen der bereinigenden Tendenz des 2. Vatikanischen Konzils (1962) wurde das Tuch nicht weiter propagiert, sondern als museales Relikt aufbewahrt.

Erst kürzlich, im Juni 2005, nahm man das Tuch wieder aus dem Kasten und ließ es in einer Prozession in Caceres, der Hauptstadt der Extremadura, herumtragen sowie eine Woche lang in der dortigen Mitkathedrale ausstellen. Seitdem erfreut es sich größerer Bekanntheit und liegt in Coria in seinem Silberkästchen in der Kathedrale zur allgemeinen Bewunderung bereit.

An den verschiedenen Phasen der Beliebtheit des Tuches läßt sich in knappen Strichen der Werdegang der katholischen Kirche in Coria (und Spanien) ablesen: Eine sagenhafte Frühphase in Südfrankreich, eine Rückführung auf die templerische Organisation um 1400, die Formierung als Kirche in Spanien im 16. Jahrhundert, ihre absolute Macht in den beiden folgenden Jahrhunderten bis zur Französischen Revolution, die darauffolgende vorsichtige Verhaltensweise, verstärkt durch den Bilder- und Heiligensturm des 2. Vatikanums, und die schamlose erneute Verwendung, die allerdings vom dortigen Bischof nicht voll unterstützt wird.

Teil 7

Der Neuanfang um 1500

Einige Generationen nach dem völligen Zusammenbruch aller Ordnung und Gesittung vor 650 Jahren begann ein hoffnungsvoller Neuaufschwung, der uns als >Wiedergeburt< überliefert ist. Religions- und Sprachschöpfung gehörten ebenso dazu wie Neubesiedlung und Städtegründungen. Man führte auch eine neue Jahreszählung ein, die man mit 500 oder 1500 beginnen ließ. Das Durcheinander der damaligen Erzeugnisse wird erst durch die Chronologie-Analyse aufgedeckt.

Gab es schon deutsche Bibeln vor Luther?

Als Luther als junger Mann an der Universität Erfurt studierte, fand er dort eine einzige Bibel vor. »Sie lag an einer Kette angeschlossen!« Er selbst kannte damals, im Alter von fast 23 Jahren mit ordentlicher Schulbildung, überhaupt »nur einige Auszüge (aus der *Bibel),* die sogenannten Evangelien und Episteln, und hielt sie für die ganze Bibel.« (Anonymus, *Geschichtslügen,1898,* Abschn. 27, S. 248) Das war etwa 1505, kurz danach wurde Luther Christ und trat in ein Kloster ein. Was jene Bibel der Universität textlich enthielt und in welcher Sprache sie verfaßt war, wird leider nicht angegeben.

Es soll vorher schon Bibeln gegeben haben, auch gedruckte und sogar verdeutschte! Der anonyme Herausgeber (S. 190 f., Anm. I, Lit. Kehrein) führt eine recht lange Liste davon auf, insgesamt 14 anerkannte Wiegendrucke, die sich noch heute in Bibliotheken befinden, und erwähnt noch einige weitere, ohne daß materiell nachweisbare Stücke erhalten wären. Die ersten Drucke stammen von 1462-1466 (vielleicht Straßburg) *(Abb. 48),* mit Abweichungen untereinander, die ersten datierten stammen angeblich von 1477 aus Augsburg. Auch Psalter-Ausgaben habe es schon häufig gegeben (Augsburg 1490, Basel 1502). Darunter sollen sich schon Drucke befinden, die neben dem deutschen Text den lateinischen führen.

Niederdeutsche Ausgaben der gesamten *Bibel* gab es ebenfalls sehr früh, in Köln und in Lübeck, letztere ausdrücklich aus dem Lateinischen übersetzt und auf 1494 datiert. Die frühen Übersetzungen sind nach Ansicht des anonymen Kirchenmannes durchaus wert, auch heute noch »wegen ihres naiven und gemüthlichen Tones bei neueren Übersetzungen zu Rathe gezogen zu werden« (S. 191).

Nun müßte man wieder mit den gewohnten kritischen Überlegungen ansetzen: Wie echt sind die Datierungen und von wann stammen die Drucke wirklich? Das Durcheinander der nachträglich angebrachten Daten auf Briefen, Edikten usw. ist ja schon den Menschen des 16. Jahrhunderts aufgefallen. Und inhaltlich: Wie eigenwillig ist der deutsche Text gegenüber Luthers Übersetzung, bzw. wie eigenständig ist überhaupt deren Text gegenüber der angeblichen Vorlage, der *Vulgata-* oder Itala-Fassung? Ging der Übersetzungsvorgang umgekehrt vor sich?

Luther >übersetzte< seine Bibeltexte keineswegs wortgetreu, sondern mit gezielter Lehrmeinung. Es ging ihm zuvorderst um einen wichtigen Aspekt der gerade entstehenden kirchlichen Doktrin: die Gerechtigkeitslehre (Anonymus 1898, Abschnitt 26, bes. S. 243, wo das *»allein* durch den Glauben« als Luthers Einfügung nachgewiesen wird!). Man merkt auch hier wieder, daß Luther mit dem Bibeltext frei schalten konnte, weil dieser noch nichts fest etabliert war. Sein Begriff der >Gnade< konnte nur im Widerstreit mit der Gerechtigkeitsreligion entstehen.

DJe vō corinth seint achaier : dise
horten zegleicherweys vō den bot:
ten daz wort der warheit: vñ wur
den verkert mannigueltiglich vō
den valschen botten. Etliche von
dē kleffigē redē werltlicher weys:
heit: die andern wurdē ein gefůrt
in die irtum der iudischē ee. Dise wider ruffe der
bottē zů ď waren vñ ewangelischer weysheit: schreib
end in von ephesi bey thimotheo seim iunger. Der
erst Sant brieff zu den corinther.

PAulus gerůffen ein botte ihesu
cristi durch den willen gotts vñ
sostenes ď brůder der kirchen gotz
die do ist ze corinth: den heiligē in
ihesu cristi mit allen den gerůffen
heiligē: die do an růffent dē nam:
en vnsers herrn ihesu cristi an ein
er ieglichen stat der iren vnd der
vnsern. Gnad sey mit euch vnd frid von got vns:
erm vatter: vnd vō dē herrn ihesu cristi. Jch mache
gnad meim got zů allen zeytē vmb euch in ď gnade
gottz die euch ist gegeben in ihesu cristi : ir seint ge
macht reich in im in allem wort vnd in aller wis
senheit: als der gezeug cristus ist geuestent in euch
also das euch nit gebreste an keiner gnad: baitent ď
eroffnung vnsers herrn ihesu cristi: ď auch euch vest
tent on schulde vntz an das ende: an dem tag der zů
kunft vnsers herrn ihesu cristi. Wann gott der ist
getrew: durch dē ir seint gerůffen in die gesellschaft
seins sunns vnsers herrn ihesu cristi. Wann brůder
ich bit euch durch dē namē vnsers herren ihu xpi :
dz ir alle sagt das selb : vnd das nit sey schaidungē
vnder euch. Wann seint durnechtig in dem selben
synne: vnd in ď selben wissenheit. Wañ mein brůď
mir ist deroffent vō euch von den die do seint zeclo:
es: das kriege seint vnder euch. Wann brůder ditz
sag ich: das euwer ieglicher spricht. Ernstlich ich
bin paulus : wann ich appollen · wann ich cephas:
wann ich kristo. Dorumb ist cristus getailt ? Jst
deñ paulus gecreůtziget vmb euch : oder seint ir ge
taufft in dē namen paulus ? Jch mache gnad mei
gott daz ich euwer keinē hab getaufft · neuer crispū
vnd gayum: das keiner spreche daz ir seint getaufft
in meim namen. Wann ich taufft auch das hauß
stephans: ich weys nit ob ich euwer keinē ď andern
hab getaufft. Wann cristus sant mich nit zetauffē
wañ zů bredigen: nit in der weysheit des wortes :
das daz creůtz cristi icht werd verüppigt. Wañ daz
wir bredigē cristus gecreůtzigt: ernstlich ein trůb:
sal den iudē · wañ ein torheit den heiden : wañ in selb
den gerůffen iuden vnd den kriechen : bredigen wir
cristum die kraft gotz vnd die wisheit gottz. Wañ
daz do ist ein tumbheit gottz · das ist weiser deñ die
leůte: vñ daz do ist ein kranckheit gotz daz ist sterck
er den leůten. Wann brůder secht euwer růffunge:
wann nit manig weyse nach dē fleisch nit manig
gewaltig nit manig edel: wañ ď herre gott erwelt
die tummen ding ď werlt das er schemlich die weis
en: vnd gott erwelt die krancken ding der werlt dz
er schemlich die starcken: vñ got der erwelt die vn
edlen ding der werlt vñ die versmechelichen vñ die
ding die do nit seint: daz er verwůst die ding die do
seint: das alles fleisch icht werde gewunniclicht in
seiner bescheude. Wañ von im seint ir gerůffen in
ihesu cristi : der vns ist gemacht ein weysheit von
gott vnd ein gerechtikeit vnd ein heylikeite vnd ein
derlösung: als es geschribē ist: in ieremias der sich
wunniclicht ď werd gewunniclicht in dē herrn. Das ij ca

VNd brůder do ich kam zů euch : ich kam nit
in der höche dez wortes oder ď weisheit · zů ď
künden euch den gezeug cristi. Wann ich
vrtailet mich nit zů wissen etliche ding vnder euch
neur ihesum cristum: vnd disē gecreůtzigt. Vnd
ich was bey euch in kranckheit vñ in vorcht vñ in
vil klophen: vnd mein wort vnd mein bredig waz
nit in vnderscheidlichen worten der menschlichen
weisheit · wann in der zaigung des geistes vnd der
crafft: das euwer gelaub icht sey in der weisheit der
menschen wann in der crafft gottz. Wann wir re:
den die weisheit vnder den durnechtigen. Wañ nit
die weisheit ditz werlt noch der fürsten ditz werlt
die do werdent verwůst: wañ wir redē die weisheit
gotz die do ist verborgen in der taugen: die got vor
ordent vor dē werltē zů vnser wunniclich die kein:
er der fürstē dir werlt derkant. Wann ob sy sy hettē
derkant: sy hettē nit gekreutziget den herrn ď wun:
niglich. Als geschriben ist : das aug nie sach noch
das or gehort noch in das hertz des menschen auf ge
staig : die dinge die gott hat berait den die in lieb
habent. Wann gott hat sy vns deroffent durch sein
geiste. Wann der geist dersůcht alle ding: joch die
tieffen ding gottz. Wañ welher der menschē waiß
die ding die do seint des menschen : neuer der geist
dez menschen ď in im ist. Also derkennt auch keiner
die ding die da seint gottz neuer ď geist gotz · Wañ
wir enphingen nit den geist ditz werlte wann den
geist der do ist von gott : das wir wissen die ding

Abb. 48: Eine Seite aus der deutschen Bibel von Mentelin (1466) (heute in Zürich). Hier der Anfang des ersten Korintherbriefes, der fast wörtlich mit der Lutherbibel übereinstimmt, wie auch alle anderen Texte aller späteren deutschen Bibeln vor Luther. Datierungsfehler?

In einer viel beachteten Ausstellung ältester Handschriften und Drucke in Berlin (2003) konnte ich mir einen anschaulichen Überblick verschaffen, dazu im Buch von Eichenberger und Wendland (1977) das Wichtigste nachlesen, was die frühesten deutschen Bibeln betrifft:

In Köln wurden (»um 1478«) eine niedersächsische und eine niederrheinische Bibel gedruckt, mit 542 (bzw. 544) Blättern, zweispaltig, geschmückt mit 113 (bzw. 123) Holzschnitten und handgemalten Initialen, nur wenig unterschieden im Text. Der Druckort ist im Vorwort angegeben, das Jahr nicht, ebensowenig die Druckerei, was ungewöhnlich scheint. Ihre damalige Verbreitung und Werbung ist unbekannt. Einige Seiten haben kunstvolle Randleisten, ebenfalls gedruckt. Da hat das Kölner Wappen übrigens 21 statt 11 Flammen.

Ich nehme mir die erste Seite der Offenbarung des Johannes vor: Der Text ist echter Luther-Text (wenn nicht Luther einfach abschrieb), die Bilder sind teilweise schlechte Kopien nach Dürers berühmten Illustrationen (1498) (wenn nicht Dürer allgemein bekannte Vorlagen kopiert hat). Beide »wenn« halte ich für undenkbar: Weder die bekannteste Großtat Luthers, nämlich daß er als erster eine deutsche Bibel vorlegte, noch Dürers überaus geniale und originelle Zeichnungen können als Plagiate deklariert werden.

Manche Einzelheiten in den Randleisten kommen mir in dieser Kölner Bibel später vor, so der Vorhang um die Christusgestalt (statt der Himmelswolken bei Dürer), andere wieder heidnisch, etwa die Jagdszene als Oberkante: Ein Windspiel verfolgt einen großen Hasen, während ein Mann ins Jagdhorn bläst. Zu den Holzschnitten sagt der Text selbst (und das war erklärungsbedürftig?): Es sind »Bilder, wie sie seit alters her noch heute in vielen Kirchen und Klöstern gemalet stehen«, was sich nur auf die Motive beziehen kann, nach denen die Illustrationen geschaffen sind. Mir klingt es nach kirchlicher Absicht, mit dem »seit alters her« Tradition vorzugaukeln, denn jeder Drucker legte damals Wert darauf zu betonen, daß seine Bilder neu und ungewöhnlich waren. Nach Ansicht des Fachmannes Rudolf Kautzsch (1896) sind die Bilder in Köln weder inhaltlich noch handwerklich beheimatet, sondern weisen auf Frankreich hin. Er meint handgeschriebene Vorlagen ausmachen zu können. Worringer (1923) geht noch weiter: Die Kunst des Holzschneiders ist dermaßen perfekt, daß sie fast an Metallstiche denken läßt, zumindest sind Vorlagen von hoher Qualität benutzt worden. (Dem würde ich hinzufügen: vermutlich Dürers.)

Das Inventar der Darstellungen ist durchgehend zeitgenössisch deutsch, nirgends sind Orientalismen sichtbar. In Davids Palast spielen Hunde (unrein für Juden), Samson tötet den Löwen vor der Stadt Köln, deren Baulichkeiten gut erkennbar sind; Bathseba im Bade wäscht sich ihre Füße in einer Schüssel. Zwecks leichteren Erkennens trägt Moses Hörner auf dem Haupt, und auf der Arche sitzen zwei Pfauen - das sind gewohnte Motive. Aber, seit wann?

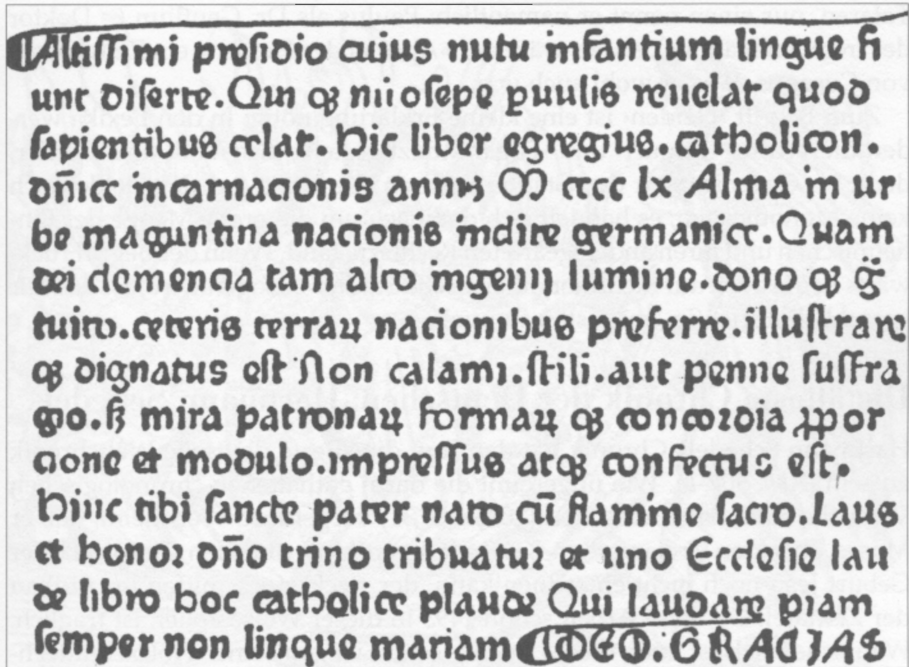
Es fehlt nicht an Humor und Volkstümlichkeit, was voraussetzt, daß entsprechende Bilder schon bekannt waren.

In den ersten Buchdrucken war die Schrift wie in den vorgelegten Manuskripten dermaßen schwierig zu lesen, daß nur Gebildete sie verstanden. Die Abkürzungen wurden in die Druckschrift übernommen und machten den Text oft unverständlich. Dennoch bedurfte es »keiner besonderen Abschrift für den Setzer, wie denn zum Beispiel die Werke der Hrotsuit unmittelbar nach dem jetzt noch erhaltenen Manuskript gesetzt sind«. (Wattenbach, S. 1) Das sagt deutlich, daß dieses damals als fünfhundertjährige Handschrift ausgegebene Original der Roswitha in Wirklichkeit recht jung gewesen sein muß (wie ich 1998, auf Aschbach gestützt, zeigte). Soweit die Ausstellung.

Gutenbergs >Grammatik des Donatus< war sein erster Erfolg

Gutenbergs erster Druckauftrag gehört zur Kampfzeit der Kirche; er kam von einem katholischen Agenten, Nikolaus von Kues (Cusanus). Dieser bestellte den Druck eines Verzeichnisses der fast tausend christlichen Gemeinden in Deutschland, zum Zusammenhalt gegen die anderen (noch nicht christianisierten) Gemeinden. Es beginnt mit den Worten: »Provinciale omniam ecclesiam exemplatum a libro cancellariae apostolicae« (ein Verzeichnis sämtlicher damals als christlich bekannten Gemeinden Deutschlands). Es wird heute auf 1439 datiert. Die Jahreszahl dürfte falsch sein, aber das tut im Augenblick nichts zur Sache. Beachtenswert finde ich, daß dieses Provinziale, eine Art Flugblatt, den Vorgang der damaligen Christianisierung deutlich macht und wie schnell die Kirche dieses neue Machtmittel, das der Buchdruck darstellte, einsetzte.

Der Text des Schlußkolophons *(Abb. 49)* ist typisch für die Schöpfungen der Großen Aktion. Dieses Propagandablatt endet nämlich mit einer Huldigung an die Kirche, »Katholikon« genannt: Sie beginnt »Mit des Allerhöchsten Beistand. . .«, wo dann die seltsame Formel der Dreieinigkeit vorkommt: »tibi sancte pater nato cum flamine sacro« - also: »Dir, heiliger Vater, Geborener (Sohn) minder geweihten Flamme.« Und am Schluß wird noch die »fromme Maria« gelobt. Die mitten im Text genannte Jahreszahl M CCCC LX (1460) stimmt mit dem genannten Zeitpunkt nicht überein, rückt nur etwas näher an 1500 heran. Die verwendete Glaubensformel klingt für uns heute unvorstellbar altertümlich, entweder um ein hohes Alter vorzutäuschen oder weil damals tatsachlich noch nicht klar war, wer die drei Götter der Dreifaltigkeit sind. Für unsere Untersuchung der Daten der ersten Druckwerke können sie keine Entscheidung abgeben, aber für die Vorstellung einer entstehenden Kirche im 15. Jahrhundert sind sie sehr bezeichnend, ganz gleich, ob diese Vorstellung echt ist oder von einem Priester (hier Cusanus) vorgegeben wurde. Wenn er eine frühe Kirchenlehre damit erzeugen wollte, dann



Altissimi presidio cuius nutu infantium lingue fi
unt diserte. Qui q3 nũ osepe puulis reuelat quod
sapientibus celat. Hic liber egregius. catholicon.
dñice incarnacionis annis M cccc lx Alma in ur
be maguntina nacionis inclite germanice. Quam
dei clemencia tam alto ingenij lumine. dono q3 g̃
tuito. ceteris terrarũ nacionibus preferre. illustrare
q3 dignatus est Non calami. stili. aut penne suffra
gio. s3 mira patronarũ formarũ q3 concordia ppor
cione et modulo. impressus atq3 confectus est.
Hinc tibi sancte pater nato cũ flamine sacro. Laus
et honor dño trino tribuatur et uno Ecclesie lau
de libro hoc catholice plaude Qui laudare piam
semper non linque mariam DEO. GRACIAS

Abb. 49: Schlußkolophon des ersten Druckwerkes von Gutenberg; die frei erfundene Formulierung verrät den Werdegang der Kirchenentwicklung. (Fotokopie)

hat er sie treffend benannt: Im 15. Jahrhundert war die Dreieinigkeit noch unklar.

Die Liste selbst zeigt auch, daß der Katholizismus gerade im Entstehen war; der Versuch einer Sammlung der ersten Gemeinden ist typisch für eine Missionssituation.

Etwa zeitgleich (»1439«) druckte Gutenberg die (kleinere) lateinische Grammatik des Donatus, vierhundert Stück in erster Auflage, die nicht nur Schüler kauften, sondern alle besseren Leute, da Latein gerade in Mode kam. Die Donatus-Grammatik begründete Gutenbergs Ruf und war ein gutes Geschäft, weil es kaum solche Grammatiken gab und weil mit der jetzt beginnenden Ausbreitung der lateinischen Sprache ein großer Bedarf entstand. Auch das finde ich sehr bezeichnend für die damalige Zeitströmung, die wir als >Humanismus< bezeichnen und etwa ein halbes Jahrhundert später ansetzen.

Erst danach machte sich Gutenberg an die Herstellung der *Bibel* (in Deutsch?).

Zu Nikolaus Cusanus noch ein kleiner Seitenhieb: Er nennt in seinem Religionsgespräch *De Pace* mehrere anonyme Personen, die als Vertreter ihres jeweiligen Volkes das Wort ergreifen, also Juden, Moslems, Heiden, sogar

Tataren, nur einen nennt er namentlich: Paulus als Dr. Gentium (= Doktor der fremden Stämme), so, als wäre der »Apostel der Heiden« ein Zeitgenosse von Cusanus. Was er wohl auch war.

Zum Begriff >Heiden< ist eine kleine Erklärung nötig: In den Lexika werden die Wörter >Ethnici< und >Pagani< dazugestellt, also Volk und Dörfler, denn im Gegensatz zu den Städtern waren die Leute auf der Heide noch keine Monotheisten; es handelt sich demnach um die große Menge der Einheimischen und ihren andersgearteten Rechtszustand. Wenn der Begriff rückwärts heute auch auf nichtmonotheistische Städter bezogen wird, ist das nur sprachlich unrichtig, ansonsten sinnvoll.

Die älteste Chronik der Deutschen: Hartmann Schedel

Hartmann Schedels Chronik hat den Ruf, die älteste deutsche Weltchronik zu sein *(Abb. 50a-b).* Wie ungereimt die darin enthaltenen chronologischen Versuche sind, hatte ich schon (2003a, S. 31) vorgeführt: Wer meint, daß er Moses über den Trojanischen Krieg datieren muß und den Zeitpunkt der Geburt Jesu noch nicht einordnen kann, der steckt noch mitten im Aufbau der Zeittafel. Ob diese Arbeit schon 1493 in dieser Weise ablief, ist fraglich. Wahrscheinlich ist auch dieses Buch - schon wegen seiner Holzschnittechnik mußte ich das fordern - um einige Jahrzehnte später anzusetzen.



Abb. 50a: »Das Konzil von Rom«, ein Wunschtraum der Kirche, dreizehnmal abgebildet in Schedels *Weltchronik.*



Abb. 50b: »Die Judenverbrennung«, eine der häufigen Abbildungen in Schedels *Weltchronik:* Drohung oder Phantasie?

Zur Zeitgeschichte selbst ist Schedel ebenso schlecht beraten:

»Meles, der König maurischen Geschlechts und mohammedanischen Glaubens, hat in dieser unserer Zeit in dem Land Granada genannt bis hierher, regiert. . . Stadt Granada genannt, die wurde durch Alfons den König von Portugal und Spanien mit Elisabeth seiner Gemahlin belagert und auf Ergebung der Inhaber in dem 1492. Jahr mit 10 000 Mann zu Roß und mit 50 000 zu Fuß eingenommen.«

Meles steht wohl für arabisch *>Melek<,* einfach >König<, der hatte jedoch einen bekannten Namen: Boabdil. Die weltbekannten Eroberer von Granada, die Katholischen Könige, sind hier unbekannt, der Gemahl von Elisabeth (das ist Isabella) ist bei Schedel nicht Ferdinand von Aragön, sondern Alfons von Portugal; das dürfte auch damals schon einen Unterschied gemacht haben. Martin Behaim war ja zeitweise am Hof in Lissabon tätig und kehrte auch zurück ins väterliche Nürnberg; der hätte gewiß Einspruch gegen solchen Unsinn erhoben, wenn seinerzeit in seiner Stadt dieses Buch erschienen wäre. Im Heer von Isabella dienten österreichische Ingenieure, die ebenfalls zurückkehrten (wenn auch nicht alle Soldaten), die hätten auch bewirkt, daß

so etwas korrigiert würde. Entweder stimmt die so gut belegte spanische Geschichte nicht, oder Schedel tischt uns einen Bären als Mahlzeit auf, genauer gesagt: Die heutigen Historiker tun es mit der Datierung dieser Schwarte.

Antonio de Nebrija als Sprachschöpfer

Besagte Königin Isabella von Kastilien fing im reifen Alter an, Latein zu lernen, und der ganze Hof mußte dieser Mode folgen; ihre beiden Kinder Johann und Johanna lernten ebenfalls mit, Johann schrieb sogar übungshalber Briefe in Latein (laut *Enciclopedia Ilustrada).* Die Königin sah sicher den Nutzen einer sakralen Universalsprache für ihr Reich. Sie beauftragte ihren Höfling Antonio de Lebrija, eine erste lateinische Grammatik zu schreiben, was dieser (neben der Grammatik des Kastilischen) auch tat.

Wenn Latein seit einem Jahrtausend Kanzleisprache der Westgoten und Ritualsprache der Kirche gewesen wäre, dann wären diese Nachrichten fehl am Platz.

Mit dem eben genannten Antonio de Nebrija und seiner *Grammatica de la lgua castellana* (Salamanca 1492) *(Abb. 51)* habe ich fortwährend Probleme. Anders als auf der Titelseite schreibt er sich selbst im Vorwort »antonio de lebrija«. Wir kennen die häufige Verschiebung von n und 1, aber ein Eigenname dürfte auch damals schon festgelegt gewesen sein. Und bürgerlich hieß er Antonio Martinez de Cala, genannt Elio; letzteres deutet darauf hin, daß seine Vorfahren Juden waren.

Isabella, der er das Buch widmet, nennt er »tecera deste nombre« (die Dritte dieses Namens, also Isabel III.), aber Könige haben aber nur dann eine Reihenfolge, wenn sie herrschen, oder anders gesagt: Irgendeine Prinzessin heißt nicht »die Dritte«, das gilt nur für gekrönte Häupter. Isabella, die 1492 über Kastilien herrschte, heißt allgemein »die Erste«. Wird mit der »Dritten« eine phantasievolle Geschichtsschreibung aufgebaut, die später wieder reduziert wurde? (Ich denke an die vielen erfundenen Alfonsos.) Und ist das Buch deutlich später geschrieben?

Antonio de Nebrixa
Grãmatica
de la lẽgua castellana
Salamanca.
Enel año de mil z ccccxcij

Abb. 51a: Antonio de Nebrixa: Die erste Grammatik der kastilischen Sprache, gedruckt in Salamanca 1492.

Abb. 51 b: Antonio de Nebrixas Grammatik der kastilischen Sprache. Die erste Textseite trägt die Widmung an Prinzessin Isabella die Dritte, Königin von Spanien und den Inseln unseres Meeers.

A la mui alta ⁊ assi esclarecida princesa doña Isabel la
tercera deste nombre Reina i señora natural de espa-
ña ⁊ las islas de nuestro mar. Comiença la gramatica
que nueva mente hizo el maestro Antonio de lebrixa
sobre la lengua castellana. ⁊ pone primero el prologo
Lee lo en buen ora.
Cuando bien comigo pienso mui escla
recida Reina: i pongo delãte los ojos
el antiguedad de todas las cosas: que
para nuestra recordacion ⁊ memoria
quedaron escriptas: una cosa hallo ⁊ saco por conclu-
sion mui cierta: que siempre la lengua fue compañera
del imperio: ⁊ de tal manera lo siguió: que junta men
te començarõ. crecieron. ⁊ florecieron. ⁊ despues jũ-
ta fue la caida de entrambos. I dexadas agora las co
sas mui antiguas de que a penas tenemos una ima-
gen ⁊ sombra dela verdad: cuales son las delos assiri-
os. indos. sicionios. ⁊ egipcios: enlos cuales se po-
dría mui bien provar lo que digo: vengo a las mas
frescas: ⁊ aquellas especial mẽte de que tenemos ma-
ior certidumbre: ⁊ primero a las delos judios. Cosa
es que mui ligeramente se puede averiguar que la len
gua ebraica tuvo su niñez: en la cual a penas pudo ha
blar. I llámo io agora su primera niñez todo aquel
tiempo que los judios estuvieron en tierra de egipto.
Por que es cosa verdadera o mui cerca dela verdad:
que los patriarcas hablarian en aquella lengua que
traxo Abraham de tierra delos caldeos: hasta que de
cendieron en egipto: ⁊ que alli perderiã algo de aq̃lla:
⁊ mezclarian algo de la egipcia. Mas despues q̃ sa
lieron de egipto: ⁊ comẽçarõ a hazer por si mesmos cu
erpo de gẽte: poco a poco apartarian su lẽgua cogida
cuanto io pienso dela caldea ⁊ dela egipcia: ⁊ dela que
ellos ternian comunicada entre si: por ser apartados
a.ii.

Statt der vielen Ländereien, die ein Widmer normalerweise aufzählt, um die Ansprüche der Herrscherin über diese Länder zu zementieren, nennt Lebrixa (auch so schrieb er sich) nur »esparia y las islas de nuestro mar« (Spanien und die Inseln unseres Meeres). »Nuestro mar« ist eigentlich das Mittelmeer (mare nostrum), bezieht sich also auf die Balearen und >beide< Sizilien. Wurden die Kanaren noch nicht beansprucht? (Nach heutiger Historie wurden sie schon 1480 als kastilisches Eigentum bestätigt.) Mal abgesehen von Jerusalem und anderen exotischen Ansprüchen, die immer in solchen Texten auftauchen, selbst noch bei ihrem Großenkel Philip II. in einer marmornen Inschrift in Periiscola, die ich neulich sah - in Nebrijas Widmung fehlt dergleichen. Das ist zumindest ungewöhnlich.

Die Geschichtsschreiber Nani oder Annius von Viterbo

Viterbo liegt nicht weit von Rom und hat seinen fast mittelalterlichen Charakter gut bewahrt, schreibt der bekannte spanische Anthropologe Caro Baroja (1914-1995), dem ich in diesem Kapitel weitgehend folgen werde, denn im ersten Teil seines Buches über *Die Fälschungen der Geschichte* (1991) hat er sich ausdrücklich den von Annius von Viterbo ausgelösten »Thubalismus« vorgenommen, der folgenschwer für die gesamte Geschichtsschreibung wurde und beispielhaft erkennen läßt, wie unsere Geschichte und Zeitrechnung geschaffen wurden. Der Dominakermönch Annius ist seltsamerweise schwer als Person auszumachen im Gegensatz zu seinem nachhaltig wirkenden Geschichtswerk. In den gängigen Lexika kommt er nicht vor. Er soll 1432 in Viterbo geboren sein als Giovanni Nanni, was ein gar zu häufiger Name ist, Johannes mit Koseform für Hans, Nanni; und Annius ist nur die Latinisierung, die »der des Jahres« bedeuten dürfte, also »Chronist«. Er habe einen Aufruf zum Kreuzzug gegen die Türken verfaßt, was damals zum guten Ton

gehörte und Gelder einbrachte. In späteren Jahren sei er Günstling der Päpste Sixtus (IV.) und Alexander (VI.) gewesen und wurde angeblich vom Sohn des zweiten, Cesare Borgia, 1502 vergiftet, wobei dessen Frau eine tragische Rolle gespielt habe soll.

Die Erfindugen Nannis gehören mehr als alle anderen Fälschungen oder Täuschungen zur Geschichte Spaniens (oder des Orients) und waren lange Zeit Hauptgegenstand hitziger Schriften, obgleich sie von Anfang an von den Gebildeteren als ausgedacht erkannt und abgelehnt wurden.

Die erste Ausgabe seiner *Kommentare zu verschiedenen Autoren, die über das Altertum sprechen* soll von Eucharius Silber 1498 in Rom in gotischen Lettern gedruckt worden sein; sie ist heute äußerst rar, wie sich Caro Baroja ausdrückt, der wohl kein Exemplar gesehen hat, obgleich er zu allen Bibliotheken Zugang hatte, die seltensten Handschriften untersuchen konnte und selbst eine reichhaltige Bibliothek besaß. Die Schwierigkeit der Datierung aller Schriften vor und um 1500, besonders aus Italien, die von mir in diesem Buch näher besprochen wird, hat Caro Baroja nicht bemerkt.

Selbstverständlich ist ihm aufgefallen, daß etwas nicht stimmen kann, wenn Scaliger junior (geboren 1540) etwas über Nanni sagt, was er von dessen Zeitgenossen selbst gehört haben will, wo Nanni doch schon (italienisch) 1502 gestorben ist. Daß hier kein Versehen vorliegt, sondern die beiden Jahresrechnungen nicht übereinstimmen, kommt kaum jemandem in den Sinn. (Ich ziehe im folgenden die spanisch-deutschen Daten vor, nicht nur, weil ich sie besser kenne, sondern auch, weil sie mir etwas wahrscheinlicher vorkommen; der Unterschied von 38 Jahren entspricht dem offiziellen Abstand zur ERA.)

Ein gelehrter Jurist von gutem Ruf, Latino Latini (1513-1593) aus Viterbo, erzählte Nicoläs Antonio (der dies 1575 veröffentlichte), wie Nanni eine Steintafel mit Schrift versehen ließ, diese auf einem Weinberg vergrub und dann durch Arbeiter ans Tageslicht befördern ließ und den Stadtvätern als Beweis des hohen Alters ihrer Stadt - »zweitausend Jahre vor Romulus von Isis und Osiris gegründet« schenkte, wobei der Erzähler sich noch an den Anfang dieser Inschrift erinnert: EGO SUM ISIS. . . (»Ich bin Isis«), was nicht nur heute höchst belustigend wirkt, sondern schon damals als Witz gegolten haben muß; wobei ich nur darauf hinweisen will, daß dies als Augenzeugenbericht galt, das heißt, daß eine Verschiebung von allermindestens einer Generation anzunehmen ist.

Viele andere Gegner von Nanni hätten nach diesem (falschen) Schema zwei Generationen später gelebt als Nanni, was dem ganzen Streit die Aktualität genommen hätte: Albert Krantz und Isaac Casaubonus, um nur die uns bekannteren zu nennen. Ein Dominikaner von großem Ruhm, Leandro Alberti, starb 1552 an Schwermut, weil er in seiner zwei Jahre vorher in seiner Stadt Bologna erschienenen *Beschreibung ganz Italiens* dem Nanni auf den Leim gegangen war. Das wäre ein halbes Jahrhundert nach Nannis Erfindung kei-

nem Gelehrten mehr passiert. Wir müssen Nannis *Kommentare,* die später unter dem Titel *Berosus* erschienen, um etwa diesen Zeitraum verjüngen, wie auch aus deren Inhalt selbst hervorgeht. Nanni soll sogar der Index-Kongregation von Rom angehört haben, die nach heutigem Wissen erst 1559 in Aktion getreten war.

Auch mir ist (in meinem Buch 1977, letztes Kapitel) der schreckliche Fehler passiert, die »thubalistischen Chroniken«, wie sie zusammenfassend genannt werden, ernst zu nehmen, was mich zum Glück nicht schwermütig werden läßt, da ich mich in erlauchter Gesellschaft weiß. Zu meiner Entschuldigung könnte ich auch anführen, daß ich zwar völkerkundlich geformt die volkstümlichen Überlieferungen beurteilen konnte, aber theologisch zu schwach entwickelt war, um literarische Schöpfungen kritisch sichten zu können. Und Chronologie, das liebste Steckenpferd der Mönche, ist ein Teil der Theologie.

Nanni war Dominikaner und hatte auch Chronologie studiert, heißt es, was aufhorchen läßt, denn >so früh< (angeblich 1452 bis 1472) wäre das kaum zu vermuten. In seinem Hauptwerk, eben dem berühmten *Berosus,* bringt er Jahreszahlen mit großer Virtuosität, die zum Teil noch heute im Umlauf sind, wenn man ihm auch die sechsunddreißigtausend Jahre der mesopotamischen Dynastien vor der Sintflut in akademischen Kreisen nicht mehr abnimmt. Gerade die Behauptung eines großen Geschichtszyklus von 36 000 Jahren ist Ausdruck eines Standardmaßes der Präzessionsbewegung: 1° entspricht hier 100 Jahren, was für frühe astronomische Traktate der Renaissance normal war.

In Nannis *Berosus* erfahren wir weiter, wie Noah mit seinen drei Söhnen und deren Frauen nach der Großen Flut die Erde neu besiedelt, so wie wir das aus dem *Alten Testament* kennen, das also entweder von babylonischen Chroniken abstammt oder umgekehrt als Vorlage dem *Berosus* diente. Welch herrlicher Beweis für die göttliche Wahrheit der Heiligen Schrift!

Erwartungsgemäß wird auch Spanien bei dieser Neubesiedlung nicht ausgelassen, einer der Enkel Noahs, Thubal, unternimmt diese schwierige Aufgabe. Er bringt Kultur und Schrift mit, Astronomie und Landvermessung, Architektur und Musik usw. Seitdem gilt er als Ahnherr aller Iberer, und die Geschichten, die durch Nannis Streich aufgebracht wurden, kursieren unter dem Sammelbegriff >Thubalismus<. Thubals Sohn, der ihm auf dem Thron folgte, hieß sinnigerweise Ibero; dieser gründete ebenfalls viele Städte und lehrte die Menschen den Ackerbau. Nun spult die ganze Kette der rund tausend Jahre spanischer Monarchie ab, mit Brigo dem Burgenbauer (daher der Name Kastilien) und Turdetano, dem Begründer der ersten Universitäten im Lande. Es folgen weitere klingende Namen von Königen wie Hispalo, Hispano und Hespero, drei Herkulesse, Gerion und Caco usw., insgesamt 24 (wie in der Apokalypse), die man in meinem erwähnten Buch (S. 413) nachlesen kann. Italo, Sicano und Sicelus unterstreichen den gerade zu Nannis Zeit

angefochtenen spanischen Anspruch auf Süditalien. Und das alles im zweiten Jahrtausend vor Christus.

Warum nicht, möchte der aufgeklärte Leser ausrufen, für die Ägypter, Assyrer und Babylonier gibt es doch entsprechende Königslisten, die noch heute geglaubt werden. Warum verdirbt man den Spaniern den Spaß?

Ein berühmter Zeitgenosse dieser Vorgänge, Antonio Agustin, beschrieb in seinem *Dialog über Medaillen, Inschriften und andere Altertümer* die Machenschaften der Geschichtsfälscher und ihre Gründe und stellt in der Einleitung lapidar fest: »Ohne *Berosus* und Methasthenes und Bruder Johann von Viterbo oder ohne die Inschriften eines Cyriac von Ancona gibt es keine spanische Geschichte«, was uns das volle Ausmaß dieser Erfindungen bewußt werden läßt. Es besagt auch zugleich, daß man Bescheid wußte und doch machtlos dagegen war. Hier sind Mechanismen spürbar, die uns die Arbeit der >Großen Aktion< in grellem Licht zeigen.

Dazu paßt auch, daß man später einige >echte< Fragmente dieses sagenhaften *Berosos* (auch *Berossos* geschrieben) in, griechischen Texten aufstöberte, herausgegeben von Müller in Paris 1848, um auf diese Weise wenigstens Josephus Flavius und Euseb zu retten, die ihn zitierten. Dazu gab es noch einen Pseudo-Berosos von Kos, das gehört zum Geschäft. Das nämlich war die schlaue Taktik von Nanni gewesen: Als Autor hatte er sich einen >bekannten< Priester aus Babylon gewählt, der mehrfach erwähnt worden war und über den schon einige Geschichten in Umlauf waren. Außerdem hatte er Kenntnis von Keilschriftüberlieferungen, die seine>History-fiction< bestätigten. Den Rest konnte er geschickt erfinden, ohne zunächst aufzufallen, bis aus theologischen (!) Erwägungen die Sache aufflog: Nannis Verwendung biblischer Daten war unzulänglich, vermutlich weil er noch keine Standardbibel besaß.

Das erkennt man auch aus einem anderen Buch von Nanni, seinem Kommentar zu den *fünfzehn* Kapiteln der Offenbarung des Johannes. Heute hat das letzte Buch der *Bibel,* das eine der ältesten judenchristlichen Schriften sein dürfte, 22 Kapitel, doch ursprünglich waren es nur vierzehn, wie ich (1993) in langer Kleinarbeit zu zeigen versuchte. Wenn man diesen Kommentar Nannis datieren könnte (angeblich 1480), dann wäre die Arbeit des >Herausgebers<, die ich etwa zwei Generationen nach der Niederschrift durch >Johannes< ansetzte, auch zeitlich einzuordnen, nämlich frühestens nach Nannis Kommentar. Das wäre wieder einmal eine Umschichtung von Erkenntnissen, die ich schon abgeschlossen glaubte. Andererseits wird wohl auch dem Leser immer klarer, daß die chronologiekritische Arbeit gerade erst begonnen hat und uns noch viele Überraschungen bevorstehen.

Der griechisch schreibende >echte< Berosos hatte schon chronologische Manipulationen vorgenommen. Unter anderem vereinigte er die babylonische Zeittafel mit der nachfolgenden assyrischen und schuf ein einheitliches

Zahlenreich, das sich bis zu Darius und Alexander erstreckte, verfaßt zwischen »280 und 260 v.Chr.« Allein schon die Arbeitsweise läßt erkennen, daß hier dieselben Leute am Werke waren wie der >Fälscher< Nanni, der das Pech hatte, gar zu dick aufzutragen, denn seine lateinischen Texte mußten schon sprachlich Verdacht erregen. Nanni hatte in seiner Sammlung auch ein Buch von Archilochos, *Über die Zeitläufe,* gebracht, in dem die griechische Chronologie mit der babylonischen verbunden wird - ein weiteres Husarenstück in diesem aufregenden Glücksspiel.

Die Inspiration zu zahlreichen Details war Nanni beim Lesen des Josephus Flavius und noch mehr des Euseb gekommen (den ich als einen der frühesten Chronologieschöpfer schon 1998, Kap. 6, untersuchte). Da wir nicht wissen, wann das war, müssen wir noch etwas tiefer in die Rezeptionsgeschichte einsteigen. Einer der frühesten Verbreiter des *Berosos* sei Lorenzo de Padrilla gewesen, der Hofchronist von Kaiser Karl V. Dessen Nachfolger, der bekannte Florian de Ocampo, habe sich dessen nur handschriftlich niedergelegtes Wissen angeeignet (was nicht stimmen muß, es wird im 17. Jahrhundert berichtet). Padrillas Exemplar, das von Thubal bis zu Hannibals Überquerung der Pyrenäen reicht, trage eine Widmung an den Kaiser, datiert 1538, Florian de Ocampos Crónica General de España, auf die dann alle Nachfolger sich beziehen, sei zuerst 1543 erschienen, in zweiter Auflage 1545. Ab diesem Zeitpunkt befinden wir uns vermutlich auf festem Boden. Der Belgier Johann Vaseo aus Brügge, der in Salamanca lehrte, hat dort eine entsprechende Chronik 1552 herausgegeben.

Das frühe Datum von Nannis *Kommentare* kann demnach nicht stimmen. Es wird nur durch einen Hinweis scheinbar unterstützt, nämlich daß ein gewisser Lucio Marino Siculo (gestorben 1533) ein *Wunderbuch* über Spanien verfaßt habe, das in der ersten Gestalt schon 1496 oder 1497 den Thubal als Kolonisator Spaniens erwähnt, aber eben nur diesen, noch dazu als Sohn des Janus (statt des biblischen Japhet). Erst in der stark erweiterten Neuauflage von 1530 kommt dann die vollständige Königsliste des *Berosos* vor. Ich entnehme daraus, daß Nannis Werk auf keinen Fall vor diesem Datum, möglicherweise erst ein Jahrzehnt später, gedruckt wurde. Es wird auch ein anderer Mönch, Johann von Rihuerga, als möglicher Überträger der Berosos-Information genannt, das wäre ebenfalls nach 1540 gewesen.

Pedro de Medina, der die gesamte Liste bringt, soll schon 1548 gedruckt sein; mir lag nur die zusammen mit Perez de Mesa 1587 hergestellte Ausgabe vor, die dann in den Zeitraum der heftig entbrannten Kontroversen fällt.

Über den Inhalt erübrigt es sich, außer dem bisher angedeuteten mehr zu sagen, es wären für uns heute alles Mythen und Anekdoten aus der Vorgeschichte. Auffälligerweise kommen viele spanische Städte vor, wobei durchaus verläßliche Nachrichten über antike Bauwerke eingestreut sind, was den Kritikern Schwierigkeiten machte. Auch die heute als historisch akzeptier-

ten Festpunkte der Geschichte des Zweistromlandes sowie kurze Bezüge auf die ägyptische Geschichte (nach Manethon) erwecken beim unbefangenen Leser den Eindruck, daß hier ein Rückgriff auf später verlorengegangene und nur mühsam durch Ausgrabungen heute wiedergewonnene Überlieferungen vorliege.

Bekanntgeworden ist der vorsintflutliche Kulturbringer und Halbgott, halb-Mensch-halb-Fisch, Oannes (Johannes?), der vielleicht aus einigen mesopotamischen Rollsiegeln rekonstruiert wurde, die diesen sagenhaften Lehrer der frühen Menschheit abbilden. Die im 20. Jahrhundert entdeckten und entzifferten Keilschrifttafeln von Ninive (u. a.) bestätigen aufs schönste einige Aussagen von Euseb und Nanni, was mich keineswegs wundert, denn es sind ja nur wenige Wissenschaftler in der Lage, Keilschrift zu lesen, und diese sind meist Theologen gewesen. Bei entsprechenden Vorgaben kommen passende Lesungen heraus. Und wie konnte Nanni davon schon wissen? Gab es um 1500 noch Leute, die Keilschrift lasen oder wenigstens den Inhalt dieser Überlieferungen in groben Zügen kannten? Genau das muß ich annehmen.

Ein Hinweis ergibt sich aus der Mitteilung, Nanni habe als Vorsteher des Dominikanerklosters in Genua einen Bruder Georgia Armenio beherbergt, von dem er das Wissen erhalten haben könnte. Auch wenn das erfunden ist, legt es doch die Spur frei: Die Armenische Kirche wandte sich damals unter der Bedrängung durch die Türken an den Vatikan und sparte nicht mit Geschenken von kostbaren Büchern, die auf diese Weise auch gerettet werden sollten. Der enge Zusammenhang zwischen den Iberern des Westens und denen des Kaukasus, vornehmlich in Georgien, ist seitdem ein Grundthema in allen spanischen Geschichtsbüchern. Speziell wurde auch die Verwandtschaft zwischen kaukasischen Sprachen und dem Baskischen betont, was bis heute beliebt ist. In den Diskussionen des 16. und 17. Jahrhunderts war dies ein wichtiger Beweggrund für die Beschäftigung mit *Berosos.*

Der Bezug zwischen Orient und Okzident war schon auf arabischer Basis versucht worden. Inhaltlich begegnen sich an dieser Stelle die Geschichte Spaniens von Jimenez de Rada, Erzbischof von Toledo im »12. Jahrhundert«, mit der sogenannten *Ersten Chronik Spaniens* von Alfons X. und mit Nannis *Berosos* auf das engste. Wenn wir diese über mehrere Jahrhunderte gestreckte Geschichtsschreibung als das erkennen, was sie ist, nämlich künstlich gestreckt - wenn wir sie also synchronisieren -, sehen wir recht gut, was hier vor sich ging: Schöpfung der Heiligen Geschichte *(Historia Sagrada),* und das ist nichts anderes als das *Alte Testament* aus spanischer Sicht. Es versteht sich, daß da einige Texte auf der Strecke bleiben, andere verbessert oder nachgereicht werden mußten. Von Alfonsos *Erster Chronik* gibt es zwei Fassungen, auch der Josephus Flavius war zuerst noch nicht das, was man heute liest.

Dabei ist nun keineswegs mehr auszumachen, wer zuerst was schrieb, wer wen benutzte und wessen Endfassung sich durchsetzte. Das Ganze war ein

Gemeinschaftswerk über mehrere Generationen hinweg, wobei es durchaus vorteilhaft aussah, auch mißlungene Stücke als >Fälschungen< auszusortieren. Das gab dem Endergebnis einen seriösen Anstrich.

So erklärte etwa der französische Protestant Matthias Bärwald (Matthieu Béroalde, 16. Jh.), daß man im Altertum in Babylonien nicht so viel von der Geschichte Spaniens habe wissen können, daß ein derart umfangreiches Werk davon zeugen könne; darum müsse es fabuliert sein (Caro Baroja, S. 61).

Nicht zu übersehen ist, daß einige spanische Autoren noch sehr lange den Nanni verteidigten, der eigens für die Spanier geschrieben hatte, denn hier ging es ums Prestige. Die Erfindung der katholischen Lehre und der *Bibel* ist ja zum Teil in Spanien geschehen, und das wollte man sich nicht aus den Händen reißen lassen. Außerdem war die Verknüpfung von griechischer Mythologie mit der orientalischen (>hebräischen<) ein wichtiges Anliegen der Spanier gewesen, das nun der Bereinigung weichen mußte.

Dieser Vorgang brauchte rund zweihundert Jahre. 1667 veröffentlichte der Priester Gregor Argaiz ein Buch mit Kommentaren zur Chronik eines Mönchs, Hauberto (worüber ich schon 1998, S. 81, berichtete), die ein gewisser Lupiän Zapata entdeckt und beschrieben habe, der gerade in jenem Jahr gestorben war. Argaiz könnte auch selbst der Verfasser gewesen sein, der sich als Zapata ausgibt, der den Hauberto schrieb. Letzterer sei Enkel von Deutschen gewesen, die unter Karl dem Großen nach Sevilla ausgewandert wären; er schrieb demnach im 9. Jahrhundert. Eine Eigentümlichkeit dieser Chronik ist, daß die frühen spanischen Könige nun auch Frauen haben, die namentlich als Königinnen erwähnt werden: Noahs Frau heißt Tythea, Japhets Frau Noela und Thubals Frau Sepharad (wie sinnig! Sefarad ist der jüdische Name für Spanien). Homer hatte übrigens eine spanische Mutter und besuchte seine spanische Heimat auch, und sogar Nebukadnezar war König von Spanien. Viele dieser Informationen gehen übrigens auf >antike< Schriftsteller zurück; diejenige über Nebukadnezar findet sich im Josephus Flavius *(Antiquitates judaicas,* X, 227, und *Contra Apiano,* 1, 44), wobei der geheimnisvolle Megasthenes als älteste Quelle bürgen soll. Er wäre ein griechischer Historiker gewesen, der um 300 v.Chr. durch Seleukos Nikanor zum indischen König Sandrakotta (= Aleksander Gupta) als Gesandter geschickt worden war und hinterher sein Buch *Indika* verfaßt habe (herausgegeben von Müller in Paris 1848). Caro Baroja merkt in diesem Zusammenhang an (S. 101), daß derartige Traditionen, wie sie die Thubalisten produzierten, im Gegensatz zu denen des 19. Jahrhunderts stehen und »schwer zu sagen ist, was historisch gesehen falscher ist«.

Die andere Chronik, die Argaiz verwendete, die des Luitprand von Pavia, stammte von dem Erzfälscher Roman de la Higuera und war leichter aufzudecken (Topper 1998, S. 79). Insgesamt gelang es nicht annähernd, alle Erfindungen auszumerzen, denn in dieser Weise erfunden war ja das gesamte historische Gebäude und bestätigte sich inzwischen selbst.

Die Anspielungen auf spanische Orts- und Personennamen im Berosus sind so zahlreich, daß einige Beispiele genügen: Setubal, die portugiesische Stadt südlich von Lissabon, gab vielleicht den Anlaß für die Verbindung von Thubal mit Iberien, so wie auch der berühmte andalusische Philosoph Ibn Tufail hier nicht ausgespart werden konnte. König Betis trug seinen Namen nach dem bekannten Fluß, den die Araber Guadalgivir (Großer Fluß) nannten; König Ibero hieß nach dem Ebro, Tago nach dem gleichnamigen Fluß (Tajo, Tejo), Hispalo nach Sevilla (beziehungsweise seine Stadt nach ihm), und auch baskische Namen werden nicht verschont. Nicht zu vergessen: Der berühmte Manethon, der uns die ägyptische Chronologie bescherte, wird hier in vollem Licht dargestellt.

Die Weltstadt Rom wird *Berosus* zufolge zuerst in Spanien gegründet: Es ist Valencia, die Heimatstadt der Borgia-Päpste. In Nannis Kommentar dazu wird die Geschichte des Märtyrers Laurentius (St. Lorenz) erwähnt, die Valencia berühmt machen sollte; im 17. Jahrhundert wurde diese Ehrung mit dem Blutkelch zugunsten von Huesca entschieden (wie ich 1998, S. 82, darstellte).

Der Hauptzweck von Nannis Erfindung ist wiederum die Chronologie. Thubal betritt Spanien 42 Jahre nach der Sintflut, nämlich 2173 v.Chr., und rund ein Jahrtausend später endet dieser erste Teil der spanischen Monarchie, der damit gleichwertig neben den Historien der Babylonier und Ägypter steht, die ganz ähnlich hergestellt wurden. Die weitere Geschichte wird an Nebukadnezar und klassische Griechen angeknüpft, auch an die Karthager. Es gibt hier sogar schon die beliebten >symmetrischen< Jahreszahlen, zum Beispiel besteigt König Argantonio von Tartessos im Jahre 622 v.Chr. den Thron, das ist spiegelbildlich zum Beginn der Sarazenenherrschaft, deren Epoche (Hedschra) 622 AD angesetzt wird.

In dem sehr ausführlichen Text über das karthaginische Spanien schreibt Ocampo auch, daß die Karthager im Jahre 392 v.Chr. die Inseln Amerikas besuchten. Mag ja stimmen, daß die Karthager dorthin fuhren, nur das Datum muß das ausgerechnet eine 92 am Ende haben? Wir sehen die Komputisten hier richtig in ihrem Element.

Dies wurde zur Perfektion gebracht durch den Mönch Alonso Maldonado, dessen *Cronologia Universal* 1614 erschien und die Tage seit der Erschaffung der Welt (3964 v.Chr.) bis 1605 genau zählte, also eine Parallelarbeit zu Scaligers berühmter julianischer Zählung. Darin sind die thubalistischen Angaben integriert, und damit wird erkennbar, warum Scaligers System (durch Pétau, Paris 1627-1630) siegte: Der spanische Eigenweg, der eher begonnen hatte und lockerer erfunden war, mußte um jeden Preis ausgeschieden werden. Die Kirche wollte nur eine einzige Chronologie gelten lassen. Im Kampf gegen die spanischen Machtansprüche mußte der Thubalismus vernichtet werden. Darum hat man Nannis Werk bloßgestellt und seine Nachfolger schrittweise ausgegrenzt.

Daß dennoch ein sehr großer Teil der >historischen Fakten< unbemerkt ins fertige Bild hineinschlüpfte, ist akademischerseits nicht einmal bis heute bemerkt worden. Oder anders gesagt: Wie lächerlich die Erfindung der orientalischen Geschichte ist, nämlich der thubalistischen für Spanien ebenbürtig, das wird dem Kritiker Caro Baroja gerade erst beim Schreiben klar.

Die Überwindung des Thubalismus hatte auch etwas Gutes für Spanien. Wenn ich heute dort die Kritik an den hohen Jahreszahlen vortrage, ernte ich manchmal mitleidiges Lächeln. Bei uns hier in Spanien, sagt man mir, gibt es nicht diese überzähligen Jahrtausende wie im Orient; bei uns beginnt Geschichte tatsächlich erst mit dem 8./7. Jahrhundert v.Chr. mit den phönizisch-karthagischen (>orientalisierenden<) Einflüssen. Und echte Geschichte erst mit den Römern.

Die ersten spanischen Chroniken

Der spanische König Alfons (»X.«) der Weise war literarisch gesehen ein dem Friedenskönig Salomon angeglichener König von Kastilien, der ab »1257« auch deutscher König war, das heißt von den Kurfürsten gewählt, obgleich er dieses Land nie besucht hatte. Wurde hier in der Renaissance ein Herrscher konstruiert wie der Stauferkaiser Friedrich II., diesmal nach einem realen Vorbild, nämlich nach dem deutschen Karl V., der als Carlos I. in Spanien herrschte, sozusagen als Retourkutsche, um den spanischen Nationalstolz zu beruhigen? Alfonsos Gesetze wurden 1502 wirksam, das wäre 250 Jahre nach ihrer Verkündung. Und die ihm zugeschriebenen Sterntafeln waren erst nach 1500 gültig, wie ich schon in dem Kapitel über Kolumbus erwähnte. In den *Estorias* gibt es schon eine Päpsteliste, wogegen der allererste glaubwürdige Versuch einer solchen Liste frühestens Papst Eugen (IV.) um 1443 zugeschrieben wird. Damit dürften diese >Chroniken< (es sind zwei verschiedene Fassungen bekannt), die als Vorbild für die spanische Bibelschöpfung dienten, frühestens im 15. Jahrhundert abgefaßt worden sein. Ihre sprachliche Gestalt läßt das auch vermuten, ein Schüler kann sie heute noch fast mühelos lesen. Es gibt unzählige Hinweise auf diese späte Abfassung, nicht nur die Quellenforschung, die über einige Handschriften des 15. Jahrhunderts hinaus nur mühsam zu früheren Texten vorstoßen kann.

Zur Zeit der Abfassung dieser »ersten Chroniken Spaniens«, wie sie genannt werden *(primeras crónicas españolas,* abgekürzt PCE), gab es noch keine verbindliche Chronologie (ich folge Fernández-Ordoñez). Darum werden die Herrscher ohne Zeitangaben hintereinander gereiht. Erst in den jüngeren Texten tauchen Ären auf, und zwar in buntem Nebeneinander die spanische ERA, die römische Stadtgründungszählung (aUC, nach: Titus Livius), die Regierungsjahre einiger Herrscher und stellenweise schon die AD-Rechnung. Hier nehmen wir direkt teil am Ausbildungsvorgang der Chronologie. Die

ältesten Zahlen in diesem Text gehen auf Hieronymus/ Eusebius zurück und sind an den Jahren der Perserkönige (und zwar der Achämeniden!) orientiert; nicht Juda und nicht Byzanz gaben das Vorbild, sondern der Iran. Dieses Phänomen tritt uns öfters entgegen (etwa bei Ibn Chaldun, sowie auch bei deutschen Chronisten).

G. Menendez Pidal (1986, S. 319) führt eine Liste von 33 spanischen Wörtern auf, die entgegen der Meinung des Standardwerkes von Joan Corominas schon in den Texten von Alfons verwendet worden seien, mit nur vier Ausnahmen, darunter das Allerweltswort >*mandil*<. Da die übrigen Wörter tatsächlich erst im späten 15. und im 16. Jahrhundert benutzt werden, müssen auch die alfonsinischen Schriften entsprechend jung sein.

An den Illustrationen der alfonsinischen Handschriften kann man ebenfalls ablesen, wann sie geschaffen wurden. Einige Illustrationen seien am Bodensee entstanden, andere (z. B. im *Buch der Spiele)* sind so modern, daß es selbst Menendez Pidal schwer fällt, sie ins 13. Jahrhundert einzustufen. Es gibt spätere Zufügungen in der *Crónica General,* die den Mönchen damals nicht auffielen, weil sie Alfonsos Chronik nicht kannten (S. 18 f.). Wenn wir das Datum der Abschrift, ERA 1318, nach meinem erprobten Umrechnungsmodus (Topper 1999, S. 143 f.) um 259 vermehren, erhalten wir 1577, ein >ehrliches< Datum; das Manuskript der alfonsinischen *Astrologie* stammt von 1562. Die Texte könnten auch nach älteren Vorlagen verfaßt sein, hätten dann den (stellenweise auffällig dummen) archaisierenden Sprachstil beibehalten, inhaltlich aber sind sie vom katholischen Dogma geprägt, das auf dem Tridentinischen Konzil ausgearbeitet wurde.

In der *Estoria de Espanna* von Alfons dem Weisen wird eine Erklärung der Monatsnamen des Julianischen Kalenders unternommen. Sie bezeugt, daß diese damals unverstanden waren, sei es, weil sie gerade erst aufkamen oder weil sie schon vor undenklicher Zeit eingeführt wurden. Jedenfalls benötigten sie eine Erklärung, die übrigens äußerst eigenwillig ist, also noch nicht auf die später gewohnte Übereinkunft zurückgreifen konnte (Abschnitt 118). Den Schreiber - also den weisen König Alfons von Kastilien - wundert es, daß die Monate, die doch jeweils mit den Tierkreiszeichen übereinstimmen und in deren System geschaffen wurden, ganz andere Namen als die des Tierkreises tragen; anders als es bei der Woche der Fall ist, wo die Tagesnamen den sieben Planeten entsprechen. Da überraschte mich nun, daß der Tag des Herrn, der erste der Woche, auch hier der Sonne geweiht war und erst später den Zunamen Domingo (>Tag des Herrn<) erhielt, weil die Sonne als oberste Gottheit verehrt wurde. Die Wortschöpfung >Domingo< (frz. *dimanche)* läßt schon erkennen, daß hier gemogelt wurde, >*domini dies*< kann kaum die Grundlage gewesen sein. Nur in den germanischen Sprachen ist der Sonntag wörtlich erhalten geblieben; wenn Alfons ausdrücklich darauf hinweist, kommt ein Teil seines Wissens aus dem gotischen Sprachbereich, wie anzunehmen war.

Aus dem Text über die Monatsnamen geht hervor, daß die Monatsersten zugleich dem Beginn eines Tierkreiszeichens entsprochen hatten, wie ich anfangs schon darstellte. Kalendas ist also gleich 1° des jeweiligen Abschnittes. Der Name Januar wird einem sagenhaften König Janus mit zwei Gesichtern zugeordnet (heute meint man, Janus wäre ein römischer Gott gewesen), der Februar heißt so nach der Reinigung (>Fieber<), die in diesem Monat von den römischen Heiden mittels Opfergaben durchgeführt wurde. März heißt nach dem Kriesgott Mars (diese Deutung wird heute noch anerkannt), April wird mit *aprire* >sich öffnen< verbunden, also abgeleitet von Frühling (>froh<, >frei<). Mai und Juni heißen hier nach den beiden Heeresabteilungen, derjenigen der älteren Männer *(maiores)* und der der jüngeren Mannschaft *(juniores),* während Juli eine Namensgebung seitens Julius Cäsars darstellt, wie auch August durch den Kaiser Octavian Augustus so benannt wurde. Die weiteren vier Monate sind dann reine Zahlwörter (und da das Jahr mit Dezember endet, kam wohl die Mär auf, daß die Alten das Jahr in zehn Monate geteilt hätten).

In den »Ersten Chroniken« ist schon von Thubal die Rede; da sind in der typischen Form des Nanni von Viterbo schon heidnische Götter und Helden neben hebräische gestellt, sind Fabeln und Sagen mit Heilsgeschichte verquickt - kurz: Wir haben hier dieselbe Art von Herstellung einer uralten Vergangenheit mit Bezug auf Spanien, wie sie Nanni so phantasievoll im 16. Jahrhundert schuf. Und da sich dieser Alfons auch auf die bekannten Schöpfer des Katholizismus wie die Kirchenväter Augustin und Isidor, den Langobarden Paulus Diakonus und besonders den >Toledaner<, Jiménez de Rada beruft, bleibt uns nur der Ausweg, auch diese Chroniken, so altertümlich ihr Spanisch anmuten mag, ins späte fünfzehnte oder gar ins sechzehnte Jahrhundert einzugliedern.

Florián de Ocampo, den wir als Verfasser einer *Allgemeinen Geschichte Spaniens* (1543) kennen, könnte auch an den alfonsinischen Chroniken mitgewirkt haben, die er herausgab. Der Markgraf von Mondéjar, der als eifriger Kämpfer gegen die Geschichtslügen eines gewissen Roman de la Higuera auftrat (Topper 1998, S. 80), ergreift nun gerade in diesem Fall Partei für die Gegenseite und tritt für die *alleinige* Urheberschaft des weisen Königs Alfons für die ältesten beiden Chroniken Spaniens ein, was Floriän ablehnt. Beide streiten jedoch nicht um die reale Entstehungszeit, die ihnen wohl noch bekannt war, sondern nur um den Anteil der Mitarbeit, den der König gehabt haben könnte. Hier spielt sich wieder so ein gelehrter Streit im eigenen Hause ab, der das eigentliche Problem, die Chronologie, für uns vertuscht und - gleich, wer von beiden Recht behält - die Fälschung zementiert.

Ein Nachtrag ist hier nötig, der noch einmal klarstellt, wie Geschichte entsteht:

Wem es seltsam vorkommt, daß bei den Katholischen Königen und sogar ihren Nachfolgern immer noch von Goten die Rede ist, dem sei erklärt, daß

dies durchaus offizielle Lesart ist. Dabei dachte man nicht nur an die ungebrochene Linie des Herrschaftshauses, die >westgotische< Dynastie, sondern auch an den Anspruch europäischer Herrschaft, der damit verbunden war. Der spanische Ausdruck > *Visigodos*< (>Weise< Goten, d. h. Weisende Goten, Richter) ist erst sehr spät zu >Westgoten< umgestaltet worden, wie >*Ostrogodos*< (>Glänzende< Goten) zu >Ostgoten<. Im westspanischen Merida gibt es ein Museum der Visigoten, in dem man die Wiedergeburt der Gotenkultur betrachten kann. Die meisten Steine hier stammen aus dem Palast des Herzogs von Roca, der dort ab 1602 gotische Kunst neu schaffen ließ. Der Palast wurde Ende des 19. Jahrhunderts zerstört, die Marmorstücke kamen später in dieses Museum. Das Bestreben des Herzogs war kein Einzelfall, auch keine Marotte, sondern eine Zeitströmung, die aus dem Bedürfnis entstanden war, sich eine Geschichte zu schaffen, wie es andere Völker in Europa auch taten. Da sehen wir schöne Pfeiler mit der heidnischen Irminsul, Inschriften mit ERA-Datierung, nachempfundene Monogramme, Weinranken und verschlungene Bänder. Das muß nicht unter den Begriff >Fälschung< fallen, es war eher eine >klassizistische< Rückbesinnung, die mehr den künstlerischen Geschmack als den weltanschaulichen Gehalt betraf. Verstümmelung der Kapitelle, absichtliche Schreibfehler und antiquierende Symbole gehörten ebenso dazu wie die Wiederverwendung alter Marmorplatten. Und >echte< Stücke wird man auch gesammelt und restauriert haben. Als man 1610 unter Philipp III. eine >römische< Brücke wieder instandsetzte, fügte man eine Inschrift in Latein und Romanze an (also um Jahrhunderte rückwärts projiziert). Bei allen diesen Bemühungen ist eine antikatholische Tendenz herauszuspüren, ein >Zurück zu den Ahnen<, die vermuten läßt, daß die damals als vorchristlich aufgefaßte Gotenkultur noch nicht allzu weit zurückgelegen haben kann.

Teil 8

Die phantastische Figurenwelt der Romanik

Unsere Chronologiekritik bleibt weiterhin den romanischen Figuren auf der Spur. Weder christlich noch antiislamisch können sie gewesen sein. Sie sind Ausdruck der Lichtreligion und Fruchtbarkeitsanregung nach den Katastrophen, die vor sechs- oder siebenhundert Jahren geschahen. Die Monotheisten bekämpften später den Geist der freien Sitten, wobei viele Figuren nicht zerstört wurden. Heute werden sie kaum ver-

Vom Kampfgeist romanischer Kirchenbilder

Im Berliner Museum für Islamische Kunst im Pergamonmuseum war im Jahre 2003 eine merkwürdige Ausstellung zu sehen: »Islam in Kathedralen - Bilder des Antichristen in der christlichen Skulptur«, für die der Direktor Prof. Dr. Claus-Peter Haase verantwortlich war.

Diese Ausstellung wurde von den Veranstaltern zum Meilenstein im Kampf gegen den Terrorismus erklärt. Der Besucherandrang am 3. August 2003 war dermaßen stärk, daß man um Luft rang. Das hatte vielleicht nicht nur mit der Tatsache zu tun, daß an diesem Tag der Eintritt in die Berliner Museen frei war, sondern könnte auch auf die ungewöhnliche Behauptung der Aussteller zurückzuführen sein: Der Antichrist sei schon vor acht Jahrhunderten ein wichtiges Argument im Streit gegen andersdenkende Monotheisten gewesen.

Der erste große Wandtext spricht von den geistigen Vorgängen »in der damaligen elendigen Welt des Westchristentums« (in der Mitte des 11. Jahrhunderts), womit die Romanik gemeint ist. Das läßt aufwachen.

Ein dreijähriges Forschungsstipendium hat diese Aufklärung möglich gemacht: Claudio Lange (Fotograph), Gabriele Bartz und Alfred Karnein erkannten die Kollektivschuld der katholischen Kirche während der Kreuzzugszeit. Das kam gerade zum rechten Zeitpunkt, denn heute, wo dem Islam eine ungeheuerliche Beschuldigung entgegengeschleudert wird, ist es angebracht, seitens des prestigeträchtigen Museums für Islamische Kunst in Berlin eine Gegenbeschuldigung aufzubauen, die den Sachverhalt klarstellen soll: Die antiislamischen Kreuzzüge im Mittelalter waren eine christliche Provokation.

Indem im Begleittext die seltsamen und heute meist unverstandenen Figuren an vielen katholischen Kirchen jenes Baustils, der »bisher als Romanik bezeichnet« wurde, nun als »antiislamische Massenmobilisierung« erkannt werden, wird auch der kirchliche »Kriegspropagandaauftrag« bloßgestellt, der das christliche Glaubensvolk per Gehirnmassage (hier *»message«* genannt) kampfbereit machen soll, denn »ein heiliger Krieg ist ein totaler Krieg«. Diese Ausdrücke sind uns ja aus der Schulzeit vertraut, so daß wir sie ohne Schwierigkeit ins Mittelalter zurückprojizieren können.

Die Polarisierung des gegnerischen Glaubensgutes wird als These der »trophäischen Aneignung« bezeichnet, die so manche Interpretationsschwierigkeiten zu überwinden hilft. In Form von Beutekunst wird der Gegner eingemeindet. Der schiefe Turm von Pisa sei die trophäale Kopie eines Minaretts, das durch drangehängte christliche Glocken aus dem Gleichgewicht geriet.

Im ersten Saal sehen wir hoch an der Wand ein Foto von einem steingehauenen »Moslem« im spanischen Frömista in Palencia (11. Jahrhundert), der laut Erklärungstext die Grußgeste mit der linken Hand ausführt, also

aus Propagandagründen von dem christlichen Bildhauerabsichtlich verkehrt herum und damit in den Schmutz ziehend dargestellt sei.

Dummerweise haben die Aussteller nicht hingeschaut, denn der grüßende Mann legt auf dem Foto tatsächlich die richtige, die rechte Hand aufs Herz. Der Direktor der Ausstellung hätte aber hinschauen müssen, denkt der Besucher, denn auf solch eine Fehlsicht eine ganze Theorie aufzubauen, ist höchst gewagt. Darum wandte ich mich schriftlich an den Verantwortlichen, Herrn Prof. Dr. Haase, und erfuhr von diesem im Antwortbrief, daß »leider das Bild wohl seitenverkehrt reproduziert und daß eben die Ausstellung nicht perfekt« sei. Da Haase es auch einige Zeit später unterließ, das Bild umzudrehen oder einen entsprechenden Hinweis auf das bedauerliche Versehen anzubringen (eine Zeile würde reichen), wird es mit dieser Entschuldigung nicht stimmen. Wie sollte gerade dieses so überaus wichtige Foto als einziges von allen vierzig ausgestellten Fotos verkehrt herum abgezogen worden sein?

»Richtig sind Bild und Beschriftung daneben bei der Kirche von Cervatos >mit links<, so daß die These nicht schlecht begründet ist«, lautet Haases weiteres Gegenargument. Dieses Bild, das gerade gegenüber hängt, zeigt aber keinen Mann mit Grußgeste. Der Mann hält eine neben ihm stehende Person im Arm untergehakt, so wie Ehepaare oft spazierengehen, wobei der Mann den Arm anwinkelt und folglich niemanden dabei begrüßen kann. Also wieder fehlbehauptet.

Mit derartigen Feststellungen bricht die tendenziöse Behauptung zusammen, wenn auch nur in wissenschaftlicher Hinsicht, die den meisten Besuchern vernachlässigenswert erscheint. Außerdem werden noch weitere Behauptungen vorgebracht, die wir uns ebenfalls anschauen wollen.

Es ist der pornographische Aspekt jener Figuren, die einem prüderen Zeitalter sicher unangenehm sein müssen. Da sitzt im Gesims eine männliche Figur, ein »nackter, beschnittener Bartreißer« von St. Palais in Burgund, der durch sein Bartausraufen und sein übergroßes Glied den Islam verunglimpfen soll, was man an der beschnittenen Eichel erkennt. Wie auch an allen anderen Gestalten, die in der Ausstellung stets als »beschnitten« beschrieben sind, fällt es einem Betrachter nicht leicht, diesen chirurgischen Eingriff zu erkennen, da das Glied einfach übergroß dargestellt und kaum von den beiden Testikeln unterscheidbar ist. Eher könnte man drei Kugeln als Sinnbild der Heiligen Dreieinigkeit darin erkennen, aber das wäre im 12. Jahrhundert vielleicht etwas verfrüht.

Nun ist ja die Beschneidung nicht unbedingt ein Merkmal des Islams, auch die orientalischen Christen, die Juden, viele Negerstämme und Inder haben diese Unsitte ausgeübt.

Woran sich gar mancher sofort erinnert fühlt: an erotische Darstellungen der 'Hindus, etwa wie an den Tempeln von Chadschurao, wo die Paare oft in

ähnlichen Verrenkungen abgebildet sind. Hinzu käme, daß in der Hindukunst ebenfalls Beschnittene gezeigt werden, weshalb ein Rückgriff von den >romanischen< Figuren auf Moslems nicht zwingend ist. Da entsprechende islamisch-jüdische Figuren in der mittelalterlichen Kunst sonst nicht auftauchen, die Rückbezüge des Katholizismus auf den Hinduismus aber auch architektonisch augenfällig sind, möchte ich eher die Schiwa-Verehrer als Anreger vermuten.

Viele Besucher stimmen auch schmunzelnd in die >Propagandalügen< der Romaniker mit ein, die der Aussteller so deftig präsentiert: Das ist echte orientalische Erotik, wie man sie erzählerisch aus *Tausendundeine Nacht* kennt oder von Scheich Nefsauis *Duftgarten.* Der Ausstellungstext spart auch nicht mit Worten wie »Selbstbefriediger, Onanist, Wichser, penetrieren« usw. und zeigt die geile Löwin visuell aufreizend und das verspielte Löwenpaar so, daß man erregt werden sollte. Die Gesten der Autofellatio sind dermaßen gut fotografiert, daß während meines Besuchs Jugendliche staunend davorstanden und diese Akrobatik übten, um sie sich einzuprägen; ein erotisches Bilderbuch zum Mitmachen. Der Haß auf die Kirche, die unseren Vorfahren diese schönen Dinge vorenthalten wollte, war also unberechtigt, die Liebe zum Orient blüht auf. Die lustbetonte und lebensbejahende Erotik der romanischen (>anti-islamischen<) Figuren ist nicht zu leugnen.

Die Löwen und die Weiber mit den Händen an den Brüsten sind islambezogen - sagt Haase -, und das ist nachvollziehbar, denn gleich neben diesen Fotos stehen ja die islamischen Originalwerke des Museums. Da sehen wir ein Wasserbecken aus Ägypten, 13. Jahrhundert (also wenig später), mit Kufi-Inschrift und zwei Löwenköpfen sowie zwei Frauen, die ihre Brüste mit Händen halten. Das könnten die Vorbilder der romanischen Bildhauer sein (wenn es nicht umgekehrt war).

Dadurch werden die Skulpturen zur »kreativen Kriegspropaganda«, heißt es da, denn der anti-islamische Diskurs der romanischen Kathedralen will die Öffentlichkeit und den Markt erreichen. »Das Prinzip funktioniert ganz einfach: Ein nackter Musiker ist ein nichtchristlicher Musiker, ein nackter Faßträger ist ein nichtchristlicher Faßträger usw. Angemerkt sei, daß auch in der Literatur die christliche Auferstehung von Nichtchristen als >Erektion< verspottet wurde (Christenwitze).«

Deswegen »wird das übliche kunsthistorische Gerede von einem arabischen Einfluß in der christlichen Kunst schnell suspekt, schließlich absurd. Die These der Einflüsse dient einer Verniedlichung des Abgrunds zwischen den Feinden«.

Da wird eine Narrenkappe als Turban bezeichnet, wenn auch als »falscher Turban«; ein Weinfaßträger wird zum islamischen Abstinenzler, und ein Mann, der sich die Ohren zuhält, zum Muezzin (islamischer Gebetsausrufer, der nämlich dabei die Hände an die Wangen hält, um den Schalltrichter zu

vergrößern). Eine zitherspielende Frau wird zur Hure, und die islamische Musik allgemein verteufelt. Das Einhorn, Sinnbild der reinen Frömmigkeit und der jungfräulichen Enthaltsamkeit im gesamten christlichen Mittelalter, wird durch die neue Interpretation zum »Selbstbefriediger« und zum Schmähwort, bewiesen durch die Akten der Synode von Douci im Jahre 871 (also ein Jahr nach dem 4. Konzil von Konstantinopel), wo man demjenigen das Recht auf Gewalttat zugestand, der von jemand anderem als >Einhorn< bezeichnet wurde. Diese Synode habe immerhin schon mehrere Jahrhunderte vor den gezeigten Figuren stattgefunden, müßte also auch den französischen Gobelinwebern des 14./15. Jahrhunderts bekannt gewesen sein; die spielten demnach immer auf Onanie an. Nur das Relief, das man hier als Beweis präsentiert, gibt diesen Sinn nicht her: Ein Ritter kämpft gegen ein Einhorn, heißt es, und wenn auch nicht klar wird, wieso das auf Onanie hindeutet, muß zunächst festgestellt werden, daß das große Einhorn den Ritter anfällt und durchbohrt, während ein kleines Einhorn ihm an die Beine geht.

So steht die Ausstellung in wissenschaftlicher Hinsicht fragwürdig da, aber in politischer Hinsicht ist sie um so bezeichnender, als der Direktor Haase während seiner Führung mehrfach betonte: »Eigentlich erwarten wir«, sagte er, »daß die Ausstellung mit Handgranaten und Stinkbomben gestört wird, aber bisher ist leider nichts geschehen; offenbar gibt es hier keine Islamisten.«

Die Ausdrucksweise der Begleittexte ist in höchstem Grade sexistisch, nämlich unflätig, in der Wortwahl den niedersten Schichten angeglichen; Wörter wie >Nutte< oder >Wichser< sind neu im Vokabular dieses Museums. Außerdem sind viele Begriffe rassistisch in einer nicht gutzuheißenden Weise, denn was verstehen die Veranstalter unter »negroid-mongolischen« Gesichtszügen? Bild hübsche Mestizen oder verkorkste Rasse? So wird in wissenschaftlichen Ausdrücken dem gering vorgebildeten Betrachter etwas suggeriert, was er, der an die gediegenen Erkenntnisse des Museums gewöhnt ist, ohne kritische Vorarbeit nicht verkraften kann. Er wird es hinnehmen müssen wie ein Gift, das sich unauffällig einnistet.

In der Toskana finden wir die Tierwelt der Romanik

Überraschend war für mich vor vielen Jahren eine Ausstellung etruskischer Plastiken und Wandgemälde, die mir eine gar zu enge Verwandtschaft mit unserem >christlichen Mittelalter< aufzuweisen schienen. In dem bekannten Buch von Sybille von Cles-Reden zur *Etruskerkunst* (1948) fand ich vielfache Bestätigung, ohne daß die Autorin das in diesem chronologischen Sinne gemeint oder auch nur geahnt hätte. Sie spricht (S. 49) von einem »jugendlich-schönen Dämonen mit Raubvogelschwingen«, sieht »einen geflügelten Geierdämon Tuchulcha, über dessen tückischem Vogelgesicht zwei große

Eselsohren aus dem Schlangenhaar steigen«, und beschreibt Aita, den Herrscher der Unterwelt: »er trägt einen Wolfkopf mit aufgerissenem Rachen als Helm«, der »an Gestalten Michelangelos erinnert«.

Die Gesetze der Etrusker sind äußerst streng, von religiöser Inbrunst getragen; sie muten horrisch an. »Alle neun Tage hielt der König feierliche Rechtsprechung.« Auffällig ist die »Gleichberechtigung der etruskischen Frau. . .« (S. 160)

Und ausdrücklich (S. 161) ». . . die Frauenstatuetten erinnern mit ihren starken, über die Brust fallenden Flechten und den breiten Stirnreifen in ihrer Haartracht merkwürdig an jene der deutschen Frauen auf mittelalterlichen Darstellungen.«

In der Neuauflage (1956, S. 128 ff.) wird sie noch deutlicher: Der Gott Trifons, der Dreigesichtige, befindet sich auch heute noch an christlichen Kirchen in der Toskana, wie sie mit Bildern belegt! »Die christliche Auffassung von Hölle und Himmel wurde von dieser Ideenwelt (der etruskisch erhaltenen des Vergil in der *Äneis)* sicher entscheidender beeinflußt als von den spärlichen Angaben der *Bibel* über die jenseitigen Reiche.« - »In den Gesängen Dantes und Darstellungen der Höllenqualen und des Jüngsten Gerichtes. . . feierte die etruskische Unterwelt ihre Wiederauferstehung.« Vor einem chronologisch verzerrten Hintergrund mag das erstaunlich anmuten, zurechtgerückt ist es einleuchtend. Der Satan in den christlichen Malereien der Toskana »gleicht von Anfang an zum Verwechseln den hakennasigen und eberzähnigen etruskischen Dämonen, die wir von zahlreichen Reliefs, Masken und Fresken kennen«. - Scylla und Löwe und die übrigen tyrrhenischen Fabelwesen, die Schlangen, Greife, Delphine, Flügelpferde und Drachen, leben in der religiösen Plastik des Mittelalters weiter. Dazu auch die Chimäre, und sogar die Taufbecken gleichen den alten Bronzekesseln Etruriens ganz erstaunlich.

Als schönes Beispiel werden zwei Kirchen in Tuscania besprochen (5.129). Im »15. Jahrhundert« wurde das mit wehrhaften Befestigungen und außergewöhnlich schönen Gotteshäusern versehene Tuscania zerstört. Das Wappentier von Tuscania ist ein Drache mit geringeltem Leib, nach dem Vorbild der etruskischen Pystrix, unterweltliches geflügeltes Fabeltier, halb Drache halb Fisch. Die beiden Basiliken stehen außerhalb der Stadt auf einem Hügel einander gegenüber. An einer der Fassaden sieht man ein Relief eines dreigesichtigen Gottes, wie Geryones, mit einer Schlange vor der Brust, wie er bei Kelten und Wenden und in Dantes *Gesang* noch vorkommt: »An seinem Haupte der Gesichter drei. . .« (S. 131)

An mehreren Kirchen, auch in Rom und Pisa, kommt dieser Trifons, der dreistirnige Gott, vor, selbst die Heilige Dreifaltigkeit wurde so dargestellt. Erst nach 1600 verbot Papst Urban VIII. diese Formen, aber in Südtirol lebt sie bis heute weiter. »Aus den beiden seitlichen Schlünden des dreigesichtigen Höllenfürsten. . . in Tuscana wächst phantastisches Schlinggewächs mit

monströsen Blüten empor. Kleine, menschenköpfige Dämonen mit Vogelleibern sind darin verflochten. Sie tragen spitze Kopfbedeckungen, die an die phrygische Mütze der Antike, ein Unterweltssymbol, auch >Hadeskappe< genannt, erinnern.« - »Dieser Satanskopf trägt gleich dem dreigesichtigen tibetanischen Gott Sang-dui eine Krone aus spitzen Blättern.« (Abb. 11 Zeichn., u. 1948, Foto 66)

»Auf der Rückwand des Mittelschiffes (der anderen der beiden Kirchen, Santa Maria Maggiore) befindet sich eine der unheimlichsten Darstellungen des Weltgerichtes der an solchen Bildern wahrlich nicht armen Toskana.« Mit den Bildern vom Weltgericht meint sie die >mittelalterlichen< Fresken und Tafeln in Kirchen.

Etruskerkunst und toskanisches Christentum verschmelzen demnach zu einer so engen Einheit, daß sie selbst mit Fachkenntnissen kaum noch zu trennen sind, wenn man die Fundorte nicht dazunimmt. Nur diese geben also - wie so oft - die chronologische Einordnung ab. Dabei handelt es sich um ein Vor- oder Nachher: vor der Zerstörung der Etruskerwelt oder nach Einführung des Christentums. Der Zerstörungshorizont scheidet die beiden Kulturen akademisch gesehen jedoch um mehr als tausend, meist um fast zweitausend Jahre! Ein so großer Abstand müßte erst bewiesen werden. Könnte nicht eine direkte Fortführung, ein Wiederaufleben nach der Katastrophe, eine sinnvollere Erklärung geben?

Der Teufel als Bundesgenosse

Bei Betrachtung der Kunstwerke der Hethiter (Nola 1990, S. 167 ff.) sieht man, daß hier entweder die christliche Forschung gleichartige Muster in eine »zwei bis drei Jahrtausende« frühere Kultur hineinverlegt oder daß dieser Zeitabstand nicht besteht. Das ist für mich schwierig zu beurteilen, weil die Aussagen Nolas mir durch drei Übersetzungsvorgänge gefiltert vorliegen: vom Hethitischen ins Englische, von da ins Italienische und dann ins Deutsche, wobei der erste Durchgang der schwierigste ist. Zwei Beispiele: >Zauber< heißt auf Hethitisch *Hukmaish,* und der >Zauberer< (Exorzist) *Hukmatallash;* sehen wir von dem obligatorischen Schlußlaut sh (sch) ab, dann bleiben arabische Begriffe übrig: *Hikmet* = >Wissenschaft<, >Medizin<; *Hikmetallah* wäre ein Titel wie Ayatullah, also etwa: >Arzt<.

Die Religion der Hethiter hatte etwas Altertümliches, sie war hurritisch.

Einige Grundzüge der hurritischen Magie habe ich in meinem *horra-Buch* (2003b) in einem Unterkapitel (S. 51 ff.) herausgegriffen und dabei die erstaunlichen Parallelen zu den deutschen Hebammen gezeigt: »Das Schamanenritual wird ausschließlich von einer Frau ohne Gehilfen ausgeführt. Sie heißt >die alte Frau<, >die weise Frau<, und war von Beruf Hebamme. . . Sie ist Hexe im eigentlichen Sinne, mächtig in der Gesellschaft.«

»Die Aufgabe der Hebamme ist überaus wichtig: Sie hebt das Neugeborene auf (eine Geste, die im germanischen Bereich dem Vater zukommt) und reinigt ihm dann den Mund. In der hurrischen Mythologie gibt es auch eine Hebamme der Götter, denn diese sind eigentlich nur Helden, die geboren werden und sterben können.«

»Einerseits sind Binden und Lösen die magischen Gegensätze (wie noch bei den Hexen des deutschen Hochmittelalters), andererseits wird die Zeremonie als Rechtsstreit (!) zwischen dem Behexten und dem vermuteten Verursacher aufgefaßt.. .

Die Lösung der Fesseln wird auch als Bild ausgedrückt: Das am Holz Festgebundene muß befreit werden. Ursprünglich mag an ein angepflocktes Herdentier (Pferd?) gedacht worden sein, aber der an den Baum gefesselte Odin der *Edda* und der ans Kreuzesholz geheftete Christus künden sich schon an.«

Um böse Geister zu vertreiben, wird unter anderem eine Opferung von Brot und Wein vorgeschrieben, und die Alte, die das tun soll, ist keine Tempelpriesterin, sondern hat das Wissen der Hirten und Bauern. Auch ein Sündenbock, ein Ziegenbock, kommt vor, mit dessen Hilfe der Dämon in seine



Abb. 52a: Hethitische Basaltreliefs zeigen Greifen und sogar doppelköpfige Monster (Pergamon-Museum Berlin). (Foto U. Topper)



Abb. 52b: Hethitisches Basaltrelief aus Tell Halaf (Pergamon-Museum Berlin). (Foto U. Topper)

Heimat zurückgejagt wird. Reliefs aus Tell Halaf, heute im Pergamon-Museum in Berlin, *(Abb. 52a-b)* haben große Ähnlichkeit mit >romanischen< Figuren. Da sieht man zwei Einhörner, die sich an einer Irminsul aufbäumen, einen Fischmann, der zwei Schlangen in Händen hält, und ein Relief zeigt zwei Männer mit Lanze, die auf dem Kopf neben der Mitra Hörner tragen, Pferdefüße und einen langen Schwanz haben: Teufel zwar, aber noch nicht verteufelt, noch verehrungswürdig. Der Übergang zeichnet sich ab.

Insgesamt verstehe ich den engen Zusammenhang zwischen hethitischer Religion und >Gesetz< am hurritischen Beispiel als die Urform der Religion. Diese Verbindung wird uns immer wieder begegnen.

Auffällig ist auch, daß in den hethitischen Texten von der Pest geredet wird, gegen diese sollen Zaubermittel wirken. Die Pest 1500 v. Ztr.? Oder ist das nur christliches Vokabular des Übersetzers?

Die Landschaft, in der sich das alles ereignet, das Hethiterland, ist Kappadokien, eines der frühen, noch unterirdischen Siedlungsgebiete der Christen in Anatolien. Hethiter, Seldschuken, Christen - das liegt alles zeitlich nah beieinander.

Ein Stich von Johann Geiler von Kaisersberg aus Straßburg 1510 (Nola, S. 22) bringt die sieben Todsünden als tiergestaltige Dämonen, hethitisch und auch sehr Bosch-ähnlich. »Zweifellos ein Meister dieses mittelalterlichen Symbolismus« war Hieronymus Bosch, wie auch Caro Baroja (1967, S. 331, Anm. 3)

zugeben muß, ohne zu sehen, daß Bosch nicht als Historienmaler eine vergangene Zeit verewigte, sondern aktuelle Glaubensformen auf die Tafeln bannte. Und diese waren fast weltweit verbreitet.

Ein Abstecher ins Kerngebiet der Hurriter zeigt uns das Zusammenleben und -entstehen der frühmonotheistischen Kulte. In der südostanatolischen Stadt Mardin und Umgebung leben die letzten großen aramäischen Christengemeinden. Eindrucksvoll erhebt sich in der Nähe das hohe Kloster el-Zafran wie eine Festung. Der Gottesdienst in der »Kirche der vierzig Märtyrer« in Mardin läßt noch am deutlichsten die Entwicklung aus dem mystischen Theater durchscheinen, die Knaben und Mädchenchöre haben noch ihre wirkliche Funktion im Ritual. Der Priester vollzieht die Wandlung hinter vorgezogenem Vorhang im Altarraum. Sinnbild der Kirche sind zwei >Delphine<, die sich um ein Kreuz ringeln, ehemals wohl Schlangen oder Drachen. Am Patriarchenstab sind die Schlangen noch deutlich zu sehen. Heilige Fische auf den Ikonen sind Seelenbegleiter.

In diesem Großraum, wo Mandäer und Jakobiten, Maroniten und Jeziden ihren archaischen Religionsstil pflegen, sieht man auf alten Grabsteinen Schlangen und Pfaue, den Lebensbaum und die Erdmutter, geflügelte Wesen und den Stier. Die Ausformung des Monotheismus, die hier vor sich ging, trennt die Inhalte noch nicht, man kann zuweilen nicht einmal unterscheiden, zu welcher der vielen Religionen ein Bild gehört. Kunstführer streiten

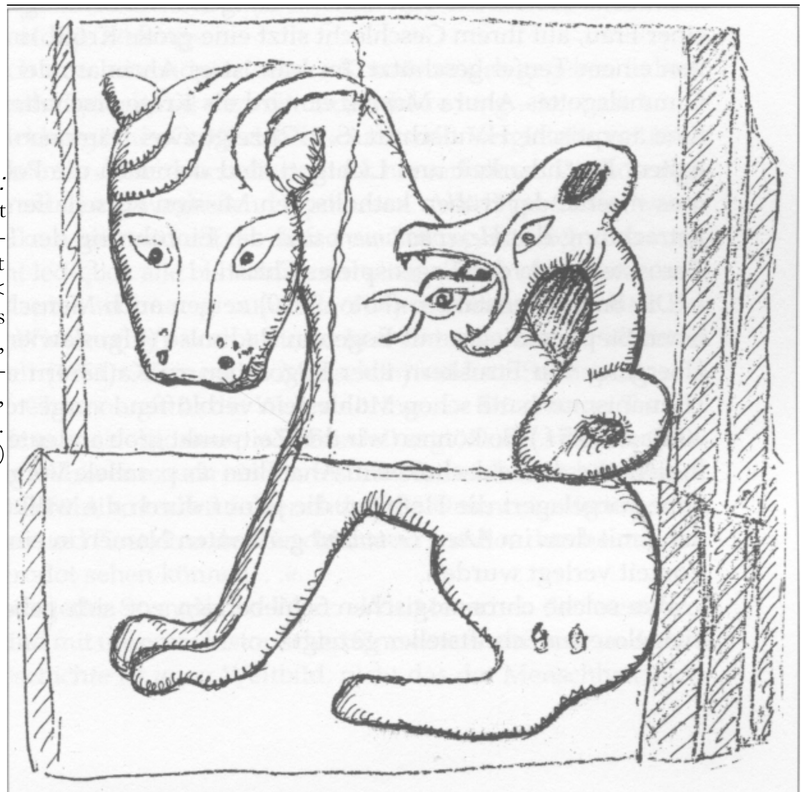


Abb. 52c: Löwe mit Schlangengottheit: >Das Recht und die Lüge< Seldschukisches Relief in Basalt, 13. Jh.? (Museum Diyarbakir, Türkei). (Zeichn. U. Topper)

sich, ob die Friese eines kleinen Kirchengebäudes auf der Insel Ahtamar im Van-See von Moslems oder von Christen geschaffen wurden. Zwischen der Deutung als islamischer Abbasidenkalif Muktadir mit Leibgarde auf der Jagd (»909-932 n.Chr.«) und jüdische Episode aus dem Leben des Propheten Jonas mit dem König von Ninive ist mehreres möglich; auch persische Mischwesen kommen vor, und die Kleidung weist auf Seldschuken hin.

Zumindest das letztere könnte einen Anhaltspunkt für die Datierung bieten. Vom »12. bis 15. Jahrhundert« herrschten in Ostanatolien mit Hauptstadt Mardin die türkischen Ortokiden. Obgleich sie theoretisch zum islamischen Weltreich gehörten, zeigen ihre Münzen Fabelwesen, die teils Sternbildern gleichen, so etwa ein Kentaur mit Drachenschwanz (Abb. in: Cherry, S. 47).

Dazu paßt die Legende von der Gründung der Stadt Diyarbakir: Ein Schmied fing den Teufel ein und legte ihn in Ketten im inneren Tor des Palastes fest. Seitdem ist die Stadt von Pest, Erdbeben und anderem Unglück verschont. Im Museum gibt es Basaltreliefs und Skulpturen aus der Seldschukenzeit dazu: Zwei Löwen tragen Drachen auf dem Rücken, man könnte sie für romanisch halten. *(Abb. 52c)*

Die iranische Malerei - zwei Teufel peinigen einen Menschen - (Nola, S. 56) ist Vorbild für die islamische Darstellungsweise gewesen, die auch im Abendland lebendig war. Auf romanischen Reliefs sieht man dieselben Gestalten: Am Portal der Kirche von Moissac saugen zwei Schlangen an den Brüsten einer Frau, auf ihrem Geschlecht sitzt eine große Kröte, und die Szene wird von einem Teufel geschützt. Im Iran ist es Ahriman, der Widersacher des Himmelsgottes Ahura Masda; er wird als Kröte erschaffen (ebenda, S. 57). Eine ägyptische Handschrift (S. 172) zeigt zwei Dämonen, die einen Frosch halten. Fruchtbarkeit und Lichtgott sind demnach die Pole. Dieser Dualismus machte der frühen katholischen Mission zu schaffen, wie wir bei der Betrachtung des *Hexenhammers* und der Einführung der Inquisition sahen. Zoroaster ist da der Gegenspieler Christi.

Die Bogomilenstatuen (Foto, S. 90) zeigen auch Menschen, zum Beispiel einen Steppenkrieger mit Bogen in Radimlse (Jugoslawien). Den nahtlosen Übergang von Etruskern über Bogomilen zu Katharern und italienischem Humanismus hatte schon Mühlestein verblüffend vorgestellt (siehe: Topper 2003a, S. 175 f.). So können wir den Zeitpunkt grob andeuten: die Kuschan in Indien und die Seldschuken in Anatolien als parallele Vorgänge. Und diesen nahe vorgelagert die Hethiter, die ja nur durch die willkürliche Gleichsetzung mit dem im *Alten Testament* genannten Namen in eine unergründliche Vorzeit verlegt wurden.

Wie solche chronologischen Schiebereien vor sich gehen, sei mit einem vielgelesenen Schriftsteller gezeigt:

Eine frühe Chronologie-Kritik: Cerams Buch über die Hethiter

Der populäre Autor C. W. Ceram, dessen Bücher in Hunderttausender-Auflagen erschienen und von >aller Welt< gelesen wurden, schrieb in seiner anschaulichen Schilderung der hethitischen Königreiche (1955) ausführlich über das Chronologie-Problem. Im 7. Kapitel, »Die Könige von Hattusas«, macht er sich Gedanken über den wissenschaftlichen Wert der Geschichtsschreibung. Er zitiert Leopold von Ranke, der bloß »zeigen will, wie es eigentlich gewesen« ist, und macht daran klar, daß dies eben nicht das Ziel der Geschichtsschreibung sein kann. Spenglers entgegengesetzter Standpunkt (1936/1951) wird als »Geschichtsschreibung ist Dichtung!« charakterisiert, der Historiker ist kein Wissenschaftler, sondern ein Deuter.

Doch dann wagt er sich aufs Glatteis: 1590 v.Chr., das Jahr, in dem der hethitische Reichsgründer Mursilis I. ermordet wurde, ist »einer der wenigen Fixpunkte der hethitischen Geschichte«. Anschließend berichtet er »von einem jener Mißverständnisse, wie es keiner wissenschaftlichen Disziplin in ihrer Geschichte erspart geblieben ist«. Es handelt sich um eine Lücke von 200 Jahren in der hethitischen Königsabfolge (zwischen 17. und 15. Jahrhundert v.Chr.), für die jedes Dokument fehlte und »die auch nicht durch Analogien mit der Geschichte anderer Völker. . . zu füllen war«. In der Tabelle der hethitischen Könige von Kurt Bittel (1937) war hier ein weißes Feld. Man »versprach aber baldige Lösung«.

Ceram fragt sich nun berechtigterweise: »Konnte es das gegeben haben? Provinzielle Bedeutungslosigkeit - zweihundert Jahre lang - in sonst kontinuierlicher Entwicklung eines Großreiches?« und stellt Vergleiche zur Neuzeit an, die das Absurde dieser Vorstellung stark hervorkehren. Die Lösungsversuche »reizten zu den gewagtesten Hypothesen. Alle Hypothesen waren falsch«. Und doch kam niemand auf die einfachste Lösung, nämlich zu vermuten, »daß vielleicht lediglich alle bis dahin erarbeiteten Daten falsch waren«.

Das ganze 8. Kapitel widmet er nun dem Thema Chronologie unter der Überschrift »Die Wissenschaft vom historischen Datum«. Hierzu zitiert er auch Egon Friedell (1951): »Seine (des Menschen) stärkste Sehnsucht, sein ewiger Traum ist: Chronologie in die Welt zu bringen.« Ein schöner Traum, eher eine Seifenblase, eine »Illusion«, wie Friedell sagt. Dabei sind die Griechen ein typischer Fall, wenn auch ein Kuriosum: Hellas »kannte überhaupt kein historisches Gefühl, unterließ folgerichtig jede Datenorientierung und warf die Ereignisse und Gestalten der Geschichte so wahllos durcheinander, wie wir es bei Herodot sehen können. . .«

Darum kommt wieder Spengler zu Wort: »Wir Menschen der westeuropäischen Kultur sind mit unserem historischen Sinn eine Ausnahme und nicht die Regel; Weltgeschichte ist *unser* Weltbild, nicht das der Menschheit.«

Ceram führt nun Einzelheiten vor, die das Gesagte bestens verbildlichen:

»Im Verlauf von rund hundert Jahren Forschungsarbeit verlegte man zum Beispiel das erste dynastische Datum der ägyptischen Geschichte. . . (König Menes) vom Jahre 5867 v.Chr. auf das Jahr 2900 v.Chr.« Das auf diese Weise erschütterte Vertrauen des Geschichtsstudenten baut Ceram nun mit einer langen Betrachtung über die Erstellung von historischen Daten mühsam wieder auf.

Als erstes Beispiel bringt er die »Königsliste WB 444 mit den Königen vor der Sintflut«, in der die Herrscher durchweg Jahrzehntausende regierten, der erste 28 800 Jahre, der zweite 36 000 Jahre usw. Das ist zur Vertrauensgründung kaum geeignet. Dagegen gibt es spätere Listen aus Babylon, die vernünftige Jahresabstände bringen, auch wenn diese wegen eines fehlenden Fixpunktes völlig in der Luft hängen. Außerdem haben die »Listenverfasser ganz nach Belieben Könige, die sie für unwichtig erachteten, ausgelassen; oder sie waren ohne eigene Schuld falsch informiert; oder sie hatten von anderen falsch abgeschrieben; oder sie hatten ganz einfach verschiedene Dynastien, die gleichzeitig regiert hatten, untereinander statt nebeneinander aufgeführt«. Ganz einfach.

Zum Beispiel behauptete »Sargon (um 2350 v.Chr.), daß nicht weniger als 350 Könige vor ihm über das Land Assur geherrscht hätten«, was natürlich »eine ganz unmögliche Behauptung« sei.

Als schmalen Ausweg, der dennoch ebenso seine Tücken hat, stellt Ceram die »Daten- und Eponymenlisten« vor. (Mit Eponymen sind hier Jahre gemeint, die nach Ereignissen benannt sind, also im Jahr des Erdbebens, der Sturmflut, des 11. September. . .) Auch hier liegen »Fallstricke für die Forscher« bereit, die an Beispielen erläutert wird. Die Schreiber hatten nämlich »oftmals Jahresnamen geändert - aus dynastischer Laune, aus Gründen bewußter Geschichtsfälschung oder sonst aus irgendeinem Anlaß. Und schließlich hatten die Schreiber die Angewohnheit, die Namen abzukürzen - oft bis zur Unverständlichkeit oder sie zitieren aus dem Gedächtnis und zitieren falsch! Schon aus diesen Beispielen dürfte es klar sein, daß die Aufstellung des Chronologie-Gerippes für die Alte Geschichte zu den bedeutendsten Leistungen der historischen Wissenschaften zählt«. Wer diese Leistung vollbrachte, erwähnt Ceram leider nicht.

Er meint: »Es ist recht kurios, daß ein heutiger Forscher auf Grund seines Einblicks in ein Material, das dem babylonischen Provinzchronisten gar nicht zur Verfügung stand, bereits in der Lage ist, an der Arbeit der vor mehr als drei Jahrtausenden verstorbenen Chronisten strenge Kritik zu üben - besser gesagt, kurios ist nicht die *Möglichkeit* der Kritik, sondern die Tatsache, daß er die Möglichkeit *wahrgenommen* hat.« Mit einem wörtlichen Zitat eines Sumerologen wird die ganze Ironie auf die Spitze getrieben. Ich spare das hier aus.

Dann werden auch die Königsinschriften einer Prüfung unterzogen und als relativ untauglich erkannt, weil ja diese Despoten sich stets verherrlichen ließen (Hitler wird als modernes Beispiel herangezogen), weshalb weder die verzeichneten Schlachten noch die Friedenstaten der Wirklichkeit entsprechen müssen.

Spannend wird es dann, als die wirkliche Lösung dargestellt wird: Der Zaubergriff sind die Synchronismen, vor allem mit der Bibel und der ägyptischen Geschichte, die ja inzwischen schon vorangekommen und auf sehr enge Fehlergrenzen festgelegt waren. Die Schwankungen über mehrere Jahrtausende hatte man mit Hilfe der Sothisdatierung eingeschränkt.

Zuerst hatte nämlich »der große deutsche Historiker Eduard Meyer in seiner *Ägyptischen Chronologie* 1904 und 1908 auf Grund der Sothis-Perioden das älteste Datum der Weltgeschichte errechnet: den 19. Juli 4291 v.Chr.!« Später mußte man dann von diesem Thron etwas herunterkommen, aber für das 2. Jahrtausend v.Chr. stehen immerhin Daten zur Verfügung, die auf zehn Jahre genau sind.

Und nun tauchte ein neues Problem auf - »die datenmäßige Festlegung Hammurabis. Es war längst gelungen, höchst nebensächliche, zweit- und drittrangige Könige des 2. Jahrtausends (v.Chr.) zeitlich genau zu fixieren, aber trotz allen Scharfsinns gelang es nicht, den ganz ohne Zweifel bedeutendsten König an Euphrat und; Tigris, den großen Gesetzgeber Hammurabi, an rechter Stelle einzuordnen«.

Also nicht einmal die relative Einreihung war möglich.

Man zog sogar die Archäologie mit ihren Schichtenfolgen zu Rate, nahm Stilvergleiche von Kunstwerken vor und kam schließlich auf 20. oder 19. Jahrhunderte v.Chr. Dadurch fehlten zwei Jahrhunderte. »In der alten ägyptischen und noch besser in der babylonisch-assyrischen Chronologie konnte man sich darüber hinwegmogeln; es gab genügend Dynastien und genügend Könige.« Nur bei den Hethitern fehlten dann diese zwei Jahrhunderte schmerzlich. Schrittweise ging man herunter mit der Datierung, aber es reichte nicht.

Bis man einen Synchronismus fand, einen Zeitgenossen des Hammurabi, den Herrscher Samsi-Adad, der aus der »Assyrischen Königsliste« bekannt war und um 1780-1750 regierte. Daraus »ergab sich für die Regierungszeit Hammurabis nun zweifelsfrei >um 1700< - heute können, nach Auswertung zahlreicher Urkunden, als >ziemlich gewisse< Regierungszeit die Jahre von 1728 bis 1686 angenommen werden. Mit einem Schlage war damit eines der wesentlichsten Chronologie-Probleme der Alten Geschichte gelöst«. Und damit waren auch »die zweihundert Jahre, die nur auf dem Papier existiert hatten, dahingeschmolzen«.

Von hier aus rückwärts vorstoßend wurde Sargon I. bestätigt, er gründete sein Großreich 2350 v.Chr. »Es ist das höchste geschichtliche Datum, das von

der Forschung bis jetzt (1950) mit einigem Anspruch auf Richtigkeit errechnet werden konnte.«

Zum Schluß bringt Ceram eine Beschreibung der gerade entdeckten C14-Methode und feiert sie als das absolute Mittel, um Chronologiefragen eindeutig zu beantworten. Daß dies im Laufe der nächsten Jahrzehnte schiefging, hat er nicht geahnt.

Mit diesen verkürzten Auszügen (vor einem halben Jahrhundert schrieb man noch etwas blumiger und ausführlicher als heute) will ich den berühmten Schriftsteller nicht lächerlich machen. Er hat nämlich - meines Wissens erstmals - die Ausmerzung eines künstlichen >*dark age*< (dunkles Zeitalter) in der Geschichte des Alten Orients anschaulich dargestellt. Dabei hatte er sich mehrmals laut gewundert, warum die Historiker nicht gleich erkannten, wo der Fehler lag. Und das können wir nun auch: Wir wundern uns, warum jener Denker, nachdem er den ganzen Vorgang der Chronologiebildung durchleuchtet und deren Schwächen erkannt hat, nicht lauthals lachte über

neugefundenen Daten, sondern seinen Lesern diese als der Weisheit letzten Schluß darbot. Das bleibt ein echtes Rätsel.

Es müßte ihm (wie auch vielen anderen Historikern) durch die lange Beschäftigung mit dem Thema klar geworden sein, daß die >Hethiter< ihre zeitliche Einordnung nur über den Namensgleichklang mit Passagen in der *Bibel* und dadurch mit der biblischen Chronologie erhalten hatten. Wenn man ihnen einige Jahrtausende nimmt, rutschen sie ins >Mittelalter< und damit in einen Zeitraum, der ihnen religiös wie kunsthistorisch angemessen ist.

Nikolai oder Nikolaus, wer war das?

Bei meinen Wanderungen in Norddeutschland fiel mir immer wieder auf, daß im Kern alter Städte eine Nikolaikirche steht oder daß das älteste Viertel der Stadt Nikolaiviertel heißt, manchmal auch ohne eine solche Kirche. Das reicht von Osnabrück über Lippstadt und Brandenburg bis Berlin und Anklam in Pommern. Eine statistische Untersuchung wäre vielleicht aufschlußreicher als diese Erfahrung, die sich in der Erinnerung allmählich festsetzt, hier kann ich nur von meinen Eindrücken erzählen.

Als Berliner fange ich in Berlin an: Nahe am Übergang über die Spree, der zur Gründung der Stadt Anlaß gab, steht die Nikolaikirche, deren Weihe etwas jünger als die Marienkirche sein soll, was sich nur auf die christliche Benutzung bezieht. Als Gebäude dürfte die Nikolaikirche eher bestanden haben. Heute trägt sie zwei Türme, während noch auf Stadtplänen aus dem Barock (z. B. von 1688) nur ein Turm vorhanden war. Dieser mächtige Turm aus behauenen Granitsteinen wird - soviel kann ich nach den jahrelangen Beobachtungen als gesichert annehmen - das erste Heiligtum am Platz gewesen sein, das Nikolaiviertel ist der älteste Kern Berlins. Die Marienkirche

hätte am Stadtrand oder außerhalb der Stadt gestanden, wie es sich für frühe Christentempel ziemt.

Die alten Stadtpläne Berlins lassen recht gut erkennen, was ich (2003a, S. 72 u.ö.) die >Dreiteilung< oder >dreigestaltige Religion< nannte: Das Nikolaiviertel bewohnten die deutschen Heiden (Gerechtigkeitsreligion), es hatte ein Rathaus und Gerichtsgebäude, eben den Nikolaiturm. Gegenüber auf der anderen Seite der Spree liegt Cölln mit der Peterskirche, Siedlung (Colonia) der deutschen Christen, wobei Peter wie überall der Ersatz für Donar ist.

Und im Kiez, der sich nach Süden anschließt, lebte die Fischerbevölkerung, Wenden mit ihrem anderen heidnischen Kult. Das ist sogar im Plan von 1750 noch ablesbar.

Fahren wir in die Stadt Brandenburg, da sieht es nicht anders aus. Drei Stadtteile drängen sich um die Havelschleife: Neustadt, Altstadt und Dominsel. In der Altstadt selbst gibt es nur das Rathaus; die beiden Kirchen, Johannis und Gotthardt, liegen außerhalb der ersten Mauer, und die älteste christliche Kirche, die Nikolaikirche, weit außerhalb der Altstadt; seit der Restaurierung ist sie ein Schmuckstück romanischer Architektur. Der Domkiez dagegen wirkt mit seiner runden inselartigen Abgeschlossenheit wie der Thingplatz des ganzen Gebietes. Neben ihm steht für den christlichen Gebrauch dazugesellt eine Peterskapelle. Im Mittelpunkt der Neustadt liegt der Markt, und nicht weit davon, wegen der kultischen Ausrichtung Ost-West schräg ins Gassengeviert gebaut, wobei viele Häuser abgerissen werden mußten, steht die gotische Katharinenkirche, die entgegen aller gutgemeinten Vordatierungen nicht älter als die Reformationszeit sein wird.

In Anklam an der Peene steht die Nikolaikirche mitten in der Stadt; der Turm erhebt sich auf mächtigen Granitsteinen, die zweimal ein Meter messen. Auf dem Turm gab es ein Signalfeuer, das weit übers Haff sichtbar war und den Lotsen den Weg wies, bis 1586 ein neues Dach dieser Bedeutung ein Ende machte. Ebenfalls in der Stadt steht eine zweite alte Kirche, die der Maria geweiht ist.

Osnabrück hat auch eine Marienkirche, neben der Kirche steht das Rathaus des Westfälischen Friedens. Außerdem gibt es einen Dom mit Nordportal und >romanischen< Figuren sowie ein mächtiges Westwerk mit Kaisersaal, noch ganz im Stil des Gerechtigkeitskultes. Das älteste Viertel der Stadt ist das Nicolaiviertel, die Katharinenkirche hat einen alten Turm.

In Lippstadt liegt die erste Besiedlung rund um den mächtigen Turm der Nicolaikirche, der als ältestes erhaltenes Bauwerk der Stadt gilt, nahe beim Alten Markt; neben der Marienkirche erstreckt sich der Neue Markt. (Auf die kultische Bedeutung des Turms hatte ich 2003a, S. 74 ff., hingewiesen, sie hat sich bis heute erhalten.) *(Abb. 53)*

Diese Reihe könnte fortgesetzt werden, sie zeigt schon das Muster. Es gibt auch Orte, die Nikolai heißen, wie die Stadt in Oberschlesien, oder Nikolai-

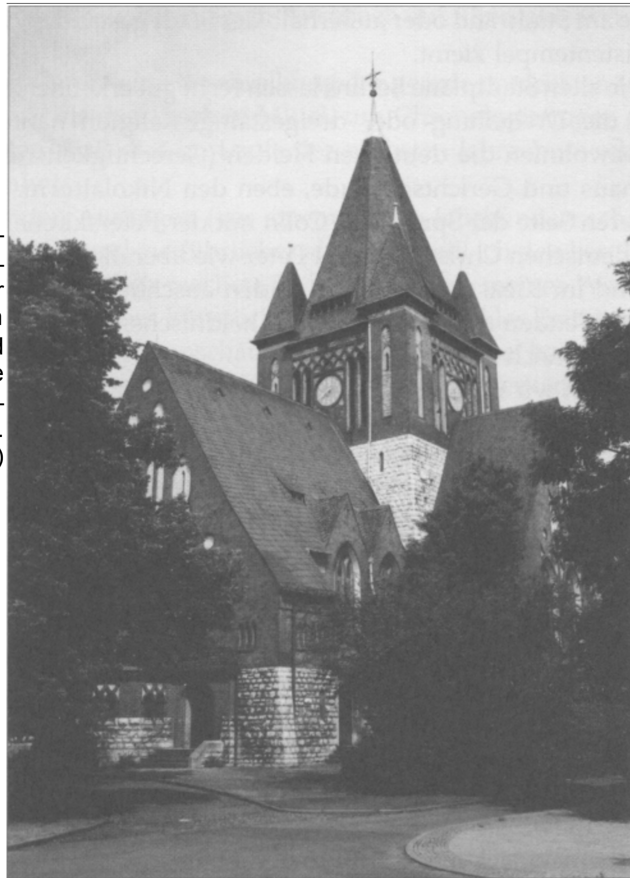


Abb. 53: Evangelische Kirche in Berlin, 19. Jh.: Der Turm steht mitten im Bauwerk und beherrscht es, die Schiffe sind kreuzförmig angegliedert. (Foto U. Topper)

ken bei Gumbinnen. Doch der Name wundert mich: Der Schutzherr dieser Kirchen und Orte wird heute als Bischof Nikolaus von Myra in Kleinasien angegeben, das ist nicht nur weit hergeholt, sondern auch sprachlich verwirrend. Sein Todestag, der 6. Dezember, ist ja noch heute so etwas wie der Konkurrenztag zu Weihnachten. Die Bescherung (oder Bestrafung) der Kinder fand vielerorts - heute noch in Norddeutschland und Holland - an diesem Tag in echt heidnischer Form statt.

Auf den Namen Nikolaus gehen mehrere ketzerische Strömungen zurück, meist als Nikolaiten zusammengefaßt. In der Offenbarung des Johannes (2, 6 u. 15) sind die Nikolaiten jene Heidenchristen, die die jüdischen Speisegesetze und die sexuelle Prüderie nicht beachten wollten. Im >Mittelalter< nannte man die Priester, die nach Einführung des Verbots der Priesterehe ihre Frauen nicht verlassen wollten, >Nikolaiten<. Das Wort bezeichnete theologisch allgemein Leute, die es mit der Keuschheit nicht so genau nahmen, also wie die Heiden freizügig lebten.

Das hat einen geschichtlichen Hintergrund, der gar nicht so lange zurückliegt: Ein Prediger namens Heinrich mit dem Zunamen Nikolai, geboren in Münster 1501, von einfacher Art mit mystischer Erleuchtung, erweckte eine große Gemeinde von Köln über Utrecht und Amsterdam bis England, die von der kirchlichen Mission nicht erreicht wurde. Wann er starb, weiß man nicht, seine Anhängerschaft wuchs noch lange und überlebte unter verschiedenen Gruppierungen (Wiedertäufer, Mennoniten, das sind die mit der Sonne am Giebel ihrer Bethäuser, usw.) bis ins 19. Jahrhundert, obgleich die englische Königin Elisabeth schon 1580 seine Schriften verbrennen ließ. Diese Schriften sprachen nur von der Liebe, »die eins macht mit Gott«, und darin lag das Verbrechen. Den Namen >Familisten< erhielten sie, weil sie sich alle wie eine große Familie fühlten und gegenseitig so achteten.

Die wichtige Stadt Münster und die blutige Niederschlagung der Wiedertäufer 1535, die mit den Familisten manche Gemeinsamkeit hatten - zum Beispiel die Mehrehe - wäre ein eigenes Kapitel wert. Da Thomas Münzer und die Bauernkriege in den letzten Jahrzehnten in der DDR vielfach bearbeitet wurden, kann ich es hier mit dem Hinweis bewenden lassen.

Die Verbreitung der Nikolaikirchen deckt sich ungefähr mit dem Ausbreitungsgebiet der Hanse, also etwa von London über Brügge bis Riga und Nowgorod und zum fernen Archangelsk, von Stockholm bis Köln. Die Hanse war eine Vereinigung der Kaufleute ohne staatliche Struktur, sie hielt kein Heer und keine Kriegsflotte, prägte keine Währung, stellte keine Beamten an und war doch mächtiger als viele Staaten, führte eigene Kriege und bestimmte die Finanzen des gesamten Nordens zwischen »1159« (Gründung von Lübeck) und 1669, der Auflösung des letzten Hansetages. Auch Anklam war Hansestadt und führte einen Greif im Wappen. Man nannte das Kerngebiet der hansischen Städte von Lübeck bis Greifswald auch >wendische Städte<, womit klargestellt war: Christen waren sie nicht (siehe *Zedlers Lexikon* 1743 unter dem Stichwort >Wenden<: Deutsche sind Christen, Wenden sind Heiden). Das Lübecker Recht war die einzige Formel, die alle zusammenhielt, womit der Begriff >Gerechtigkeitsreligion<, der noch näher erklärt wird, angesprochen ist. Zur religiösen Vielgestaltigkeit des 16. Jahrhunderts hier noch eine Klarstellung: Luther befürwortete in seiner Schrift *Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche* die Rechtmäßigkeit der Ehe zwischen Christen und Nichtchristen, wobei er als letztere nennt: Heiden, Juden, Türken und Ketzer; die größte Volksgruppe im eigenen Bereich nennt er zuerst, die Heiden.

Zurück zu Nikolai, das ein heimisches Wort sein müßte, wenn es nicht griechisch ist *(Niko-laos* = >Volksbezwinger<). Es dürfte aus unserem eigenen Sprachbereich stammen, was ich bei so weiter Verbreitung und gewichtiger Bedeutung annehmen möchte. Nikolai ist die >slawische< Form von Nikolaus, die wendische Namensform. Als darunter liegende heidnische Gottheit bleibt nur der Gott der Gewässer übrig, der Nöck. In einem der ganz weni-

gen männlichen deutschen Flußnamen ist er erhalten, im Neckar, der in lateinischen Urkünden Nicer geschrieben wird. Der romantische Dichter August Kopisch hat ein zauberhaftes Gedicht über den Nöck geschrieben, vertont von Carl Loewe. Dazu kennen wir noch die Wörtchen >naß< und >necken<. Im märkisch-wendischen Bereich ist der Nix der männliche Wassergeist, sonst sind die Nixen die weiblichen Geister oder die Begleiterinnen des Nöck. Die Engländer erinnern sich herzhaft an Nick, das ist der gute alte Teufel, »dear old Nick«, Gegenspieler Gottes, vertraut und nicht satanisch.

Im deutschen Norden ist Nikolai der Schutzherr der Seefahrer, der Fischer und der Handelsleute; so steht es in den christlichen Texten zu den Altarweihen dieser Kirchen. Damit wurde die Eingemeindung des Gottes der Gewässer vollzogen.

Orgien der Fruchtbarkeit, mystische Liebe, Vermehrung

Neben den Nikolaikirchen sind die Marienkirchen älteste christliche Anbetungsorte in Deutschland. Im 15. Jahrhundert war die Verehrung »Unserer lieben Frau« allgemein weiter verbreitet als die irgendeiner anderen Gottheit. Ihre Gleichsetzung mit der Mra (aramäisch für >Frau<), Maria als Mutter Jesu, erfolgte im Laufe der nächsten hundert Jahre. Die vielgestaltige Bezeichnung der Muttergottheit wandelte sich, wurde schließlich vereinheitlicht zu einer Jungfrau und Gottesmutter zugleich. Der Aufnahmeschwur der Augustinermönche (den auch Luther leistete, siehe Burg, S. 41), lautete auf »Gehorsam Gott dem Allmächtigen und der heiligen Maria, allzeit Jungfrau«, nur diesen beiden Gottheiten. Auch Männer konnten Maria mit Vornamen genannt werden, und nicht nur mit zweitem Vornamen wie heute noch. Das weist auf den Gottesstatus der Maria hin.

Einer ihrer alten Namen war Isis, wie Tacitus schreibt. Seine Bezeichnung der Idistawiso im Zusammenhang mit der Hermannschlacht könnte Verschreibung aus Idisiawih, Idisenweih, Tempel der Idis, sein (Prietze, S. 104). Da der Name der Göttin mit dem ägyptischen Namen Isis fast gleichklingt, wurde die Gleichsetzung vorgenommen, die umgekehrt verlaufen sein wird: Isis ist in Ägypten ein Importgut, sie fuhr als Idis hinüber. Plural davon sind die Disen, was bei Prietze (S. 73) mit dem Gerichtstag zusammenhängt. Vielleicht kann auch das Wort >Eid< dazugestellt werden, man schwor ursprünglich auf die Mutter.

Das Umfeld ist zu ahnen: Eine Frau (Frigg, Freya) war die Herrin des Kultes. Sie trug auch später noch echte eigene Namen: Perchta (Bertha) und Birgit, Frau Holle (Hel, Hulda) oder Nehale (in Holland). Vielfach übernahm sie einfach die göttlichen Gestalten wie Odilie, Lucia und Ursula.

In vielen Wallfahrtskirchen in ganz Europa wie auch an den Heiligtümern Nordafrikas lebt der Fruchtbarkeitskult weiter. Frauen mit Kinderwunsch

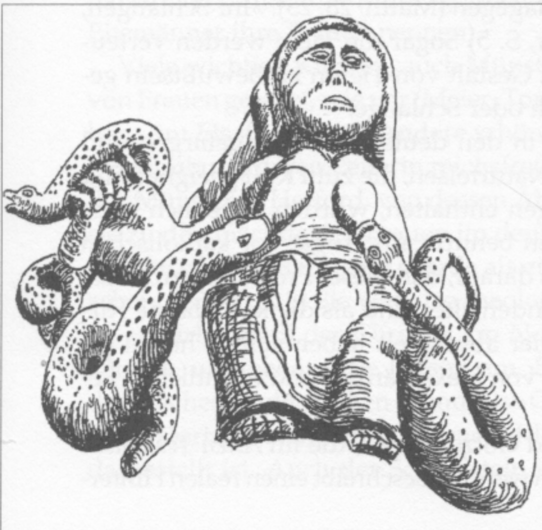
pilgern von weither zu den jährlichen Festen (oder auch zwischendurch) und vollziehen die Riten, die durchaus erfolgreich sind - sonst würde sich der Brauch schnell verlieren.

Tierstil und Schamanismus gehören zusammen. Die Schamanin verkehrt mit Tieren in ihrer eigenen - oft auch erotischen Weise. Wiedergeburtsidee und Magie sind die geistigen Grundlagen. All das ist in der Gralsliteratur wie auch in den erotischen und tierischen Kirchenfiguren deutlich dargestellt. Wichtig sind daher bis heute die fruchtbarkeitsfördernden Tiersteine in den Kirchen: Frauen, die Kinder wünschen, reiben ihren Unterleib an diesen Figuren; sie reiten zum Beispiel auf dem steinernen Bären (in Andlau im Elsaß) und werden dann schwanger. Nicht der Zeugungsakt mit einem Mann allein gilt als Garantie für Fruchtbarkeit, sondern die Übernahme eines (Tier-) Geistes aus dem großen Reservoir der Seelen, die auf Wiedergeburt warten. Dies geschah kultisch in den Kirchen, nicht etwa heimlich nachts im Walde.

So müssen die Kopulationsfiguren Mensch-Tier (und umgekehrt) auf Kirchendächern und über Portalen verstanden werden. Erregend waren die Reliefs und Skulpturen der synkretistischen Religion, die in immer wieder abgewandelter Gestalt die große Mutter zeigten, an deren Brüsten zwei Schlangen trinken *(Abb. 54).*

Abb. 54: Die große Herrin säugt zwei Schlangen an ihrer Brust. Romanische Reliefs in Frankreich (nach Bougoux T. LXXVI, S. 168); rechts in Langogne, unten in Sieq.





Die >skythischen< Tänze der Deutschen, die Moriskentänze, wo sieben Männer eine Frau umkreisen, die ihrer Lust freien Lauf gewährt, waren gerade in der Reformationszeit große Mode, wie viele Abbildungen und schöne Skulpturen zeigen. Ich möchte auf den Anklang an den Schamanentanz hinweisen. Wo der Moriskentanz nicht in religiösen Gruppen als mystische Erfahrung gepflegt wurde, war er eine geduldete, ja bürgerlich bevorzugte Belustigung.

Wir hatten gerade gehört, daß die Nikolaiten wegen ihrer freizügigen Liebe verpönt waren und später verfolgt wurden. Das war ein allgemeines Unterscheidungszeichen zwischen Heiden und Christen geworden: Wer es in der Liebe und Fortpflanzung freizügig nahm, der gehörte dem Teufel an, nicht dem Christus.

Darum verhängten die katholischen Priester strenge Strafen für Unzucht in Kirche. Wer im Gotteshaus Liebe allzu fleischlich pflegte, der mußte das Drei- bis Zehnfache von dem bezahlen, was ein Elternmörder zu zahlen hatte. Das mag uns absurd klingen, bezeugt jedoch die Schwerpunktsetzung: Die Beibehaltung alter Sitten war todeswürdig, weil sie religiös verankert waren. Selbst so häufige Delikte wie Konkubinat wurden fast wie Mord bestraft.

Es gab bei den Heiden nämlich rituelle Gemeinschaftszeugungen bei festgelegten nächtlichen Feiern, auch im Gotteshaus, was den Christen ein Dorn im Auge war. Die Kinder der Liebe galten den Heiden als Gemeineigentum, da sie von der Gottheit gezeugt wurden. In einigen synkretistischen Kulten - zum Beispiel bei Imasiren in Marokko - haben sich Reste dieser Vorstellung erhalten. Mit diesem Kult wurden mehrere Engpässe zugleich überwunden: Unfruchtbarkeit eines Ehepartners, verlorenes Zeugungsgut von Unvermählten, übermäßige Besitzanmaßung von Partnern und Kindern.

Die christlichen Pfaffen wetterten dagegen (Matth. 23, 23): »Ihr Schlangen, ihr Otterngezücht. . .« (siehe: Wenger, S. 5) Sogar die Tiere werden verteufelt, denn die Fruchtbarkeit wurde in Gestalt von Tieren zu Bewußtsein gebracht, als Kröte oder Hase, als Storch oder Schlange.

Die sogenannten >Heidenkirchen< in den deutschen Mittelgebirgen und den österreichischen Alpen, teils nur Naturfelsen, die zum Kult geeignet sind und zuweilen auch noch Felsritzungen enthalten, wurden angeblich noch lange von >protestantischen< Gruppen benutzt aus Angst vor katholischen Verfolgern. Ich werte das als Hinweis darauf, daß diese >Protestanten< (Hussiten, Wiedertäufer. . .) in jenen Gegenden älter sind als die katholische Kirche. Die Kulthandlungen, die sich hier abgespielt haben sollen, haben oft orgiastischen Charakter; man spricht von Hexentänzen und nächtlichen Festen mit erotischen Auslassungen.

Die Gleichsetzung von Hurerei und Götzendienst, die im *Alten Testament* so häufig von den Propheten verschrien werden, beschreibt einen realen Hinter-

grund, der bis zur Einführung des Monotheismus als moralisch einwandfrei gegolten hatte. Denken wir nur an die Tempelprostitution, die im Orient wie auch in Hellas zum Gottesdienst gehörte. Frauen - auch aus besseren Familien - gaben sich Wallfahrern hin, um der Gottheit zu gefallen und durch ihre Vermittlung ein Kind zu empfangen. Weniger häufig wird die Umkehrung erwähnt, die in einigen Kulturgruppen zur Pflicht des Landesherrn oder Priesters gemacht wurde: Er mußte seine Fruchtbarkeit dem Volk übertragen, was sich als *Ius primae noctis* (Erstbeschlafung von Bräuten) noch lange erhalten hatte.

Aberglaube ist Gegenglaube

Aberglaube bedeutet zunächst: Gegenglaube. Wer abergläubisch ist - das gilt noch heute-, der ist nicht wirklich gläubig. Die Wissenschaft vom Aberglauben beschreibt den Gegenglauben, den Heidenglauben. Wer über den Glauben der Väter etwas wissen will, der schaue in die Bücher (z.B. in das Lexikon von Bächthold/Stäubli), da steht es mit allen Einzelheiten. Übrigens: von Astrologie keine Spur! Tagewählerei gab es dennoch, durchs Wetter bedingt, außerdem auch durch den Markttag bestimmt.

Manche Beschreibung damaliger Bräuche, etwa ein Hexensabbat, wird uns heute nicht mehr verständlich sein, nur die Grundlinien sind klar gezeichnet. Der Teufel ist der Landesherr, mit ihm schließt der Neuzugänger den Vertrag, der zur Treue verpflichtet, wie einem Lehnsherrn. In diesen Feiern, die mit großem Gepränge in den kalenderwichtigen Nächten vor Weihnachten oder Johanni (usw.) im Freien, besonders auf Bergspitzen, stattfanden, gab es auch ein Gemeinschaftsmahl, ausgelassene Tänze und Liebesakte. Die Hexen bildeten die eigentliche Macht im Lande, denn unsere Vorfahren glaubten an eine allmächtige Muttergottheit, die >Holde< genannt (so wie noch heute Ehemänner ihre Frauen nennen).

Viele wichtige Kirchen, auch Münster und Abteien, wurden ursprünglich von Frauen geleitet, wie wir (Meier, Topper, Zschweigert) am Beispiel Odilienberg (im Elsaß) zeigten. Andere schöne Beispiele sind die Klosterkirche von Quedlinburg, deren Leiterin reichsfrei und mächtig wie der Kaiser war, und das Münster in Herford, von dessen Äbtissin gesagt wird: »Immerhin gehörte sie zu den mächtigsten Frauen im deutschen Reich. Sie war im bischöflichen und fürstlichen Rang und wurde als eine Vertreterin Christi auf Erden angesehen.« (Beer, S. 5) Sie war also theologisch dem Papst gleichgestellt. Nur so ist erklärbar, daß der Christus am Nordportal kein Mann ist, sondern eine Christa, und ebenso die Person am >Siebensonnenportal<, die zwar wegen des Buches in der linken Hand als >Christus< bezeichnet wird, aber durch ihre Haartracht, Gesichtsausdruck, Kleidung und Gestik eindeutig als Frau dargestellt ist. Auch der Schlußstein im Dominikalgewölbe zeigt eine Frau

als Weltherrscher, wie aus ihrem Halsschmuck, der Armgestik und der weiblichen Sitzhaltung auf dem Stuhl ersichtlich ist. In den vier Kapitellen des >Schlafhauses< sind ebenfalls nur Frauen abgebildet, außerdem innen wie außen mehrere Gestalten, die als »Frau Terra (Erde) mit Drachen« bezeichnet werden. Wie aus Anatolien und Frankreich (usw.) gewohnt, stillt sie den doppelköpfigen Drachen an ihren Brüsten. Der vorchristliche Kult in Europa war auffallend einheitlich!

Was auch aus den vielen erotischen Figuren in den romanischen Kirchen ersichtlich ist: Geschlechtsverkehr war jenen Menschen eine natürliche Angelegenheit, ein Grund zur Freude, ja ein kultisch geformter Lebensinhalt. Die aufkommende monotheistische Richtung gebärdete sich in diesem Punkt äußerst rabiat. Alle Schimpfwörter gegen die Heiden betreffen diesen Bereich: Sie werden der Hurerei, der Fleischeslust und Befleckung, und was da noch alles im *Neuen Testament* steht, beschuldigt. Mit geifernder Heftigkeit setzten die Christen gegen die natürliche Liebe die Eifersucht ihres Gottes, der nur die Fortpflanzung der Erlösten begünstigt.

Jede Art von Naturgottesdienst, Festtänze oder Gemeinschaftsmahl, wurde von den Pfaffen als Geschlechtsverkehr mit dem Teufel angeprangert. Warum nicht als Tanz mit dem Teufel? Als Geschlechtsverkehr. Der nackte Körper galt ihnen als Ursprung allen Bösen! Diese orientalische Einstellung wird uns heute wieder erschreckend bekanntgemacht.

Nach der Holden und dem Teufel kommt als wichtigstes Wesen der Hirsch, latinisiert als Hircus, der dem Hyrcinischen Gebirge (dem deutschen Mittelgebirge) den Namen gab. Er ist die Gottheit des Waldes, bringt Fruchtbarkeit, Freude und Gesundheit. In vielen europäischen Schlafzimmern hängt sein Bild über dem Ehebett. Durch die Übersetzung des lateinischen *Hircus* als >Bock, Ziegenbock< entstand der Verweis auf den horrischen Gott, und so erklären sich die widerlichen Darstellungen der Kirche, auf denen die Heiden beim Jahresfest einem Ziegenbock huldigen und ihm sogar den Hintern küssen.

Gegen das bäuerliche Verhaftetsein an Haus und Boden propagieren die Christen ein nomadisches Gefühl. Tierhaltung ist ihnen oberstes Gebot. Sie sprechen von Schafen, wenn sie die Gemeindemitglieder meinen, der Pastor (Hirte) oder Pfarrer hütet sie. Pfarre ist sprachlich >Pferch<, wo man die Tiere hineintreibt. Vegetarier wurden zum Tode durchs Feuer verurteilt.

Das Verhältnis der Monotheisten zu den Tieren ist pervers: Es geht stets um das Opfer. Sei es bei Abraham oder bei Jesus: Dem Abraham bringt nur das geschlachtete Tier die Erlösung, nämlich Befreiung von der Tötung des ersten Sohnes; bei Jesus bringt das Selbstopfer (des >Lammes<) gar Erlösung der gesamten Menschheit.

Den Heiden waren die Tiere Sinnbild der Wiedergeburt. Das muß nicht immer so wörtlich aufgefaßt werden, als ob sie geglaubt hätten, daß alle

Menschen als Tiere wiedergeboren werden. Aber daß es zuweilen vorgekommen sein soll, glaubten sie. »Trink nicht daraus, mein Brüderchen, sonst wirst du ein Reh!« sagt das Schwesterchen in einem Märchen der Brüder Grimm.

Wiedergeburt wie im Heliand und Tierverbundenheit wie im Gralsmythus - so etwa könnten die Grundgedanken der deutschen Heiden vor fünfhundert Jahren umrissen werden. Das alles galt nur vor dem unbestechlichen Gerechtigkeitsgefühl, das den Kult bestimmte. Vergeltung war ein ins Zeitlose gedachtes Gesetz, das wohl nicht unbedingt hier und jetzt durchzusetzen war, aber seine zeitliche Fernwirkung ausübte: In der Gesellschaft war es ausgeprägt als Urteil und Wiedergutmachung, im Jenseitigen war es die Belohnung oder Erniedrigung mit Hinblick auf die nächste Wiedergeburt. Die wurde häufig in der Familie erwartet, was auch die immer wiederkehrenden Vornamen bezeugen. Wenn ein Kind geboren wurde, wußte man meist, mit wessen Wiederkehr man es zu tun hatte.

Viele Kirchenreliefs und Buchillustrationen, die nur noch wie >Rankenmotive< aussehen, wurden von den Heiden als Ausdruck der Wiedergeburt verstanden. Zeitlos verschlungen stellten sie jedem sichtbar das Naturgesetz dar. Alles Lebendige kommt aus dem unerschöpflichen Brunnen der Fruchtbarkeit und geht beim Sterben wieder dahin zurück. Die Einmaligkeit eines Lebenslaufes ist eine der Neuschöpfungen des Monotheismus: Wer stirbt, wird am Ende von der Gottheit gerichtet; ein zweiter Versuch ist nicht möglich. Das ist der Grundzug der >Heilsgeschichte< oder Leidensgeschichte des Gottessohnes: Sie ist einmalig.

Das Schauspiel war ursprünglich Totengeleite, Hilfe für einen Verstorbenen und seine Angehörigen. Durch den Psychopomp (Totenführer) wurde die >Seele< des Gestorbenen ins Jenseits geführt und den Lebenden damit Anschauungsunterricht und Trost gegeben. Das war bei archaischen Griechen wie auch bei Kelten oder Indern etwa gleich (Topper 1988). Die direkte Vorstufe für die christlichen Schauspiele - die Passionsspiele - waren die persischen (schiitischen) Leidensdarstellungen, >Tazie< genannt. Das Wort bedeutet >mitleiden< im eigentlichen Sinne, übertragen auch >bemitleiden<. Mitleiden tun noch heute die Schiiten, die im Monat Muharram das Leiden ganz körperlich mitvollziehen.

>Taziechan< nennt man die Darsteller der persischen Passionen, deren Texte in Europa erst später, durch Graf Gobineau (um 1865 in Paris) bekanntgemacht wurden. Den Christen des 15./16. Jahrhunderts war allerdings die künstliche Zurschaustellung bewußt (Ecce homo), wenn sie die Leidensgeschichte Christi auf der Bühne miterlebten. Im Zusammenhang mit Bildern von Bosch habe ich das schon erklärt. Gemeinsam ist beiden Formen, daß man die Wiederholung oder Nachahmung eines >historischen Ereignisses< darstellte, im Iran die Tragödie von Kerbala, in Europa die Kreuzigung Jesu in Palästina. Das ist von der ursprünglichen Seelengeleite wie auch dem antiken Thea-

ter schon sehr weit entfernt. Es gehört nicht zu Literatur und Kunst, sondern nur noch zur Religion, wobei der Rückgriff auf die Geschichte - und damit auf einen zeitlichen Fixpunkt - vorherrschend ist. Ödipus mag als mythischer König gelebt haben, wann das war, ist dem Dichter Euripides gleichgültig. Jesus oder Hüssein muß als Person zu einem genau definierten Zeitpunkt gelebt haben, sonst wird das ganze zur Posse. Das ist das Neue an den Passionsspielen: Sie erheben Anspruch auf dokumentierende Geschichtlichkeit.

Der gehenkte Baumgott

Die Burg von Bentheim im westlichen Niedersachsen liegt auf einem Felsbuckel, der weit das flache Land überragt. Es ist der nördlichste Felsen der Tiefebene, ein echter Vorposten vor dem flachen Nordmeer. Das Steinkreuz im Burghof, genannt >Herrgott von Bentheim< *(Abb. 55),* gilt als das älteste figurale Zeugnis für Christentum in Norddeutschland, monumental und formvollendet. Es muß einer vorkatholischen Zeit angehören, denn der Mann trägt einen Mantel (wie ein König) und steht in der Haltung eines Anbetenden oder Segnenden vor einem Kreuz (siehe: Gert Meier). Es ist der Herr des Jahres, der Sonnengott selbst.

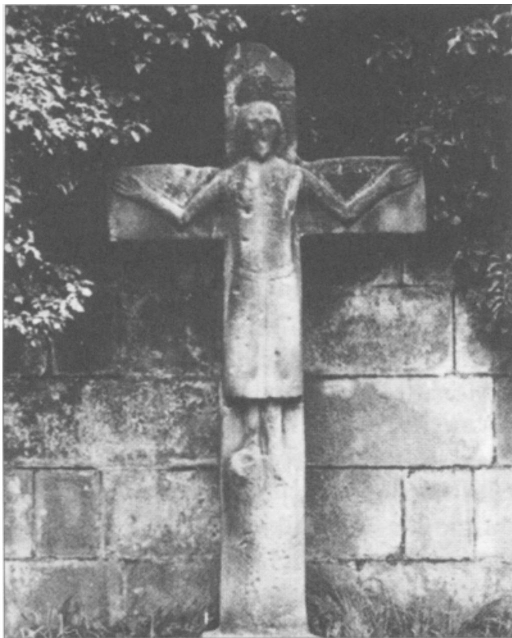


Abb. 55: Der >Herrgott von Bentheim<. (Foto Gert Meier, in: Meier (Hg.), *Die deutsche Frühzeit war ganz anders,* Tübingen 1999.

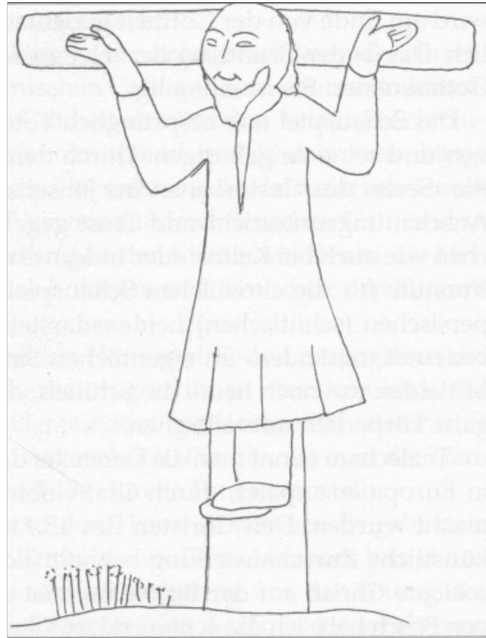


Abb. 56: Der gekreuzigte Halladsch in einer persischen Miniatur. (Nachzeichnung U. Topper)

Wie schon erwähnt, wird der gekreuzigte Sufi el-Halladsch genauso dargestellt *(Abb. 56),* und Bosch zeigte die Heilige Julia, die Jahresgöttin, in dieser Pose. Die sogenannte Chorschranke der Sachsenkirche bei Halle zeigt einen Reiter mit Speer und Schild über der Midgardschlange. Was könnte daran christlich sein? Und der Kampf des Urmenschenpaars mit dem Drachen auf den Externsteinen ist alles andere als hebräisch zu verstehen.

Eine Grundlage des Christentums hat sich in Mitteleuropa entwickelt: Hier gab es zuerst den Heliand und den Krist, die Jahreskreuze von Irland und Schweden, die Mythen von Odin und Esus, den gehenkten Baumgöttern, den Heiligen Mantel und die Holde Göttin. In Byzanz wurde der Gekreuzigte sehr spät eingeführt; im gesamten östlichen Bereich ist er noch heute nicht volkstümlich.

Die Verbindung von Kreuzform und gehenktem Mann - zunächst am gegabelten Lebensbaum (Irminsul), dann am T-Kreuz, schließlich am >Wahren Kreuz< - ist eine Synthese, deren Werdegang noch ablesbar ist. Aus verschiedenen Motiven, zu denen auch der speerdurchbohrte Kriegsgott gehört (Offb. Joh.), entstand die synkretistische Glaubensform, die wir im ganzen Abendland nach der Katastrophe aufblühen sehen. Durch die Mönchsorden und die Gestalt eines Bernhard von Clairvaux (die »Reform von Cluny«) entstand das Christentum in ursprünglichster Form. Die Kirche in Avignon und die Schulen von Paris schufen den Machtapparat und die Lehre dazu.

In der Johannes-Offenbarung wird Alpha-Omega als Sinnbild für die religiöse Zeit verwendet, wie es schon lange auf Felsbildern vorkam; dort ist es kaum als solches erkennbar, denn eigentlich ist es ein A und ein W. Das W, ein uraltes Symbol (siehe Pichler, in: *Almogaren* 32, S. 151-164), wird als kursives Omega aufgefaßt. Häufig ist die Reihenfolge umgekehrt (also von rechts nach links gelesen), auch wenn es an den beiden Kreuzenden hängt.

Dieses wie viele andere Symbole signalisieren ein vorchristliches Heidentum, in dem das Kreuz noch kein Marterwerkzeug ist. Die Hakenkreuze, Rosetten, Eidechsen usw., die man in Kirchen von Asturien (in Spanien) bis Norditalien und Österreich sieht, werden fälschlich als >arianisch< bezeichnet, haben aber mit einer Ketzersekte, die man theologisch so beschreibt, nichts zu tun.

Für die jugoslawischen Grabsteine der Bogomilen gilt dasselbe: Alle möglichen heidnischen Symbole kommen vor, nur keine christlichen Kreuze. Der Anschluß dieser Kultform an die gnostische Religion von Anatolien ist leicht erkennbar, wird auch theologischerseits anerkannt. Diese Fachleute präsentieren uns wieder einen markanten Zeitsprung: Die Gnosis Anatoliens wird ins 4.-5. Jahrhundert datiert, »ausgehende Antike« (nur so kann man dort noch >Inseln< heidnischen Glaubens rechtfertigen), und die Bogomilen des Balkan setzen mit dem 9. Jahrhundert ein, wahrscheinlich sogar erst ein Jahrhundert später; man springt über ein halbes Jahrtausend, als wäre das eine Angelegenheit auf dem Papier (statt eine Arbeit der Steinmetze).

Von diesen Bogomilen oder Paulinikern ist dann ein kleiner Weg zu den Katharern und Albigensern, den Waldensern und Begharden und Beghinen, im 13. und 14. Jahrhundert grausamst verfolgt, aber in der Reformationszeit noch sehr lebendig. Wieder ein Sprung von einem halben Jahrtausend. Kein Problem? 0 doch!

Darum ist von Theologen geschrieben worden, daß es die Katharer schon ein ganzes Jahrtausend eher gab, nämlich als Novatianer, wie die kirchlichen Ketzerschriften sie nennen. Novatian hatte sich im Jahre 251 AD von der rechtgläubigen Kirche abgespalten, weil er nicht dulden wollte, daß die während der Christenverfolgung umgefallenen, abtrünnig gewordenen Christen nach dem Ende der Verfolgung wieder in die Kirche aufgenommen wurden. Er gründete eine neue Kirche, die der >Reinen< (griech. *katharoi),* im Gegensatz zu denen, die sich verunreinigt hatten. So haben wir Katharer tausend Jahre vor ihrer Vernichtung, die Chronologie ist gerettet. Nur diese Katharer sind tatsächlich Reine und Christen dazu. Absichtliches Verwirrspiel.

In einem kritischen Zwischenruf an die Chronologierevisionisten (1999, S. 299 ff.) merkt der Schweizer Theologe Peter Winzeler zu diesem Thema an, daß für Jesus schon lange Vorbildgestalten gefunden wurden: »Die wiederholten Ermordungen eines Priesters Jesus (Jason) in der späten Perserzeit und in der Makkabäerzeit sind schon von Julius Wellhausen (1914, S. 178 f., 236 f.) als Doubletten erkannt worden.« Winzeler geht mehrere Schritte weiter, indem er erkennt, daß an einigen Stellen abendländischer Mittelaltergeschichtsschreibung »600 Jahre in Wegfall kämen. Die Renaissance läßt vermuten, daß Plato kaum früher lebte als die christlichen Apologeten des 3. Jahrhunderts (wie Origenes).

Aristoteles lebte wenig früher als seine arabischen Kopisten«.

Und wann lebten Petrus Walden, Wiclif und Hus wirklich? Die Lollharden in England waren nicht Vorläufer, sondern wie die Taboriten in Böhmen zeitgleich mit der Reformation, während die Waldenser etwas früher anzusetzen wären, vermutlich als Auswirkung der Katastrophe von »1350«. Wiclifs Schriften *(Gegen die Bettelmönche)* und Thesen, sein Bilder- und Reliquiensturm, Ablehnung des Zölibats und Übersetzung der *Bibel* können nur in lebhaftem Austausch mit Luther und Hus verstanden werden.

Teil 9

Das Cinquecento umfaßt die Zeit von »1200 bis 1500«

Stolz nennen die Franzosen den Vorgang der Rettung der Antike >Wiedergeburt<, >*Renaissance*<; wir sagen >Humanismus< und >Reformation<. Die Italiener sagen heute einfach >*Cinquecento*<, weil die Jahreszahlen mit 500 beginnen, woraus später 1500 wurde, ohne daß man den Begriff hätte fallen lassen. Zunächst schrieben sie damals noch Zahlen mit 200 und 300 vorweg. Irgendwann müssen sie sich dann an die neue Schreibung 500 angeglichen haben, ohne die alten Zahlen zu korrigieren. Man wußte ja Bescheid, warum sollte man Inschriften oder Tagebücher umdatieren?

Durch meine Zeitanalyse habe ich mit allergrößter Anstrengung die Antike wiedergewonnen, nachdem ich sie zuerst als Erfindung verloren glaubte: Sie hat überlebt bis ins 16. Jahrhundert oder noch länger im Barock. Die Antike ist festgehalten in der Renaissance, allerdings nicht als wahre Geschichte, nicht mit realen Daten und Ereignissen, Personen oder Dokumenten, sondern als Idee, als Weltanschauung. Chronologisch wurde sie rückprojiziert, vor allem durch die Kirche, die ab etwa 1550 einen Abstand zwischen diesem von ihr genannten Heidentum und ihrer eigenen Dogmatik schaffen wollte. Dieser Vorgang entspricht der Reformation und auch der (katholischen) Gegenreformation. Die beiden Begriffe - >Renaissance< und >Reformation< - sind chronologisch schwer zu trennen, sie beinhalten geistige Gegensätze. Dabei muß man sich in Erinnerung rufen, daß der französische Begriff >Renaissance< mit dem heutigen Inhalt erst gegen 1840 aufgekommen ist und nicht vor Burckhardt feste Form angenommen hat. Das bestätigt sich auch darin, daß die großen Dichter und Künstler des >Cinquecento< nicht vom Heraufholen einer mehr als tausend Jahre verschollenen Kultur sprachen, sondern sich - wie aus ihren Aussagen ablesbar ist - als Fortsetzer einer gerade zerstörten Welt fühlten. Es ging ihnen um Rettung, Wiederentdeckung und Erneuerung der Antike, die zwar unwiederbringlich weit zurücklag, nämlich vor der Katastrophe, aber von ihnen als letzte Kultur vor ihrer eigenen Zeit angesehen wurde.

An den Seekarten und an den technischen Neuerungen ist leicht ablesbar, daß die viel frühere italienische Renaissance, die aus diesem Grund als >Protorenaissance< bezeichnet wird, nur scheinbar zwei Jahrhunderte vor der europäischen ablief: 1291 (italienischer Zeitrechnung) umschifften die Brüder Vivaldi aus Genua erstmals die Südspitze Afrikas. Das gelang erstmals >wieder< 1486 AD dem Portugiesen Bartolomeo Diaz. Gleichzeitigkeit muß man annehmen, Zeitrechnungsverschiebung ist die einzige sinnvolle Erklärung.

Eine handfeste Umrechnungsformel der italienischen Daten in solche, die nördlich der Alpen gültig sind, habe ich nicht herausgefunden. Die sehr frühen Jahresangaben könnten vielleicht so erklärt werden, daß man sie als Jahre der seleukidischen Zählung (d. h. »nach Alexander«) ansieht, was durchaus in einigen Quellen erkennbar ist, wobei man diese Jahre später wie AD-Zahlen behandelte (also nicht die obligatorischen 311 Jahre abzog); dadurch werden sie plötzlich denkbar: 1004 AD ist seleukidisch 1315; dies als »n. Chr.« (statt nach Alexander) anzusetzen, käme der geschichtlichen Wirklichkeit näher. Auffällig ist jedoch, daß die italienischen Daten - je näher sie der 1500-Marke kommen - immer kleinere Intervalle zur AD-Zählung aufweisen und gegen 1700 praktisch mit den nordischen übereinstimmen. Giovanni Piranesi hat dann >echte< Daten. Deswegen versagt hier ein starrer Umrechnungsmodus.

Marco Polos Daten

Es gilt als allgemein bekannt, daß Marco Polo seinen Reisebericht nicht selbst geschrieben hat, sondern im Gefängnis in Genua seinem mit eingesperrten Kameraden, dem Italiener Rustigielo von Pisa, drei Jahre nach seiner Rückkehr aus Asien diktierte (1298). Möglich ist, daß dieser Pisaner den Text ausgeschmückt und verändert hat. Jedenfalls möchte man so die zahlreichen Unstimmigkeiten erklären.

Weniger bekannt ist, daß dieser erste Text in Französisch verfaßt war. Wie gut Marco Polo oder sein Landsmann diese Sprache beherrschte, muß offenbleiben; möglicherweise konnte Polo sein eigenes Buch nicht lesen und also auch nicht korrigieren. Die erste italienische Ausgabe besorgte der Humanist Ramusio, und das war sehr viel später als die behauptete Niederschrift, erst zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Ramusios Ausgabe wurde zwei Jahre nach seinem Tod in Venedig gedruckt. Der Originaltext wurde von Pauthier 1865 ediert.

Rodrigo Fernändez de Santaella, vertrauter Geistlicher der katholischen Königin Isabella, gab 1503 die kastilische Übersetzung des französischen Buches von Marco Polo heraus (Gil 1987, S. XXV). Ein Exemplar dieser Ausgabe trägt zahlreiche Eintragungen von Kolumbus' Hand, aus denen zweierlei geschlossen werden kann: Kolumbus wird das Exemplar nicht vor seinen Amerika-Reisen benutzt haben, seine spätere Berufung auf den Zusammenhang mit der Entdeckung ist also erfunden; und die Anmerkungen sind genaugenommen keine geistigen Urteile, sondern einfach Registernotizen nach der Art: Wo finde ich was?

Beim Lesen von Marco Polos Bericht hat man sogleich den Eindruck, als sei dieser erst zu Lebzeiten des Kolumbus erschienen und vorher unbekannt gewesen. Der berühmte Geograph Paolo Toscanelli schrieb »1474« einen Brief an Königin Isabella von Kastilien mit einem Hinweis auf den Groß-Chan der Tataren, was als Anregung von Marco Polo verstanden wird. Das mag etwas nebelhaft klingen, aber der Eindruck ist wiederum derselbe: Wenn man für sinnvoll hielt, daß Angaben Marco Polos in der Tagespolitik um 1470-80 eine Rolle spielen könnten, dann darf der Bericht nicht sehr alt gewesen sein, auf keinen Fall Zustände wiedergeben, die zwei Jahrhunderte (!) zurückliegen.

Viele Angaben Marco Polos wären zu prüfen und würden sehr schnell verraten, daß die Daten nicht stimmen können. So lautet zum Beispiel die Überschrift zum 3. Buch, 36. Kap. »Von der großen Insel Magastar (die jetzt San Lorenzo genannt wird)«, womit Madagaskar gemeint ist, das vorher in keiner arabischen (oder klassischen) Weltbeschreibung erwähnt wurde. Marco Polo war der erste, der diese größte afrikanische Insel mit den Riesenvögeln in Europa bekannt machte. Aber die Bezeichnung San Lorenzo stammt von den portugiesischen Entdeckern, die erst um 1500 dort landeten. Hier ist also wieder mal ein Bearbeiter schuld, diesmal Ramusio.

Kann man das auch von anderen Daten sagen?

Während Marco Polo den Tod Dschingis Chans (durch Pfeilschuß) auf 1212 ansetzt, schreibt Gaubil, daß er in diesem Jahr durch einen Pfeilschuß verletzt wurde, ohne daran zu sterben. Heutige Historiker setzen das Todesjahr des größten aller Mongolenhelden mit 1227 fest.

Kann der so nah an den Ereignissen lebende Beobachter Marco Polo, dem noch dazu Vater und Onkel mit ihren Erkenntnissen der ersten Reise zur Seite standen, sich um 15 Jahre irren, wenn er 17 Jahre am Hof des Enkels von Dschingis Chan in leitender Stellung lebte? Hätte er nicht wissen müssen, daß der berühmte Dschingis Chan den Pfeilschuß um 15 Jahre überlebte? Hier liegen doch nur literarische Begebenheiten vor, keine geschichtlichen.

Der Kommentator Lemke bemerkt selbst die großen Abweichungen (5. 134 f.): »Bemerkenswert ist noch ein Anachronismus in der Erzählung Marco Polos. Da Dschagatai um das Jahr 1223 zur Regierung kam und 1242 starb, so konnten bis zu der Zeit, wo der Reisebericht geschrieben wurde, höchstens 70 Jahre verflossen sein und nicht 125, wie in unserem Text steht. Es muß indessen hervorgehoben werden, daß diese Angabe nur bei Ramusio vorkommt. In dem von Pauthier herausgegebenen Text fehlt sie gänzlich.« In Lemkes Polo-Text für Samarkand (auf S. 134) steht: »Hundertfünfundzwanzig Jahre vor dieser Zeit bekehrte sich ein Fürst namens Zagatai, der der eigene Bruder des Großchans war, zum Christentume. .« Klingt aufregend, ist aber unwahr. Dschagatai war übrigens nicht Bruder, sondern Onkel von Kublai Chan. Das hätte Polo von seinem persönlichen Gönner und Brotherrn eigentlich wissen müssen! Fazit: Man wußte nicht so genau Bescheid, als man den Bericht verfaßte. Marco Polo war nicht Jahrzehnte dort gewesen.

Zur Bekräftigung der wunderbaren Nachrichten Marco Polos wird auch der Reisebericht des Missionars Odorich aus Pordenone angeführt, der wenige Jahrzehnte nach Polo Indien bereiste. Er spricht ebenfalls vom heiligen Thomas und den »falschen Christen« dort. Lemke (1908) zitiert als Quelle *L'hystoire merveilleuse du Grand Chan de Tartarie* (1529), die demnach 234 Jahre nach der Reise greifbar ist. Deutsche Reiseberichte sind schon Ende des 15. Jahrhunderts veröffentlicht und teils auch als Bücher mit schönen bunten Holzschnitten erschienen, so etwa Bernhard von Breydenbachs *Reise ins Heilige Land* (1483), das schon drei Jahre später gedruckt wurde, und *Die Pilgerfahrt des Bruders Felix Faber ins Heilige Land* (ebenfalls 1483), dessen erste deutsche Ausgabe 1556 erschien, Etwas eher, 1479-1480, will Hans Tucher im >Gelobten Land< gewesen sein.

Alle diese Berichte würden zeitlich und stilistisch zu Polos Buch passen. Die Schlußfolgerung hat darüber hinaus dramatische Auswirkungen: Wenn die Datierung der Texte des Marco Polo falsch ist, dann sind die daraus gewonnenen Daten für die großen Mongolenherrscher in Zentralasien auch nicht

mehr gesichert. Das haben Fomenko und Gabowitsch (u. a.) mit anderer Begründung auch schon geschrieben.

Dante als Humanist

Mit dem Ausdruck »12. (oder 13.) Jahrhundert« möchte ich sagen, daß solche Jahreszahlen nicht mit unserer heutigen Zählung der Jahrhunderte übereinstimmen können. Es muß sich um eine parallele Zählung mit einem anderen Anfangspunkt handeln. Dazu nun einige neue Hinweise.

Die berühmten Tafelmaler von Köln lebten in der Schildergasse und waren zu einer Gilde zusammengeschlossen. Ihre Namen sind nicht überliefert, wie es dem Zeitgeist entsprach. Eine Ausnahme macht nur Stefan Lochner, doch auch dessen Lebenslauf wurde - wie alle Daten der Tafelbilder - erst im 19. Jahrhundert von eifrigen Forschern zusammengestellt. Heute nun stellt sich heraus, daß die für die >gotischen< Gemälde angesetzten Jahreszahlen viel zu alt sind. Es liegen bisher nur wenige Baumringproben dieser Tafeln vor, darum kann man vorerst nur vom Stil und Inhalt her ein Urteil fällen: Die ältesten dieser Tafeln können erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts geschaffen sein, einige liegen deutlich später. Im Hintergrund einiger gotischer Tafelbilder sieht man zuweilen recht realistische Stadtansichten, so auch Köln. Achtet man genau darauf, welche Kirchen schon erbaut sind und in welchem Zustand sich die Dombaustelle gerade befindet, kann man rückschließend den Zeitpunkt festlegen, der zur Bildentstehung gehört. *(Abb. 57)*



Ein Holzschnitt, der die Kölner Dombaustelle zeigt, im Köln-Prospekt von Anton Woensam 1 531 (Ausschnitt). Wenn auf einem Gemälde (von Stefan Lochner oder anderen) die Dombaustelle in diesem Zustand, mit Kran und Dachtürmchen) erscheint, dann muß das Gemälde auch aus dieser Zeit stammen.



Eines der bekanntesten Bilder des Kölner Malers Stefan Lochner: >Weltgericht< (Wallraf -Richartz-Museum, Köln)

Eine Einordnung des »Meisters der hl. Veronika« bis spätestens 1415 oder des »Meisters von St. Laurenz« zwischen 1420 und 1440 muß (genau wie die Lebensdaten von Lochner) um mehr als ein halbes Jahrhundert verjüngt werden. Man sehe sich zum Beispiel einmal aufmerksam die vier Gemälde des Meisters der Darmstädter Passion (1440-60) in Berlin an. Hier sind die anachronistischen Verstöße so gehäuft, daß man nur von späterer Übermalung oder von Fälschung sprechen kann. Über die zeitliche Verschiebung der Bilder im Prado, die Roger van der Weyden (»gestorben 1464«) gemalt haben soll, habe ich im Zusammenhang mit Bosch schon berichtet.

Und in Berlin: Petrus Christus (»1452«) malte eine Hölle, die deutlich auf Bosch fußt. Das Datum müßte man um mehr als ein Lebensalter versetzen.

Während man bei diesen Daten-Fehlern vermuten möchte, daß sie durch die mehrere Jahrhunderte später erst erfolgte Beschäftigung mit den gotischen Gemälden entstanden sein könnten, sind bei anderen Fehleinordnungen auch bewußte Fälschungen aus ideologischen Gründen anzunehmen. Dies trifft vor allem für die Schriften der Scholastiker und frühen Ketzer zu, weil die Rezeption des Aristoteles über die Araber im Abendland soviel später erfolgte. Dazu kommt die Erkenntnis, daß die Schriften der Griechenland-Flüchtlinge erst nach 1453 (dem Fall von Byzanz) anzusetzen sind, womit die behauptete, »durch das ganze Mittelalter hindurchgehende Rezeption von Homer und Platon« hinfällig würde. (Man lese hierzu auch Garcia Landa, der minutiös nachweist, daß vor dem 16. Jahrhundert der echte Homer in Europa unbekannt war. Vorher gab es nur volkstümliche Gesamterzählungen des Trojanischen Krieges.)

Sodann kann an den Renaissance-Daten Italiens noch eine dritte Art der Verschiebung wahrscheinlich gemacht werden: Möglicherweise benutzten die Gebildeten Oberitaliens, also in Florenz, Padua, Venedig usw., schon eine eigene Zeitrechnung, bevor der Vatikan seine Inkarnationsjahreszahlen entwarf. Sie dürfte mit Jahren zwischen 200 und 400 operiert haben, was vielleicht auf einen Neuanfang hinweist, der ebenfalls rückerrechnet war. Wenn man (tausend und) zwei Jahrhunderte dazuzählt, erhält man passable Daten für Ereignisse und Personen, die sich gut in die damalige Zeit der Renaissance einfügen.

Als Beispiel sei zunächst ein lesenswertes Buch ausgewählt (Origo 1985), in dem der toskanische Kaufmann Francesco di Marco Datini und seine Zeit durch seinen Briefwechsel zu neuem Leben erweckt wird. Die große Zahl von Briefen, die er an Geschäftspartner, gute Freunde und seine geliebte Frau schrieb, sind nämlich durchgehend datiert, und zwar so, daß sie einen Lebensbereich bis (1)410 abgeben. Verschiebt man die Daten um ein Jahrhundert (mindestens), sind die geschilderten Vorkommnisse sinnvoll eingeordnet.

Etwas mehr muß man zuzählen, wenn Dante, Petrarca und Boccaccio an die richtige Stelle rücken sollen. Dantes Tod mußte ich von 1321 ins ausgehende 15., beginnende 16. Jahrhundert versetzen, denn alle Zeugnisse sprechen dafür: Sowohl der Inhalt seines Hauptwerkes *Göttliche Komödie* als auch die ihn darstellenden Skizzen und Büsten sowie auch die Beschreibung seines >zweiten< Begräbnisses erzwingen die Annahme eines späten Dante um 1500.

Die Beziehungen zwischen Dante und dem frühen 16. Jahrhundert sind zahlreich. Im *Inferno* beschreibt er die ungeheuren Pilgerströme und das viele Geld in Rom im Jubeljahr (»1300«), was wegen der seinerzeit fehlenden Bauten erst für 1450 oder 1500 zutreffen kann. Ein anderes Beispiel: Im ersten Höllengesang wird die Beinwunde hervorgehoben, die als Sinnbild der Sünde oder der Unwissenheit gilt. In einem Bosch zugeschriebenen Bild (>Anbetung der Könige<) ist sie dargestellt und wird auf Luther gemünzt, wie schon beschrieben.

Überhaupt sind die gedichteten und die gemalten Bilder vom Jüngsten Gericht bei Dante und Bosch geistesgeschichtlich so ähnlich, daß sie zeitgleich sein müssen. Die berühmten Bildnisse in Bronze und die Porträtskizzen, die Künstler um 1500 von Dante schufen, zeigen den Dichter nicht idealisiert, sondern sind so lebensnah, so ausdrucksvoll, daß sie nach dem Leben geschaffen sein müssen. Das Altersporträt Dantes von Luca Signorelli soll »um 1500« entstanden sein. Dantes Grabmal in Marmor wurde 1483 zur Zweitbestattung gestaltet, wie es heißt, verfiel jedoch wieder und kam erst 1865 zum angeblich 600. Geburtstag zur Geltung, als man seine Gebeine in einem Holzsarg in einem Franziskanerkloster in Ravenna >auffand<. Das alles ist absichtlich undurchsichtig. Wer sich in jene Zeit hineinversetzt, spürt die richtigen Zusammenhänge, wie etwa Gertrude von Schwarzenfeld: »Zu

jener Zeit (1519) schrieb der Großkanzler und Dante-Schüler Gattinara. . .« (S. 65) Oder ihre Gegenüberstellung von Joachim von Fiore, Hildegard von Bingen und Dürers Holzschnitten zur Apokalypse: »Zeichen der Zeit, die ein Neues erwartete.« (S. 70) Erasmus betet noch: »Heiliger Sokrates, bitte für uns!« (ebenda), während Ficino für Papst Leo (X.) den Areopagiten ins Lateinische übersetzt, vielleicht nachdem er den sufischen Text selbst in Griechisch verfaßt hatte?

Mit dem unsterblichen Schöpfer der italienischen Sprache verbunden, verschieben sich die anderen Dichter wie Petrarca und Boccaccio usw. zum >Cinquecento<. Von Petrarca gibt es ein Streitgespräch mit St. Augustin, der ja mit einiger Sicherheit vor 1441 unbekannt war (Johnson 1894, S. 80). Das Streitgespräch ist gerade in französischer Übersetzung wieder aufgelegt worden, gilt also als echt. Inhaltlich gehört es in die Reformationszeit.

Eine reichhaltige Petrarca-Ausstellung in Berlin (2005) gab mir Gelegenheit, die frühesten Buchausgaben und Handschriften dieses berühmtesten aller Humanisten zu betrachten. Die allerältesten Handschriften - nach Ansicht der Aussteller - stammen von »1460/ 70«, genauer dann schon aus Genua von 1478 (Katalog V), und allgemein treten sie erst so gegen 1530 in Erscheinung. Das würde mit meinen Vorgaben übereinstimmen: »Man zähle 200 Jahre zu den italienischen Jahreszahlen hinzu, dann stimmt's ungefähr.« Tatsächlich steht das Todesdatum von Petrarca auf seinem Sarg in römischen Ziffern, MCCCLXXIIII, 1374. Das kann nicht gut gelogen, sein. Und sein Sarg sieht echt nach Renaissance aus. Das einzige Problem ist die Zählung: Die Italiener müssen einen anderen Anfang gehabt haben. Ob es die ERA ist? Da beträgt der Sprung 259 Jahre (wenn man die offiziellen 38 Jahre mißachtet).

Den Abstand von 250 Jahren hat sogar ein deutscher Übersetzer von »Petrarcha« vermerkt, als er dessen Episteln eindeutschte (Katalog 96). Es ist Matthias Flacius Illyricus, der auch ein Nachwort schrieb. Es handelt sich um die Schrift Petrarcas gegen den »Babst, die babylonische Hur«. (Das setzt Luther voraus.) Der Übersetzer meint, daß dieser Dichter, der gerade erst in Deutschland bekannt wird, vor 250 Jahren gelebt habe. Da steht's also! Es gibt auch ein deutsches Wunderbuch oder *Gedenckbuch* von 1541, das Hainrich Stayner in Augspurg gedruckt hat, da heißt es, daß »dergleichen in Teutsch vor(her) nye gesehenn, gehört noch geredt ist worden, des hochgelerten herrn Oratoren (Redner) und Poeten (Dichter) Francisci Petrarche, eines Welschen, der für (vor) 250 jarn gelebet hat«.

Wenn mehr als zweihundert Jahre nach den weltberühmten Gedichten Petrarcas in Deutschland noch niemand davon gehört hatte, dann saßen die Deutschen damals auf den Bäumen (seit Friedrich II. kaum möglich, der sprach nicht nur Italienisch, sondern auch Arabisch), oder die Zeitrechnung stimmt nicht.

Und das haben die Aussteller selbst geschrieben: Im 16. Jahrhundert bestand ein großes Interesse an Petrarcas italienischen Schriften (nicht den lateinischen), »deren Bedeutung für die am Anfang ihrer Erforschung stehende Grammatik des Italienischen« wichtig waren. Alle damaligen Wörterbücher und Reimlexika beruhen auf Petrarcas Schriften, das wird mit Druckbeispielen in der Ausstellung extra hervorgekehrt. Und das soll zweihundert Jahre nach Erfindung der italienischen Sprache durch einen Dichter gewesen sein. Die Bücher stammen von 1530/40 und 1563. Ist das noch witzig?

In dieser Ausstellung zeigt man auch ein Manuskript seiner Sonette aus der Berliner Bibliothek, handschriftlich auf Pergament, aus Mantua von 1458. Und ein entsprechendes auf Pergament von 1478 aus Genua, mit goldhaltigen Illuminationen. Das sagt alles: Die ältesten Manuskripte dieser Texte -und darauf berufen sich alle Nachdrucker in ihrer Textform - stammen aus einer Jahresrechnung, die hundertfünfzig Jahre nach dem vermeintlichen Helden liegen. Kein Problem für den, der versteht, daß die Italiener im 16. Jahrhundert eben anders gezählt hatten. (Der Anschluß an die moderne Zählung wird erst im 18. Jahrhundert - man denke etwa an Giovanni Piranesi - erreicht.)

Die erste Gesamtausgabe von Petrarcas Werken erschien 1554 in Basel, und da haben noch nicht alle Texte die Letztfassung, denn Petrarca überarbeitete seine Schriften bis zum Schluß.

Übrigens ist schon der Name verräterisch: Petrarcha bedeutet etwas, nämlich aus griechisch *petros* und *archein* gebildet, >der den Stein beherrsch< oder besser >Fürst, Wohltäter, Anzubetender< (so wie seine Angebetete, Laura, den >Lorbeer< bedeutet, den er auf allen Bildern ums Haupt gewunden trägt). Die Sitte, sich griechisch zu benennen, ist in Mitteleuropa recht jung, nach 1453 aufgekommen, darum eher den Humanisten des 16. Jahrhunderts geläufig, wie Melanchthon (statt >Schwarzerd<), Philander (>Menschenfreund<), Xylander (Wilhelm Holzmann) usw.

Auch in dieser Ausstellung verraten die Porträtbilder, die den Dichter zeigen, die typische Entwicklung: Einige recht lebendige und gewiß nach dem Leben gemalte Zeichnungen werden später oft kopiert und standardisiert, typisiert. Die zunehmende Idealisierung ist der normale Vorgang; wenn er umgekehrt verläuft, ist er künstlich. Zuerst wurden Porträts nach dem Leben von ihm angefertigt, und diese sind in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts geschaffen, man betrachte etwa das Aquarell in der Remedii-Ausgabe von 1559.

In seinem neuesten englischen Buch zeigt Fomenko (2003, S. 382 f.) an einer Porträtskizze des Tintoretto, die handschriftlich 1263 datiert ist, aber von 1540 stammt, daß dieser Sprung über 277 Jahre nur den verschiedenen Zeitrechnungen anzulasten ist.

So müssen wir auch die Erfindung des Buchdrucks, zumindest seine groß-

räumige Verwendung, um mehr als zwei Generationen später ansetzen, als dies heute noch getan wird.

Damit werden ebenso alle anderen technischen Ereignisse - etwa die Romanik und beginnende Gotik, die Übernahme arabischer Schriften über Medizin und Astronomie, die Prägung des Brakteatengeldes usw. - um zwei bis drei Jahrhunderte versetzt, womit der Anschluß an die Wiedergeburt der Zivilisation, die Renaissance, sinnvoll gegeben ist.

Ist das nun ein Ergebnis? Was wir schon lange behaupten, springt immer wieder heraus: Die italienische Jahreszählung mit 200 und 300, die später zu 500 wurde (*>Cinquecento<* = 1500 AD), ist in sich korrekt und ein eigener Versuch, an einen Neuanfang anzuknüpfen. Welcher Zeitpunkt könnte das sein? Ich schlage 1260 AD = 1 ital. vor (auch 1001 ERA, Topper 1999), weil das in unserem neuen Schema am meisten Sinn macht.

Übrigens könnten die Portolankarten, die für die Geschichtsschreibung ein unlösbares Problem darstellen (siehe: Minow), mit der Verschiebung der italienischen Renaissance nun ins 16. Jahrhundert datiert werden (statt ins 13./14.) und würden damit nicht mehr anachronistisch wirken.

Der literarische Architekt Vitruv

Die berühmten zehn Architekturbücher des Römers Vitruv, angeblich Zeitgenosse von Augustus, werden auch heute wieder gern gelesen, denn sie enthalten recht seltsame Meinungen über die Architektur der alten Griechen und Römer.

Angaben zur Erstausgabe *(editio princeps,* >Wiegendruck<) des Vitruv konnte ich in meinen Lexika nicht finden. Es gibt eine illustrierte Erstausgabe von Fra Giovanni Giocondo (gest. 1515 in Rom), dem Lehrer von Julius Cäsar Scaliger (also dem berühmten Vater des Chronologieschöpfers) von 1511. Dürers maltheoretisches Werk *Unterweisung* (gedruckt 1525) nimmt bezug auf »Fittrufius«, ein Entwurf dazu soll schon ab 1508 vorhanden sein. Man nimmt ja allgemein an, daß Vitruv schon im 15. Jahrhundert >wiederentdeckt< worden sei.

1521 gibt es erneut eine illustrierte Vitruv-Ausgabe (von Cesariano), die dann spätestens Dürer vorgelegen haben müßte, wenn die Jahreszahlen der Renaissance irgendwie verläßlich wären (was sie bei strenger Prüfung nicht sind). Im X. Band von Vitruv sind anekdotische Kapitel zum Festungsbau enthalten, die eher in die Dürer-Zeit passen, der ja auch eine Schrift über das Verteidigungswesen schrieb (1527). Hier wird der Zeitraum schon knapp. Dürer starb 1528.

Im Tagebuch seiner Hollandreise (1520) erwähnt Dürer den schreibenden Vitruv ebenfalls, als er die Krönungskirche in Aachen sah (S. 72), hergerichtet für die bald erfolgende Kaiserkrönung von Karl V.; dieser hatte marmor-

ne Säulen aus Rom über die Alpen bringen und nach den Plänen von Vitruv (». . . nach Vitruvius' Schreiben«) aufstellen lassen. Heute wird die Aufstellung der Säulen Karl dem Großen zugeschrieben, von dem Dürer vielleicht noch nichts wußte. Wenn aber Vitruvs Pläne für Karl V. wichtig waren, dann war Vitruv sein Zeitgenosse.

Zum zeitlich unerklärbaren Abstand der Zodiakzeichen von 8° bei Vitruv hatte ich schon in Teil 1 meine Vermutung geäußert, sie könnte in der Renaissance als (falschgelaufene) Rückberechnung verfaßt sein.

Von ganz eigener Kuriosität ist die Geschichte von der Auffindung der Bücher des Königs Numa im Jahre 181 v.Ztr. (umgerechnet), von der Titus Livius, Plinius, Varro und mehrere andere lateinische Schriftsteller zwei Jahrhunderte später berichten, dazu auch der Grieche Plutarch. Das Ereignis hatte Wellen geschlagen, und das zu Recht! Es war ein Skandal erster Güte, wenn man den Berichten glauben möchte: Unterhalb des Janushügels in Rom fänden Landarbeiter beim Pflügen zwei steinerne Kisten, die mit Blei verschlossen und mit Schriftzügen verziert waren. Die eine sollte laut Aufschrift die Gebeine des zweiten Königs der Römer, Numa Pompilius (umgerechnet 715-672 v.Zt), enthalten, war aber leer. Die andere enthielt, wie außen angekündigt, vierzehn Bücher desselben, sieben in Latein und sieben in Griechisch. Es waren Gesetzesschriften, religiöse und philosophisch-historische Abhandlungen, die ihn als Schüler des Pythagoras auswiesen.

Manchen Kommentatoren kam es seltsam vor, daß die Knochen verwest, die Papyrus-Bücher dagegen nach fünf Jahrhunderten noch erhalten geblieben und lesbar waren. Dennoch wurde die Frage nach der Echtheit beiseite geschoben. Es ging um Wichtigeres: Der Sinn der religiösen und philosophischen Texte war den Herrschenden höchst unangenehm, weil er ihre - obgleich teilweise noch an Numas Gesetzgebung orientierte - Anschauung von Recht und Unrecht in Frage stellte. Pythagoras wurde damals aus politischen Gründen (zwischen dem zweiten und dritten Makedonischen Krieg) abgelehnt. Deshalb beschloß der Senat nach längerer Verhandlung, die Texte dem Feuer zu übergeben, was durch den Opferpriester vor allem Volk vollzogen wurde.

Wer nun mit mir weiß, daß die lateinischen Texte in der Renaissance geschrieben wurden, durchschaut auch den Sinn dieser Episode: Der >historische< Vorfall soll ein Vorbild für die Kirche schaffen, die dann jederzeit das Recht hat, unliebsame Texte mit der Begründung der religiösen Unkorrektheit zu verbrennen, auch wenn es sich um echte Funde aus der Antike handeln sollte.

Was uns hier wieder interessiert, ist weniger die Frage, wo die steinernen Kisten geblieben sind (die ja nicht verbrennen konnten), sondern die chronologische Frage, die bei allen gelehrten Abhandlungen zu diesem Thema - und das waren reichlich viele bis ins vergangene Jahrhundert (siehe: Caro Baroja 1991, S. 24 f.) - übergangen wurde: Pythagoras lebte nach heutiger

Vorstellung 150 Jahre nach Numa, das wußte Titus Livius wohl noch nicht, und die Leute zwei Jahrhunderte vor ihm ebensowenig. Seltsam!

Die Herstellung eines verbindlichen Zeitstrahls, und damit ist keineswegs die Feinjustierung im Bereich von einigen Jahren gemeint, war in der Renaissance noch nicht erfolgt. Man sprang über Jahrhunderte, als wäre das unwichtig. Erst mit Scaliger, Kalwitz und Pétau, Baronius und Papebroek usw. entstand der Fahrplan unserer Geschichte.

Ein Astronom berechnet die Zeitalten Nostradamus

Michel Nostradamus, der große Seher und Arzt, aus Salon in der Provence, von jüdischer Herkunft mit katholischem Firnis, hat in seiner Vorrede zu den letzten dreihundert Zenturien, die einem König Heinrich II. von Frankreich gewidmet ist, »seinem allergnädigsten Herrn und mehr als ein Kaiser« (der. vielleicht mit dem heute als Heinrich IV. gezählten identisch ist), zwei verschiedene Chronologien mitgeteilt, die weder miteinander noch mit den damals im Umlauf befindlichen übereinstimmen, was einmal mehr zeigt, wie offen zu seiner Zeit (angeblich um 1558, vermutlich dreißig Jahre später) dieses Thema noch war. Heute wären wir entsetzt, wenn man sich bei Ereignissen der >eigenen< Geschichte, in diesem Fall der Heiligen Geschichte der Juden, um Jahrhunderte irren würde. Man täte dergleichen als Verwirrung beiseite. Dem berühmten Nostradamus verzeiht man es gern, denn er gibt uns Einblick in seine große Seherkraft. Diese sieht im ersten Falle ein Datum für die Erschaffung der Welt von -4757 vor, im zweiten -4173. Der Unterschied ist keine Kleinigkeit, er beträgt 584 Jahre.

Hier die Rechnungen im einzelnen:

»Vom ersten Menschen Adam bis Noah vergingen 1242 Jahre, und zwar nicht nach der Berechnung der Heiden (etwa eines Varro), sondern allein nach dem Zeugnis der *Bibel* und auf Grund astronomischer Berechnungen.« Wie hat Varro das denn gesagt, wußte der etwa auch etwas über einen Noah? Ob Nostradamus wirklich eine *Bibel* zur Hand hatte? Darin stehen andere Zahlen. Und wie wollte er astronomisch berechnen, wann die Erde erschaffen wurde oder die Sintflut sich ereignet hatte? Erklärt hat er das nie. Lesen wir weiter, und zählen wir zusammen:

»1080 Jahre nach Noah kam Abraham, der hervorragende Astrologe (!). Dann kam Moses nach ungefähr 515 oder 516 Jahren. David liegt dann ungefähr 570 Jahre nach Moses, und bis zur Zeit unseres Heilandes und Erlösers beträgt der Zeitraum noch einmal 1350 Jahre, wie einige Chronographen angeben.« Das mag von Euseb abweichen, sagt er weiter, wird aber nach bestem Gewissen vorgebracht und in der Furcht vor Gott und dem Heiligen Büro (Inquisition). Von der Erlösung der Menschheit bis zur abscheulichen Irrlehre der Sarazenen vergingen dann noch 621 Jahre.

Die letztgenannte Jahreszahl hat einen auffälligen Schönheitsfehler innerhalb der selbstgesteckten Zählweise, sie spielt auf den islamischen (sarazenischen) Zeitrechnungsbeginn, 622 AD, an; der Abstand seit der Erlösung müßte rund 30 Jahre weniger betragen. Hier hat Nostradamus die Jahreszahl als absoluten Wert verwendet, ohne Kenntnis der Zusammenhänge.

Zusammen macht das 5378 Jahre statt 4757. Der Unterschied beträgt die bewußten 621 Jahre.

In seiner zweiten Berechnung im selben Vorwort sagt er so:

Die Zeit von der Erschaffung der Welt bis zu Noahs Geburt beträgt 1506 Jahre, von da bis zur Sintflut weitere 600 Jahre, und die Sintflut selbst dauerte auch noch ein Jahr und zwei Monate. Bis zur Geburt Abrahams vergingen dann 295 Jahre, bis zur Geburt Isaaks 100 Jahre, und von Isaak bis Jakob 60 Jähre. Von seiner Einreise in Ägypten bis zur Ausreise sind 130 Jahre gezählt, vom Einzug der Israeliter bis zu ihrem Auszug aus Ägypten 430 Jahre. Von da bis zur Erbauung des ersten Tempels (Salomons) sind 480 Jahre vergangen, und von da bis zu Jesus Christus »nach der Berechnung der Heiligen Schrift« noch 490 Jahre. Das macht zusammen 4173 Jahre und 8 Monate mehr oder weniger.

Bei mir wären das auch ohne Rechenschieber 4092 Jahre. Woher er die weiteren 81 Jahre nimmt, ist sein Geheimnis. Und die Behauptung, daß das in der *Bibel* stände, bringt wieder die Frage auf: Welche Bibel verwendete er? Keine uns heute bekannte. Da liegen nämlich zwischen Salomons Tempel und Jesus fast tausend Jahre.

Noch seltsamer wirkt nun der weitere Satz, der die Zeit nach Christus betrifft: Die Zeit von Jesus Christus an bis heute übergehe ich, sagt er, wegen der zerstrittenen Sekten, und berechne meine Voraussagen nach einer Abfolge, die auf die Astronomie und meine natürliche Eingebung gründet.

Nanu? Wußte dieser erlauchte Geist nicht, in welchem Jahr nach Christus er lebte? Oder gab es da so viele streitende Aussagen, daß man eine um mehrere Jahre verschiedene Jahreszahl angeben konnte, wobei er sich nicht auf eine der Sekten festlegen wollte (obgleich er katholisch war)?

Vielleicht hat Nostradamus dieses Vorwort nicht selbst geschrieben, es wurde seinen Zenturien nur vorangestellt durch einen Theologen, der alles durcheinanderbringen wollte? Aber auch das gäbe uns einen Einblick in die damalige Situation, sei sie nun wie das Vorwort auf den 27. Juni 1558 datiert oder um ein Menschenalter später anzusetzen, wie ich vermute. Es bedeutet schlicht, daß man sich solche Ungereimtheiten und Spekulationen erlauben konnte, ohne daß jemand schon beim Lesen des Vorwortes das Buch zuklappte. Es war also >ganz normal< zu sagen, man wüßte nicht Bescheid über das Jahr der Erschaffung der Welt, der Sintflut oder des ersten Tempels oder gar das Geburtsjahr Jesu, und man konnte >Berechnungen< darüber anstellen, die von breitem Interesse waren.

Und das ein Jahrhundert nach Hartmann Schedel, der wieder andere Jahreszahlen anführt! Hier stimmt etwas nicht mit unserem Weltbild.

Übrigens hat Chr. Däppen ein witziges Buch über Nostradamus und die Chronologieschöpfung geschrieben, das hier noch nicht einbezogen werden konnte: Christoph Däppen, *Nostradamus und das Rätsel der Weltzeitalter,* Books an Demand 2004.

Beginn des Papstums

Die Päpsteliste wurde sehr spät und hastig erstellt, nach 1450, wie ich schon 1998 (S. 130, u. 1999, S. 66) herausfand.

Zu Beginn der kirchlichen Hierarchie hatte jede große Region ihren eigenen Papst. Der Metropolit von Santiago in spanisch Galicien ließ sich diesen Titel angeblich erst nach mehr als hundertjährigem Kampf vom römischen Papst rauben. Er bestand auf seinem Vorrecht, weil in seiner Kathedrale der Bruder Jesu, Jakobus der Gerechte, begraben läge, mithin ein wichtigerer Apostel als Petrus, der dem Papst von Rom die Autorität verlieh. Wenn dieser Streit auch rein literarisch ist und in dieser Weise nie stattgefunden haben kann, weist er doch auf den angeblichen Streit in der Jerusalemer Urchristengemeinde zwischen den Jakobus-Anhängern und den Petrus-Paulus-Nachfolgern hin. Man darf daraus schließen, daß die westlichsten Christen an einer älteren Form als die französisch-italienischen Christen festhielten.

Und man darf auch hervorheben, daß nicht nur in Byzanz und Avignon, sondern auch in anderen Kulthauptstädten wie Ephesus (der Stadt des Johannes), Metropolis (ebenfalls in Anatolien, unweit von Afyon), Alexandrien und Jerusalem (?) schon früh Machtkonzentration für die Dogmenkirche ausgeübt wurde. Nicht anders verhält es sich mit der herausragenden Stellung der drei Erzbischöfe im Rheinland: Die Herrscher von Trier, Köln und Mainz hatten Kurfürstenstatus, das heißt, sie wählten den Deutschen Kaiser (mit den vier Stammesherzögen) seit 1356, wie die *Goldene Bulle* festlegt (die in der heute vorliegenden Form jünger sein wird).

Die Entstehung dieser Bistümer aus den vorherigen Kultmittelpunkten ist noch in den Antiketzerschriften des 15. Jahrhunderts ablesbar: Angeblich hatten die Ketzer gleichzeitig neben den katholischen Bischöfen und Priestern ihre eigene Hierarchie, wobei die Personen dieselben Namen trugen (Kammeier 1937 u. 1938). Das kann nur heißen, daß die vorchristlichen Richter im 15. Jahrhundert sich lange sträubten, bevor sie sich von der neuen Kirche übernehmen ließen.

Es gab lange Zeit große Regionen, die das neue Dogmenchristentum nicht annahmen: Norditalien mit seinen Waldensern, Böhmen mit den Hussiten und Taboriten, England mit Wiclif und bekanntlich Aquitanien mit den Katharern (Albigensern), dazu die Templerdomänen; auch die Niederlande mit

den Beharden und Beghinen, weite Strecken in Süddeutschland (>Brüder im Geiste<, >Freunde Gottes<) und im Harz, die nur gemeinsames Eigentum kannten und vegetarisch lebten - ganz abgesehen von den noch nicht bekehrten Wenden im Norden und Osten Deutschlands.

Während sich in Paris aus den universitären Anfängen so etwas wie die Dogmenhochburg der katholischen Kirche ausbildete, entstand aus den Mönchsorden im südlichen Frankreich der weltliche Arm dieser Organisation. Der zur Rhone hin vorspringende Felsen in Avignon heißt >Rocher des Domes< (übrigens Mehrzahl, vielleicht gab es zwei oder drei Dome hier), an seinem Abhang ist der Palast der Päpste errichtet. Dessen ursprünglicher Kern war ein mächtiger runder Turm, der stets das Wohngemach des Papstes war. Die Fresken dort sind ornamental, im Nebenraum ist eine alle Wände bedeckende Jagdszene mit Hirschhatz, Falkenbeize und Fischfang dargestellt. Von Christentum keine Spur. Es gab nicht einmal eine Bibliothek! Eine winzige Schreibstube, ein Erker eher, diente dem Papst für seine Korrespondenzen. Der untere Teil des Turmes war die Schatzkammer. Damit gleicht er den alten sakralen Türmen.

In diesem mächtigen Burgkomplex, der um den Turm herumgebaut ist, herrschte angeblich im 14. Jahrhundert das Papsttum. Hier wurde in den »70« Jahren der »babylonischen Gefangenschaft« der Päpste eine hierarchische Struktur aufgebaut, aus der die spätere Römische Kirche hervorging.

Zwei megalithische Skulpturen (!) und viele Topfscherben bezeugen, daß der >Fels der Dome< *»sans doute«* (zweifellos) die älteste Stadt Frankreichs ist. Auf diesen Anspruch baut sich die Macht der Kirche. Die älteste Kathedrale der Stadt stammt aus dem »12. Jahrhundert«, sie ist romanisch und enthält das Grab Johanns XXII. (1316-34), des zweiten Papstes in Avignon.

Der dritte Papst in Avignon wurde als Benedikt XII. bezeichnet, er regierte von 1334 bis 1342 und war angeblich ein Müllerssohn aus Foix in Südfrankreich. Offiziell gilt er als Erbauer der Päpsteburg.

Sein Nachfolger, Clemens VI., sei ein Franzose aus dem Limousin gewesen und habe die Stadt Avignon gekauft, wo er von 1342 bis 1352 regierte; 1350 feierte er erstmals das Jubeljahr der Kirche. Dies würde bedeuten, daß die Jahreszählung in irgendeiner Weise schon damals auf 50 endigte, was eher eine Rückprojektion ist. Das praktisch nicht durchführbare jüdische Halljahr (totaler Schuldenerlaß) war angeblich schon von Bonifaz VIII. 1300 erstmals kirchlich begangen worden, von Clemens VI. 1343 für 1350 angeordnet, später in kürzeren Abständen (33 Jahre, 25 Jahre) gefeiert. Heute gilt es nur noch als totaler Sündenerlaß.

Aus der anonymen kirchlichen Kampfschrift *Geschichtslügen* (1898) entnehme ich: Bei der Wahl des Nachfolgers von Papst Gregor XI., der am 17. Januar 1377 von Avignon nach Rom übergesiedelt und dort am 27. März 1378 gestorben war, gab es angeblich 23 wahlberechtigte Kardinäle, aber es

waren nur 16 anwesend bei der Wahl, nämlich 11 Franzosen, 1 Spanier und 4 Italiener.

Bei der Wahl des Gegenpapstes in der Gegend von Neapel waren es ebenfalls 16: 12 Franzosen, 1 Spanier und 3 Italiener. (Die kleine Verschiebung, statt des 4. Italieners ist es ein Franzose mehr, läßt trotzdem noch den Schluß zu, daß hier ein Muster abgeschrieben wurde.)

Wir sehen daran, wo die Kirche entstanden war und wer ihr zu dem erdachten Zeitpunkt schon anhing: Der Spanier kam wohl aus Aragön (später wird Ferdinand von Aragön zum >Katholischen< König und Bekehrer der Isabella von Kastilien); sodann hauptsächlich (Süd)franzosen, während die >fehlenden< sieben zu Paris und Lyon gehören; und drei oder vier Italiener stammten aus dem Norden.

Der letzte der Päpste von Avignon ist Benedikt XIII., ein Antipapst: Es handelt sich um Peter de Luna aus Aragón, 1394 in Avignon gewählt, vom Konzil zu Köstnitz (Konstanz am Bodensee) 1417 abgesetzt; bis zu seinem Tod 1424 blieb er Papst in der Festung Peñiscola an der spanischen Mittelmeerküste, Herrscher über den Maestrazgo, das Gebirgsland der Ordensgroßmeister.

Ab diesem Zeitpunkt etwa können wir mit einer Neubesiedlung Roms und dem Beginn eines römischen Papats rechnen, wenn auch die einzelnen Ereignisse und Jahreszahlen mangels einer echten Zählweise noch unklar sind. Papst Eugen (IV.) soll schon mit Anno-Domini datierte Urkunden ausgestellt haben (behauptet Ginzel), und um diese Zeit - etwa 1443 - habe man begonnen, sich Gedanken über eine Geschichte der Päpste zu machen, indem man erstmals versuchsweise eine Liste aufstellte. Bis all das auch in Schriften nachweisbar wurde, verging noch einmal ein Jahrhundert.

Teil 10

Der orientalische Kulturbereich

Die mit den berühmten arabischen Schriftstellern und besonders den Astronomen verbundenen Jahreszahlen kommen deutlich zu früh, den italienischen entsprechend. Wie in früheren Büchern zur Geschichtsanalyse nehme ich mir wieder einige Quellen vor, an denen ich den Gedanken modellartig erkläre. 1999 war es die *Frankengeschichte* des Persers Raschid, die sich als eine Mixtur von Texten des getauften Juden Bar Hebraeus, Bischof Gregors und des Katholiken Martin von Troppau erwies; 2001 stellte ich Ibn Battutas berühmte Reiseberichte als Romane bloß; außerdem maßte ich den sogenannten Kalender von Cördoba als »christliche Vorwärtsverteidigung« bezeichnen, und 2003a versetzte ich Al-Farabi und sein Buch *Musterstaat* um ein halbes Jahrtausend, um es in Einklang mit den Zeitströmungen zu bringen. Diesmal geraten zwei Tunesier ins Blickfeld, ein Zeitgenosse und ein Klassiker.

Chronologieprobleme des Islams

Der in Paris lehrende Tunesier Youssef Seddik (2004) hat ein Problem aufgeworfen, das schon mehrfach von uns besprochen wurde und auch bei Lüling und Olagüe Beachtung fand. Da dieser Autor ohne Kenntnis unserer Vorarbeiten auf dasselbe Rätsel gestoßen ist, bin ich von der Klarheit der Gedanken wieder überrascht:

Es gibt arabische Inschriften von Syrien über Mesopotamien durch ganz Arabien bis zum Jemen, die bezeugen, daß seit der Zeit des Hellenismus bis ins 3. Jahrhundert u.Ztr. in diesem großen Bereich ziemlich einheitlich geschrieben wurde, wobei man örtliche Varianten festgestellt hat.

Dann fehlen Schriftzeugnisse bis zum 9./10. Jahrhundert, wo man die ältesten erhaltenen Manuskripte und Inschriften ansiedelt, jetzt in modernem Arabisch in kufischer Schrift; bald danach auch in der punktierten Kursive.

Dazwischen - also in einem mindestens 600 Jahre umfassenden schriftzeugnislosen Zeitraum - gibt es nur die Legende, der zufolge der Prophet den ihm offenbarten *Koran* seinen Schreibern diktiert habe, wonach die einzelnen Blätter schon durch den zweiten Kalifen (Omar) gesammelt wurden und dann durch den dritten Kalifen eine allgemeinverbindliche schriftliche Fassung des gesamten *Korans* hergestellt worden sei. Materielle Zeugnisse dafür liegen nicht vor.

Seddik fragt nun, warum das Vergessen dreihundert Jahre vor dem Beginn der islamischen Mission auftrat und warum die lange Pause rund zweihundert weitere Jahre nach deren Beginn eintrat.

Er findet Antworten und merkt auch gleich selbst, daß sie nicht ausreichen. Für das zweite Rätsel argumentiert er zum Beispiel in dieser Art: Der *Koran* war dermaßen heilig, daß Schriftbenutzung fortan nur noch für dieses einzige Buch möglich war. Dagegen sprechen jedoch die weiten Handelsbeziehungen der damaligen Araber und die verwaltungstechnischen Aufgaben nach der Blitzeroberung des Orients; beides ist ohne Schrift nicht denkbar.

Seddik kommt nicht in den Sinn, die Frage nach der Chronologie zu stellen, obgleich er hin und wieder nahe daran ist. Er merkt nicht, daß die Datierungen der vorislamischen arabischen Schriftdenkmäler an die Chronologie der Antike gebunden sind, die ja erst im 16. Jahrhundert geschaffen wurde. Und er merkt auch nicht, daß die frühen islamischen Texte noch recht ungeordnet in chronologischer Hinsicht vorliegen, entgegen dem Anschein. Die meisten dieser Daten entnimmt er der *Enzyklopädie des Islam,* mithin europäischem Gelehrtenfleiß, dem der Aufbau einer verbindlichen Chronologie ein Herzensanliegen war. Seddik erkennt also nicht, daß die Lücke eine chronologische Verwirrung ist, und keine kulturelle Angelegenheit.

Sodann stellt Seddik eine weitere wichtige Frage: Wie steht es mit der Übernahme der griechischen Kultur im jungen Arabien? Hat sich im *Koran*

und *Hadith* etwas davon niedergeschlagen? Er findet so zahlreiche Beispiele für die direkte Anknüpfung an Jonien (wie der Islam durchgehend statt >Hellas< sagt), daß ein weiteres Problem sichtbar wird: Der Prophet knüpft an das antike Griechenland an, nicht an das byzantinische. Wenn die Jonier erwähnt werden, sind sie immer Heiden und klassische Philosophen, und das wertet auch Al-Maimun aus, der abbasidische Kalif, der die griechischen Wissenschaften ins arabische Weltbild einbezog.

Welch ein Sprung über fast ein Jahrtausend!

Hier kann etwas nicht stimmen. Al-Maimun hat ganz sicher das Wissen und die Schriften seiner jonischen Zeitgenossen verwendet, die er übersetzen ließ. Er war kein Archäologe, sondern ein moderner wissenschaftsinteressierter Herrscher, das heißt, er wollte keine Geschichte der frühen Menschheit schreiben, sondern aktuelles Wissen übertragen. Er muß Ptolemäus als Lebenden oder vor kurzem Verstorbenen angesehen haben.

Der andere Anknüpfungspunkt für den Propheten ist Rom (Rum), das ist wirklich Byzanz, aber nicht das christlich-orthodoxe, das wir kennen. Die hier schwach erkennbar aufblitzende Lehre ist von der orthodoxen Kirche durch einen weltanschaulichen Sprung getrennt (wie allgemein bekannt und auch von mir häufig angesprochen).

Dazu gehört das Geheimnis der Sabäer, der Buchgläubigen von Harran.. Sie waren die >ersten Christen<, wenn man das Wort in einem idealistischen Sinn auffassen will. Nicht weit liegt die stark befestigte Stadt Edessa, wo das sogenannte Schweißtuch Jesu herstammt. In dieser Gegend verehrt man noch heute Abraham an seiner Geburtsstätte, füttert die heiligen Fische im Teich und betet an Hiobs Grab. Hier bilden noch Judentum, Christentum und Islam die Einheit, von der die Altgläubigen träumen. Hier liegt eine Entstehungsstätte des Monotheismus, mitten im horrischen Gebiet. In Harran geschah die Weitergabe der griechischen Philosophie an die Sufis des Islams, wie von diesen immer wieder betont wurde. Die Sabäer sind die eigentlichen Überträger der monotheistischen Idee an den arabischen Propheten. (Das hat ebenfalls Seddik herausgearbeitet, S. 190.)

Nach kirchlichen Darstellungen ist die Regierungszeit des christlichen Königs von Edessa, Abgar (»V.«) kurz vor Mohammeds Zeit angesetzt. Damals wurde das Schweißtuch erstmals erwähnt. Das sind wiederum nachträgliche Festlegungen von Daten, über die wir überhaupt nichts wissen können; sie zeigen uns, welches Szenario die Theologen im Sinn hatten, als sie diese Geschichte schrieben. Die Sabäer von Harran, die einen unverdorbenen Monotheismus ausübten und bruchlos von Platon zur gnostischen Sofia (und weiter zum Sufismus) führen, sind die Hanifen des *Korans:* die ersten Moslems.

Nun seziert Seddik (S. 260 f.) ein weiteres Problem, das noch größere Wellen schlagen müßte: Der in der Koransure 18 (»Die Höhle«) geheimnisvoll auftretende »Herr der zwei Hörner« (Dhul Qarnein), ein großer Eroberer,

der von den einen für Alexander den Großen gehalten wird, den anderen als Chidr gilt, hat scharfe Diskussionen unter den klassischen Auslegern bewirkt. Ibn al-Kathir (»9. Jahrhundert?«) hält die Gleichsetzung von Alexander und dem Zweigehörnten aus inhaltlichen Gründen für unmöglich, »ganz abgesehen von den zweitausend Jahren, die ihre beiden Epochen trennen«.

Seddik übergeht diese wichtige Aussage, wobei mir unklar ist, warum er bei seiner sonst sehr ökonomischen Zitierweise diesen Satzteil nicht wegließ. Hier verbirgt sich ein unlösbares Problem: Wenn der geheimnisvolle Eroberer der Chidr war, der - obgleich ewig lebend - in diesem Zusammenhang als Zeitgenosse von Moses gilt, paßt das zeitlich nicht zu Alexander, es sei denn, Ibn al-Kathir hatte ein anderes Zeitmaß im Kopf, was die Sachlage noch mehr verwirren würde.

Seddik stellt nämlich klar, daß die Alexander-Sage, wie sie trotz aller Kritik im *Koran* vorkommt, auf den Alexander-Roman zurückgeht, dessen Aufnahme im Islam frühestens in Ibn al-Kathirs Lebenszeit anzunehmen ist. Dann wäre dieser Teil des *Korans* auch erst zu diesem Zeitpunkt verfaßt, was erst recht unmöglich erscheint. Wir sehen: Mit den Jahresangaben ist auch im islamischen Bereich kein Haus zu bauen.

Übrigens wurde die Wallfahrt zur Kaaba in Mekka vor der Bekehrung zum Islam nackt durchgeführt. Einige Personen wurden von den Reichen in Mekka mit einem Gewand für das Fest bedacht, aber diese Auszeichnung war ein Sonderfall. Gewöhnlich gingen Männer und Frauen nackt um die Kirche mit dem schwarzen Meteoriten und zu den Bergen in der Nähe, schlachteten ihre Opfertiere und sangen und tanzten. Einer der islamischen Pilger, der mitmachte, spricht ausdrücklich davon, wie er sah, daß seinem islamischen Kameraden der Samen aus dem Glied tropfte. Der Prophet beauftragte zwei Abgesandte ein Jahr vor Ablauf des Vertrages (»630«), die Mekkaner zu bitten, für seine Leute eine Bekleidung bei der Pilgerfahrt zuzulassen. Die Nacktheit war keine Ausnahme, eher die Regel. Bei der Olympiade und anderen griechischen Kultspielen waren alle Wettstreiter nackt.

Das wäre in unseren nordischen Breiten ungewohnt, im Süden war es durchaus nötig: Im Gewand könnte man mancherlei Waffen verbergen.

So wundert es auch nicht, daß der Götzendienst an der Kaaba mit Hurerei gleichgesetzt wurde. Es gab damals, so berichten die Moslems, viererlei Arten, eine Vaterschaft juristisch festzulegen: Außer der >heute< noch üblichen Art (gemeint ist die durch das gesetzlich getraute Ehepaar) konnten folgende drei Situationen rechtsgültig sein, wie eine gesicherte Erzählung *(Hadith)* von Mohammeds Frau Aischa laut Buchari glaubwürdig macht (Seddik, S. 210):

Ein unfruchtbarer Mann schickte seine Frau, nachdem sie ihre Bluttage beendet hatte, zu einem anderen Mann und berührte sie dann nicht mehr, bis die Schwangerschaft sicher war. Danach durfte er sie wieder lieben. Er wurde der Vater des Kindes.

Oder eine Gruppe von bis zu zehn Männern beschlief eine Frau, die das wünschte. Wenn sie geboren hatte, rief sie die Männer zu sich und erteilte demjenigen, den sie dafür wert befand, die Vaterschaft des Kindes zu. Der Mann konnte das nicht ablehnen.

Huren, die eine Fahne vor ihrer Wohnung aufgepflanzt hatten (wie auf Bosch-Bildern), erklärten gleich nach der Geburt eines Kindes irgendeinen ihrer Kunden zum Vater, ohne daß dieser es ablehnen konnte.

Der Prophet schaffte diese drei Formen juristischer Vaterschaft ab und ließ nur die heute übliche als rechtmäßig gelten.

Das klingt sinnvoll und beschreibt in Kurzform die damalige Denkweise, zeigt uns dazu noch, daß die erotischen Figuren an den Kirchen rechtmäßig waren und was mit dem Wort >Götzendienst< gemeint ist. Es besagt auch, daß die drei monotheistischen Religionen - dabei muß man von Rechtssystemen sprechen - eine einheitliche Linie verfolgten, die sie gewaltmäßig durchsetzten.

Vielleicht ist hier die Anekdote angebracht: Nach einer nordischen Überlieferung brachte die Frau eines Wikingers bei dessen Rückkehr von jahrelanger Fahrt ihm ein Kind auf dem Arm entgegen, und da er fragte, wer der Vater sei, sagte sie ihm den Namen des Stallknechtes. Daraufhin fragte der Hausherr den Knecht, was er dafür wünsche: »Ein Pferd« war die Antwort. »Nun denn, nimm das beste, das Du in meinem Stall findest!« Damit war die Vaterschaft auf den Hausherrn übergegangen. So einfach kann das sein. Ehrenmorde sind monotheistisch. Als ich diese Anekdote einigen Berbern erzählte, bestätigte man: Das war vor der Islamisierung bei uns ebenso - womit das zitierte *Hadith* von Aischa bekräftigt wird.

Zeit des Rittertums

Zur Gleichzeitigkeit der Entstehung der *Bibel* und des *Korans* hatte ich schon Beispiele angeführt, nun möchte ich das noch vertiefen.

Wenn es bei dem Missionsgründer Ghulam Ahmed aus Qadian in Indien (frühes 20. Jahrhundert) so aussah, als würde er sich bei der Kodifizierung seiner Theologie übermäßig häufig englischer und anderer europäischer Orientalisten bedienen, um seine englischsprachigen Leser zu überzeugen, die ja ihren eigenen Wissenschaftlern eher vertrauen als den arabischen, so drängt sich jetzt immer mehr der Verdacht auf, daß dies eine Notlösung war. Außer häufig angeführten Grammatikern und einigen Sirat-Schreibern (Biographen des Propheten, hier auch Persern) kann Ghulam Ahmad keine wirklich guten arabischen (islamischen) Autoren als Grundlagen zitieren. Die berühmten Kommentatoren des *Korans* sind alle sehr jung, sie gehen mit den Texten der europäischen Orientalisten schrittgleich, oder sie folgen ihnen!

Es ist nämlich auch die Lebensgeschichte des Propheten ein >*roman de geste*<

(Ritterroman), und die Entstehungsweise des Islams eine liebevolle Erfindung, die sich in älterer islamischer Literatur, soweit vorhanden, noch gar nicht so einheitlich liest. Wenn Moses noch recht archaisch anmutet, der mit seinem Gott persönlich verhandelt, und Jesus den mystischen Wahnsinn des Sufis verkörpert, dann gehört der Religionsstifter aus Mekka zum Rittertum, wie es Boutros-Ghali beschrieben hat. Das geflügelte Pferd Buraq (nicht Pegasos) inspirierte den Propheten zu schwungvollen Versen, und sein Schwert, das im Osmanenpalast in Istanbul liegt, verewigt die Heldentaten dieses Ritters. Besonders sein besseres Ich, sein Schwiegersohn Ali, ist der Ritter schlechthin: Er erschlägt den zeitlosen Riesen Gol und siegt in allen Schlachten. Sie sind sagenhafte Ritter, bedichtet wie Roland und Charlemagne (Karl der Große) und Santiago.

Die großen europäischen Orientalisten betrieben Literaturgeschichte, das war ihnen bewußt. Sie betrieben auch Theologie, wie man heute weiß (siehe: Lülings Werke). War das alles so mißverständlich, daß ihre Nachfolger glaubten, Geschichte zu schreiben? Oder taten die letzteren es wider besseres Wissen und im Auftrag der Kirchen und Universitäten? Und wer nahm ihnen das ab?

Die Art, wie sich ein Waisenknabe sein Innenleben zurechtbaut, mit Kniebeugen und vielen Frauen, mit Waschungen und vertrackten Gesetzen, mit Hierarchien von Geistern und großen Vorläufern - das kann nur zur Monotheismusbildung nach der Katastrophe hinzugefügt sein. Es kann nicht religionsbildend gewesen sein. Es ist die Goldene Legende, die das Volk mit der Härte der Religion versöhnt oder über die Schärfe der Zuchtrute hinwegtäuscht und vergessen macht, daß diese Form der Unterdrückung eine nutzlose Pein ist.

Die überragende Bedeutung des *Korans* läßt den Schluß zu, daß der Anfang des arabischen Monotheismus in der Niederschrift erhalten gebliebener Verse nach der Katastrophe lag. Das spiegelt sich auch in der seltsamen Anordnung: nach der Länge! Wer Strophen bewahrte, galt als Diener der Wahrheit. Je länger die erhaltenen Texte waren, desto wichtiger waren sie und wurden vornan gestellt. Bei den Nachbarn (Iran, Byzanz), die größere zusammenhängende Texte bewahrten, hatte diese Sammlung von Bruchstükken keine Bedeutung, aber in den einsamen Oasenstädten Arabiens war der Wert hoch anzusetzen (etwa wie die berberische Bibliothek von Tamgrut in Marokko - warum nicht in Rabat oder Marrakesch?). Um ihren vorkatastrophischen Charakter zu beweisen, mußten die Koran-Verse auf die Katastrophe hinweisen, was sie auffällig häufig und vielgestaltig tun. So wird der Typ des Warners eingeführt, wie Jesajas, Jonas, Amos, ein poetischer Gestus. Das vor einigen Jahren ausgesprochene Todesurteil gegen einen englischen Romanschriftsteller hat gezeigt, daß islamische Richter es für nötig halten, ihren Propheten und dessen Buch gegen andere Schriftsteller und deren Ro-

mane in Schutz zu nehmen. Das Gegenteil wäre: Die Göttliche Wahrheit ist erhaben über die Erzeugnisse der Dichter. Mithin gilt: Die Göttliche Wahrheit ist Dichtung, die mit anderen ähnlichen Erzeugnissen im Wettstreit steht. Oder genauer: Das Ergebnis der Dichtung ist Göttliche Wahrheit, wie es unsere Romantiker sagten.

Die monotheistische Religion besteht in der Verdrängung der Katastrophenangst. Damit wird die Katastrophe zur höheren Wirklichkeit, aufgewertet durch den religiösen Aufwand, sie zu verdrängen, und die Leugnung kosmischer Katastrophen wird zum absurden Theater.

Nun müßte man noch einmal die großen europäischen Orientalisten der ersten Generation lesen, Polack, Eichhorn, Rückert oder de Slane. Dabei müßte man auf ihre Quellen zugreifen, um festzustellen, daß auch dieses Gebilde erst im 16. Jahrhundert fertig wurde (fertig im heutigen Sinne ist es erst vor hundert Jahren geworden mit der arabischen Nanda). Wann taucht der Begriff der Hedschra als Zeitgrenze auf?

Wenn die Kirche auf die Richter, Bischöfe und Pfaffen aufbauen konnte, wie Kammeier erklärt hat - auf wen bauten die Imame auf? Die Kalifen waren Herrscher, wer schuf die Theologie? Lasen die Imame das Tridentinum?

Je mehr einer vom Islam versteht, desto schwieriger muß ihm der Durchblick fallen.

Die ***Universalgeschichte*** des Ibn Chaldun ist ein Bluff

Ibn Chaldun (»1332-1406«) hat die Geschichtsschreibung zur Wissenschaft erhoben, er hat sie von den religiös bedingten Legenden und Schablonen befreit, die praktisch in allen früheren arabischen Geschichtswerken gehäuft vorkommen und diese zu Sagen abstempeln. Ihm war schon bewußt, daß die Genealogien der islamischen Herrscher erfunden sind, mit gutem Grund zur Machterhaltung und zur Erziehung ihrer Nachkommen, erfunden und »blind abgeschrieben«, wie er deutlich sagt. Wie ich schon schrieb (2003a, S. 201), bringt er starke Hinweise auf die Katastrophe, die sich kurz vor seiner Zeit abgespielt haben muß, indem er über die Prinzipien und Regeln der Geschichtsschreibung feststellt: »Viele Leute guten Glaubens und Historiker mit nachgewiesen gutem Gedächtnis könnten in ihren Schriften Fehler nicht vermeiden, die dann von anderen Historikern ohne Kritikfähigkeit und ohne Beweise einfach übernommen wurden. So ist die Geschichtsschreibung zu einer geringen Kunst geworden, ungenau und verwirrt, und wer sie erlernt, fällt in Irrtümer.« *(Muqaddima)*

Das sagt er nicht wegen einiger falscher Jahreszahlen oder Abstammungsfehler, sondern grundsätzlich.

Unter den Fehlern, die seiner Meinung nach besondere Beachtung verdienen, sind folgende: »Die Vernachlässigung der Tatsache, daß die Bedingun-

gen der Völker und Gemeinschaften sich verändert haben, und zwar hinsichtlich eines Wandels der Jahreszeiten und der Tageslänge. Dies(er Fehler) ist eine versteckte Krankheit, nur erkennbar nach langen Zeiträumen. Wenige sind es, die das gemerkt haben.« *(Muqaddima)*

Im katastrophistischen Sinne akzeptiert er auch die im *Koran* beschriebenen Völker wie die Ad und Thamud, die durch Gottesurteile untergingen, als Tatsachen, als bekannt aus einer anderen Sphäre und nicht den Kriterien der Vernunft unterworfen. Dies tut er mit gutem Wissen, wie mir scheint. Er sagt nämlich: »Wenn das Weltall einen vollkommenen Umsturz durchmacht, möchte man sagen, daß es seine Eigenschaften ändert, um eine neue Anordnung zu erlangen. Dafür bedarf es auch eines Historikers, der diesen (neuen) Zustand der Welt feststellt, (hinsichtlich) der Länder und Völker und der sich daraus ergebenden Änderungen im Brauchtum und Glauben.« *(Muqaddima* I, 67)

Diese katastrophenartigen Veränderungen des Weltalls sind es, die Ibn Chaldun dazu bewogen haben, seine Umwelt und ihre geschichtlichen Bedingungen einer neuen Prüfung zu unterwerfen und nicht abzuschreiben, was andere überliefert haben. Er begründet seine Methode auf diese radikale Neubeschreibung der Zustände, und erst damit wird sie zur Wissenschaft in unserem heutigen Sinne (wie Lahbabi, S. 38, hervorhebt; die Zitate aus der *Muqaddima* erfolgten hier noch nach der französischer Übersetzung von de Slane, zitiert in: Lahbabi).

Aus Ibn Chalduns Werk hatte ich schließen müssen, daß es >kurz< nach einer Katastropheh wegen der zahlreichen Anspielungen darauf geschrieben sein muß. Wären die Lebensdaten des berühmten Soziologen richtig (geboren 1332), müßte er die Katastrophe von »1350« als etwa achtzehnjähriger Mann miterlebt haben und hätte anders darüber berichtet, vielleicht als Augenzeuge, anstatt Vermutungen zu äußern wie seine Erklärung für die Pest (III, 48), die häufig auch von europäischen Ärzten vorgebracht wurde: Es seien die feuchten Dämpfe gewesen, die zu epidemischen Lungenkrankheiten geführt hätten und schließlich zur Pest. Diese feuchten Dämpfe hätten ihren Ursprung in der Überbevölkerung, die auf eine zu gute Herrschaftsform zurückgeht. Man sieht, wie eine >rationale< oder gar naturgesetzliche Erklärung für ein unverstandenes Phänomen - die maßlose Pest - gesucht wird, wobei einzig noch in Erinnerung blieb (oder bleiben durfte), daß die Atmosphäre verseucht war, während der kosmische Zusammenhang geleugnet wird. Der Autor müßte demnach mindestens einige Generationen später gelebt haben.

Dieser erste Soziologe und ernst zu nehmende Historiker des Islams, Abder Rahman Ibn Chaldun, sei nämlich »1332« in Tunis geboren, seine Eltern waren Araber aus Hadramaut in Südarabien, die in Andalusien lebten. Er wurde Theologe, Richter, Diplomat und Autor und starb hochangesehen

»1406« in Kairo. Er ist eine bekannte Persönlichkeit und hat Begegnungen mit den Großen seiner Zeit berichtet, mit König Peter >dem Grausamen< von Kastilien und mit Timur Leng (dem nicht weniger grausamen) in Bagdad.

Von seinen Schriften hat nur die »Vorrede zur Weltgeschichte« *(Muqaddima)* einen starken Einfluß auf das *moderne* arabische Selbstverständnis ausgelöst. Auch die Christenheit hat sich in den letzten beiden Jahrhunderten viel mit diesem Werk beschäftigt.

1997 erschien die dritte Auflage von Vincent Monteils französischer Übersetzung der *Muqaddima* in Beirut (zuerst dort 1967, 2. Auflage 1978) und ist damit leicht zugänglich für den einfachen Leser; Baron de Slanes Übersetzung, die 1862 bis 1868 in Paris erschienen war, ist veraltet, eine moderne englische Übersetzung durch Franz Rosenthal (1958), auf die sich Monteil auch stützt, war für den Normalbürger unerreichbar.

Nun ist es also leichter geworden, dieses umfangreiche, ja etwas klobige Werk Ibn Chalduns, das fortschrittlichste mittelalterlicher arabischer Geschichtsschreibung, durchzuarbeiten, wobei auch das Stichwortverzeichnis von Monteil mit 4000 Einträgen hilfreich ist. Die vielen Wiederholungen und Abschweifungen machen das Lesen des Tausendseitenwerkes nicht zum Genuß.

Das Originalmanuskript, das Monteil als Vorlage verwendete, trägt in etwas klecksiger Handschrift den »eigenhändigen Vermerk der Autorisierung durch den Autor Ibn Chaldun« (was man Autographe nennt) *(Abb. 58).* Darunter steht die Jahreszahl 1402, was den unkundigen Leser verwirren kann; dieses Datum ist nämlich von einem europäischen Gelehrten >erschlossen< worden, ein Datum oder Ort steht nicht im Text der Autographe.

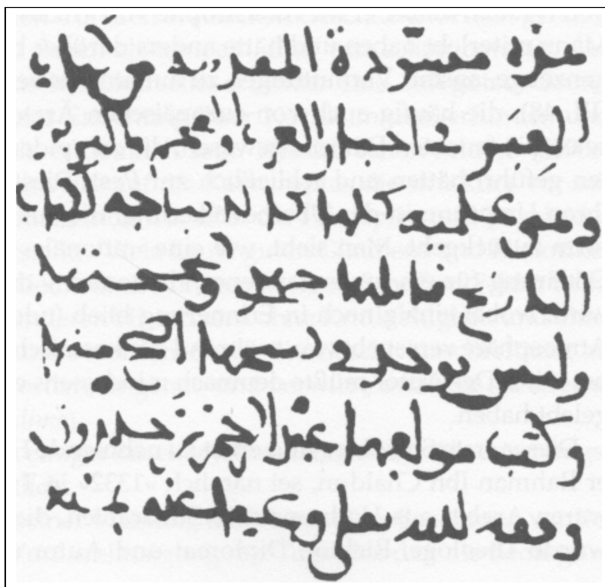


Abb. 58: Vorrede zur Weltgeschichte *(Muqaddima)* Die angebliche Echtheitsbestätigung durch den Autor (Autographe) auf dem Manuskript 1936 von Istanbul trägt weder Ort noch Datum und muß auch inhaltlich als solche ausgeschieden werden, denn sie lautet übersetzt: »von Abderrahman ben Chaldun, Gott sei seiner Seele gnädig«, was man nur von Verstorbenen sagt.

Durch die Autographe gilt das Manuskript als abgesichert, auch wenn es einige Kürzungen gegenüber früheren Abschriften aufweist. So ist zum Beispiel eine lange Liste von Steuereinnahmen in Bagdad, die fünfhundert Jahre vor der Abfassung des Werkes erstellt worden war, ausgelassen, sicher zu Recht. Geschrieben sei das Werk »in fünf Monaten 1377« in Algerien und vervollständigt »1382« in Tunis, wird angenommen; letzte Nachträge in diesem Manuskript stammen angeblich von 1400. Ganz am Rande sei bemerkt: Die Autographe muß inhaltlich als solche ausgeschieden werden, denn der Schlußsatz lautet übersetzt: »von Abderrahman ben Chaldun, Gott der Erhabene sei seiner Seele gnädig und verzeihe ihm in seiner Güte«, was man nur von Verstorbenen sagt.

Sind wirklich, fragte ich mich beim Lesen oft, zu einem so frühen Zeitpunkt in arabischer Sprache Kenntnisse geprägt worden, die erst fünf Generationen später, in der europäischen Reformationszeit des 16. Jahrhunderts, auftauchen? Nun, die Renaissance verdankte ja den arabischen Philosophen ungemein viel, sie ist nicht zuletzt auch durch die Arabischkenntnisse der Humanisten befruchtet worden. Dennoch wunderte es mich erneut, daß ein Autor rund zwei Jahrhunderte »vor seiner Zeit« geschrieben haben soll. Und dieser Umstand wird von allen modernen Kommentatoren begeistert hervorgehoben. Man huldigt diesem historiographischen Genie und Begründer der Anthropologie Ibn Chaldun, ohne auch nur einmal leise Zweifel an der Datierung seiner Texte, an der Chronologie, aufkommen zu lassen. Dabei stolperte ich zuerst weniger über die zahlreichen anachronistischen Verstöße als vielmehr über die ungewöhnliche Gedankenwelt des Araboberbers aus Tunis. Die Besonderheit von Ibn Chalduns Vorwegnahme neuzeitlicher Soziologie und Naturwissenschaft kommt darin zum Ausdruck, daß er für diese ungewöhnlichen Gedanken auch ein eigenes Vokabular schuf, eine neue Begriffswelt, die einem europäischen Leser durchaus verständlich sein mag, in der arabischen Literatur aber keine Nachahmer fand und bis vor kurzem nicht recht gewürdigt wurde.

Die politische Überzeugung - nämlich die Stärkung der Königsherrschaft gegenüber der Volksmacht - paßt eher zu Fray Antonio de Guevara (siehe: Topper 1998) und zu Machiavelli (gest. 1527) rund 150 Jahre nach dem angeblichen Ibn Chaldun. In der Tat haben ja mehrere Autoren (auch Monteil, S. 458 Fn.) bemerkt, daß gerade Machiavellis Werk über die hohe Kunst des Regierens *(Il Principe,* postum Rom 1535) seitenweise mit Ibn Chalduns Text vergleichbar ist, wobei man bisher annehmen mußte, daß sich der große Italiener von dem Andalusier inspirieren ließ, zumal ein christliches Bekenntnis in Machiavellis Werk nicht vorkommt. Ob er ein arabisches Manuskript zur Hand hatte und genug Arabisch beherrschte, darf jedoch bezweifelt werden. Die ersten originalen Ausgaben der *Muqaddima* in Buchform erschienen Mitte des 19. Jahrhunderts, auf diese greifen die neueren arabischen Ausgaben zurück (Abdesselem, S. 11).

So sehe ich die frappierende Übereinstimmung zunächst als gemeinsame Zeitströmung an, oder schärfer gesagt: Ibn Chalduns Werk dürfte Mitte des 16. Jahrhunderts verfaßt worden sein. Und von wem?

Es nützt uns bekanntlich gar nichts, daß von einem Werk das Originalmanuskript vorliegt, vom Autor selbst geschrieben oder von ihm angeblich handschriftlich abgesegnet, denn das alles läßt sich mit hinreichender Kennerschaft fälschen; nur der Inhalt und wenn möglich auch die Rezeptionsgeschichte bestimmen über die Echtheit, wie Aschbach an Hand der >Roswitha< ein für alle Mal gültig gezeigt hat (siehe: Topper 1998, S. 36 ff.). Unterziehen wir Ibn Chalduns Buch einer aufmerksamen Lektüre!

Dabei bekam ich wieder einmal einen gehörigen Schreck: Ich muß vermuten, daß dieses Buch von Christen verfaßt wurde. Das wäre für den, der mir bei meiner Aufdeckung entsprechender Fälschungsvorgänge in Spanien gefolgt ist, nur eine von mehreren ähnlichen Geschichtslügen. Diesmal liegt der Fall allerdings komplizierter, denn es wurde nicht ein einmaliges >Dokument< (wie der Kalender von Cördoba) durch die Kirche hergestellt, sondern eine umfangreiche Geschichte geschaffen, die von den Moslems selbst als ihre eigene akzeptiert wurde (etwa wie die arabische Chronik des Jimnez von Rada). Für meine These gibt es eine Menge Fingerzeige, ich beginne mit den sichtbarsten.

Mindestens zwei verschiedene Autoren müssen die *Muqaddima* geschrieben haben, verschieden im weltanschaulich-religiösen Sinn. Sie widersprechen einander dermaßen kraß, daß man versucht ist zu denken, hier liege Absicht vor. Während der eine der beiden eher schiitische Tendenzen spüren läßt, ist der andere ein strenger Sunnit. Das scheidet sich an der Kalifen-frage, vorzugsweise an Ali, dem vierten Kalifen. Der eine (Übers. Monteil, S. 303, 504, u.v.a.) kennt ganz unorthodox nur die beiden Scheichs Abu Bakr und Omar und hält Ali für umstritten (unterschlägt Othman also), der andere Autor weiß besser Bescheid und nennt Othman (S. 324) oder zitiert ein Textstück von Al Mas'udi, in dem Othman vorkommt (S. 315). Derartig grundsätzliche Auffassungen, die in der ersten Klasse der Koranschule gelehrt werden, können nicht zufällig in einer einzigen Person vereinigt vorkommen, auch nicht als Zeichen von >Objektivität<, wie mancher Kommentator ausführte. Dazu wird eine viele Seiten umfassende Betrachtung über das Recht zur Nachfolge (des Kalifen) vorgetragen, die völlig fehl am Platz ist.

Oder die strenge Kritik eines der beiden Autoren an den unglaubwürdig hohen Zahlenangaben für Reiter oder Krieger, die die früheren Chronisten (wie z. B. Al Mas'udi) in ihren Schriften angegeben haben, einer nur zu berechtigten Kritik, die weitschweifig begründet wird; während der andere Autor im selben Werk ebensolche unsinnig hohen Zahlen behauptet, wie es ihm günstig scheint.

Das Buch ist chaotisch und sprunghaft >aufgebaut< (eher zusammengeschustert), mit häufigen Wiederholungen ganzer Abschnitte, und nicht durch redaktionelle Arbeit geglättet worden. Das fängt mit dem Vorwort an, das ein dritter Autor geschrieben haben könnte, der das Buch nicht einmal vorher gelesen hat. Darin steht nämlich der Plan des Gesamtwerkes, das sechs Bücher umfaßt. Im 2. Buch soll die Geschichte der Rassen und Dynastien der Araber von der Erschaffung der Erde bis auf unsere Tage gebracht werden, was nicht im entferntesten stimmt; es sollen sogar zeitgenössische berühmte Nichtaraber wie Nabatäer (!), Syrer, Perser, Israeliter, Kopten, Griechen, Römer (Byzantiner) und Türken beschrieben werden; diese finden aber nur beiläufig Erwähnung, wobei von Geschichtsabläufen nicht die Rede sein kann. Außerdem soll die Geschichte der Berber, besonders der Zenata, ihre Herkunft und Dynastienfolge erzählt werden - keine Spur in diesem Werk. Man glaubt, eine Aphorismen- oder Anekdotensammlung vor sich zu haben, wogegen der Autor betont: »Dieses mein Werk ist eine vollständige Geschichte der Völker.« (Übers. Monteil, S. 9) Zur Vervollständigung seiner Kenntnisse habe er auch eine Reise in den Orient unternommen, wo er sich speziell über Perser und Türken informiert habe. Damit wurde sein Buch, wie er selbst sagt, zu einem einzigartigen Werk, einer Sammlung außergewöhnlichen Wissens und intimer Weisheit. Er habe es dem Urteil der Weisen und Vornehmen vorgelegt (S. 8). Die möchte man gern fragen, was sie zu dem Flikkenteppich gesagt hätten! Vielleicht hätten sie einige Flicken wiedererkannt und sich dabei über die seltsamen Entstellungen gewundert.

Andere Teile sind für dieses Buch neu geschrieben, oder besser gesagt: diktiert. Beim Diktat müssen Hörfehler vorgekommen sein. Der Gelehrte diktierte in seiner Sprache (Deutsch?), und der Schreiber übersetzte simultan ins Arabische, denn zwischen 318 und 380 (Bischöfen auf dem Konzil von Nicäa) ist im Arabischen ein hörbarer Unterschied, im Deutschen (und Englischen) dagegen kaum. Wenn nun der Diktierende hinterher nicht Korrektur lesen konnte, weil er kein Arabisch beherrschte, dann bleibt dieser Hörfehler stehen *(Muqaddima* 111, 31).

In diesem Abschnitt (III, 31), der vom Papst und den christlichen Patriarchen handelt, wobei der Autor zwar die orientalischen Christen kennt, aber dummerweise nicht die ihm viel näher liegenden andalusischen, wird behauptet, im Islam sei der Dschihad (der heilige Krieg) eine kanonische Pflicht. Nach islamischer Theologie war das falsch, das hätten die Christen nur allzu gern! Im selben Zusammenhang wird so etwas wie die Regelung des Augsburger Religionsfriedens *(cuius regio eius religio* 1555) kritisiert, was ich als deutlichen Hinweis auf die Abfassungszeit und die Absicht des Werkes werte. In den folgenden Sätzen werden zweimal vierhundert Jahre und einmal tausend Jahre als geschichtliche Zeitabschnitte genannt, insgesamt unpassend; sie sind ein Hinweis auf die verworrene katholische Komputistik vor der

Scaliger-Zeit. Hier flossen dem Diktierenden die Jahresintervalle der Kirchenväter ein, die ein Araber kaum je in dieser Weise sich ausdenken würde: Zwischen Moses und Saul seien 400 Jahre vergangen als königslose Zeit, und in den anschließenden tausend Jahren habe das israelische Königshaus ununterbrochen in Jerusalem geherrscht, von den Grenzen des Jemen bis zu denen von Byzanz, dann erst machte Nebukadnezar dem ein Ende. Heutigen Theologen gelten solche Vorstellungen als unmöglich. Im 16. Jahrhundert waren sie neu, den Arabern jedoch unbekannt. Und schon gar nicht um 1400.

Oder dieser Schnitzer (S. 364): Nach einem zitierten christlichen Autor (der heute ins 13. Jahrhundert gesetzt wird, Georg ibn al-Amid al-Makin, 1205-1273), sei zu seiner Zeit der Begriff >Papst< aufgekommen und später auf den Bischof von Rom übertragen worden. Heute sieht die Kirche das anders, es wäre ihrer Meinung nach schon mehr als ein Jahrtausend eher so gewesen. Das hier genannte Rom ist übrigens das italienische Rom (S. 363, ebenso auch S. 74 und 806), während dieser Eigenname im Arabischen sonst für Byzanz steht. Aber gab es denn ein katholisches Rom im 14. Jahrhundert? Zu Ibn Chalduns angeblicher Abfassungszeit hätten die Päpste in Avignon regieren müssen, trotzdem sagt er ausdrücklich, der Sitz des Papstes sei in Rom, »wie heute noch«.

Der Simultanübersetzer schrieb einfach geduldig nieder, was ihm diktiert wurde, auch wenn dadurch zweimal im selben Abschnitt die Aussprache des Wortes >Papst< unterschiedlich hineinmuß. Oder wenn die (spanische) Aussprache für >Kaiser<, »emperador, mit einem d zwischen dh und z« bekräftigt wird. Der erste Kaiser, der in Spanien diesen Titel trug, war Karl V. (ab 1520).

Zum Kanon der Bibelbücher, der hier verteidigt wird, gehören die drei (!) Makkabäer-Bücher von Ibn Gorion (das klingt nach einem Kompromiß zwischen den evangelisch zwei und katholisch vier dieser Bücher) und der (immer noch nicht voll anerkannte) Klemens-Brief mit der apostolischen Verfassung. Man erkennt den Hintergrund, nämlich die Diskussion mit Luther und die Vorbereitung des Tridentinums.

Der Priester, der diesen Abschnitt diktierte, war über den Islam und speziell dessen heilige Schrift nicht unterrichtet (wie peinlich), denn er sagt frisch von der Leber weg, die Juden hätten Jesus getötet, »wie im Koran berichtet«, wogegen dort (IV, 157) ausdrücklich das Gegenteil steht: »und sie töteten ihn nicht und bewirkten nicht seinen Tod am Kreuz, sondern es erschien ihnen nur so, . . . und sie töteten ihn ganz sicher nicht.« Kann man es noch deutlicher sagen?

Der diktierende Priester hatte ja gleich zu Anfang seines Kapitels (III, 31) die Katze aus dem Sack gelassen. Es ging ihm mit der Verdrehung über die religiöse Pflicht des Dschihad darum, den Fanatismus des Islams hervorzukehren und als nachahmenswertes Vorbild hinzustellen, da die Christen die-

sem Kampfeifer (>leider<) nichts Ebenbürtiges entgegenzusetzen hätten: »In der islamischen Gemeinschaft ist der Heilige Krieg eine kanonische Pflicht wegen des weltweiten Anspruchs der islamischen Sendung und der Verpflichtung, alle Welt zu bekehren, willig oder mit Gewalt. Darum sind geistliche und weltliche Macht eins.« Das hört sich nach Türkengefahr an, denn in Andalusien waren die Moslems zu jenem Zeitpunkt angeblich seit Jahrhunderten auf dem Rückzug, meist aber in friedlichem Austausch mit den anderen Monotheisten.

Außerdem wird frei Geschichte produziert, um der Inquisition >Vorbilder< zu bescheren: Der vierte Kalif Ali ließ Christen lebend verbrennen, weil sie Jesus als die Inkarnation Gottes ansahen (III, 25; S. 305). So wenig wir die wirkliche Geschichte kennen - derartiges wird nicht vorgekommen sein und wird von keinem anderen Araber behauptet. Dieser Kalif Ali soll sogar von Mohammed als Dhul-Qarnein betitelt worden sein, während sonst immer gelehrt wird, daß dieser Titel (>Herr der zwei Hörner< oder >der zwei Jahrhunderte<) im *Koran* für Alexander den Großen reserviert ist oder auch für den Chidr, gelegentlich auch für einen persischen Großschah, nie für einen der Gefährten des Propheten.

Da wird auch der Pseudo-Aristoteles zitiert mit der wörtlichen Einfügung: »dem Aristoteles zugeschrieben, aber ist es wirklich von ihm?« Ist eine solche Fragestellung in arabischer Literatur überhaupt möglich? Dort wird noch heute jede beliebige Ausgabe der »Sandkunst« unter dem Autor Platon (Iflaton) veröffentlicht, die Autorenzuschreibung war immer unwichtig. Der Streit über die aristotelischen oder pseudo-aristotelischen Schriften wurde gerade von den Humanisten heftig geführt.

Ob die beschriebenen politischen Konstellationen zu unserem heutigen Geschichtsbild passen, möchte ich stark bezweifeln. Im Zusammenhang mit der überbevölkerten Stadt Bagdad, in der es fünfhundert Jahre vor Ibn Chaldun noch 36 000 öffentliche Bäder gab und die damals aus den Nähten platzte, wird gesagt (IV,1): »Das war ebenso in Kairuan, Córdoba und Mehdia, als sie unter islamischer Herrschaft standen.« 1380 war nämlich Cördoba schon spanisch; Kairuan und Mehdia in Tunesien sollten jedoch damals noch islamisch gewesen sein, außer wenn der Schreiber die Eroberung von Karl V. im Sinn hat, der 1535 Tunesien überfiel, das dann vierzig Jahre spanisch blieb. »Und in Kairo ist es noch so«, fügt der Autor hinzu, »falls ich gut unterrichtet bin.« Er wäre demnach erst später in Kairo gewesen, das Buch vollendete er 1382 im damals (noch) islamischen Tunesien. Seine Biographie wurde vermutlich erst viel später erstellt, auch wenn es angeblich eine Autobiographie von ihm gibt. Kann man Fustat und Kairo im selben Abschnitt nebeneinander nennen, oder verrät sich da der Unkundige? (Es ist dieselbe Stadt.)

Eindrucksvoll wird das Durcheinander von Geschichtsschöpfung (katholischer Propaganda) und arabischer Überlieferung im Abschnitt über die

Seeherrschaft im Mittelmeer (III, 32). Da stecken wir einmal in der erfundenen Kreuzzugszeit und einmal in der Jetztzeit von Karl V. nach 1535, seinem Überfall auf Tunis (der übrigens historiographisch einen um genau tausend Jahre vorverlegten Präzedenzfall bekam: Die Vertreibung der arianischen Wandalen durch den byzantinischen Admiral Belisar, der »534 (oder 535)« Karthago erobert hatte). Das Stichwort >Admiral<, von dem das ganze Kapitel abhängt, wird hier als »Almilland« wiedergegeben, ausdrücklich »mit verstärktem L, und das kommt aus der Sprache der Franken, die es als Fachausdruck verwenden«. Nach >unseren< Wörterbüchern kommt >Admiral< in der spanischen Form >Almirante< aus dem Arabischen und bedeutet soviel wie >Fürst von. . .<, wobei der zweite Wortteil, -ante, überhaupt keinen Sinn im Arabischen macht, sondern an Humanistenlatein anklingt. Wir erinnern uns an den Admiralstitel, den Kolumbus erstmals für sich in Anspruch nahm, wobei ihm die Katholischen Könige das großzügig zugestanden, weil es sowieso nichts bedeutet. So schafft man im Nebensatz Sprachregelungen, das kennen wir sehr gut von der >Großen Aktion<.

In allen Zielsetzungen der *Muqaddima* ist die monarchische Einstellung unübersehbar. So sehr auch die verschiedenen Textteile einander widersprechen, in diesem Punkt ist man sich einig: Könige sind die absolute Notwendigkeit für alle Völker, und ohne eine starke Dynastie kann kein Staat bestehen. Das paßt nun nicht zur Zeit des ausgehenden 14. und frühen 15. Jahrhunderts, wie ich mit Beispielen in früheren Büchern belegt hatte: Gerade der Übergang von demokratischer Politik zu absolutistischer Herrschaft prägt die Renaissance. Und damit ist das Buch auch von der Absicht her später als behauptet einzuordnen.

Ein weiteres von Ibn Chalduns Hauptanliegen ist, den Unterschied zwischen Stadtbevölkerung (berberisch, zivilisiert) und Landbewohnern (arabisch, wilde Beduinen) herauszustellen. Andererseits hebt er (III, 9; S. 252) den unbezähmbaren Freiheitswillen der Berber hervor und stellt ihn der Unterwürfigkeit der arabischen Städter des Orients entgegen. So mußten die Araber zwölfmal die aufständischen Berber abschlachten, bis endlich Frieden eintrat. Diese Berber hatten zu allem Überfluß auch noch die charedschitische Ketzerei angenommen, und erst Musa ibn Nusayr konnte bei ihnen den Islam einführen. Na, so verworren liest sich die Geschichte der Berber sonst nicht. Der erste Befehlshaber der Maghreb-Eroberung, Ibn Abi Sarh (kurz nach 647), besiegte laut Ibn Chaldun christliche Franken in Nordafrika; hiermit können weder arianische Wandalen noch orthodoxe Byzantiner gemeint sein (die hießen Magus und Rumi). Bei dieser Darstellungsweise handelt es sich um eine Verdrehung zwecks geplanter >Wiedereroberung< Nordafrikas.

Schon de Slane hatte in seiner ersten französischen Übersetzung (1862-68) erkannt, daß Bibelzitate in der *Muqaddima* nach der *Vulgata* erfolgen, was

Rückschlüsse auf den Autor ermöglicht. De Slane nennt den in der *Muqaddima (II,* 14; Monteil, S. 213) zitierten Ausschnitt aus dem ersten Gebot (2. Moses 20, 5-6) bezüglich der kategorischen Feststellung, daß der hebräisch-islamische Gott die Menschen bis ins dritte und vierte Glied strafen wird, also an Kindern und Enkeln und deren Kindern noch die Vergehen der Väter rächt. Nun würde die Erkenntnis, daß hier der *Vulgata-Text* vorliegt (und nicht eine dem Autor näherliegende aramäische oder arabische Quelle) gut zu meiner Behauptung passen, daß nur Renaissancemenschen den Ibn Chaldun verfaßt haben können, denn vor Erasmus gibt es die *Vulgata* nicht, wie ich vielfach gezeigt habe. Doch gerade hier scheint mir eine weitergehende Betrachtung von de Slanes Fund nötig, denn dieser grausame und irrationale Satz aus der *Vulgata* wird ja von Ibn Chaldun in sein Gegenteil verwandelt! Seiner Meinung nach wird den Menschen, die andere beherrschen, bis ins dritte und vierte Glied die Wohltat erwiesen, ihre Herrschaft nur immer besser ausbauen zu können, bis sie danach wieder verfällt. Von einer Strafe ist nicht die Rede, und schon gar nicht von der Wohltat für tausend Generationen, die den Auserwählten in diesem ersten Gebot versprochen wird. Das wäre in seinem Denkschema unmöglich. Im selben Zusammenhang bringt er den Teil eines Koran-Verses, der ebensowenig zum Kontext paßt: Im zitierten *Koran-Vers* (14, 20) wird die Vernichtung ungläubiger Menschen und die für danach versprochene Neuschöpfung der Erde ausgesagt - einer der typischen katastrophistischen Verse des *Korans -,* wo Ibn Chaldun hier von dem Niedergang einer Herrschaftsfamilie in der vierten Generation spricht, was er als Naturgesetz hinstellt. Innerhalb meiner neuen Sichtweise kann es sich bei diesen Widersprüchen nur um einen internen Kampf handeln, den ein katholischer Theologe bezüglich derartig irrationaler Aussagen an zentraler Stelle im *Alten Testament* gegen einen anderen ausficht. Gerade diese internen Kämpfe auf dem Rücken fremder Religionen und ohne deren Einflußnahme gehören zum Erscheinungsbild der christlichen Streitkultur der Gegenreformation.

So wäre auch ein Abfassungsdatum knapp vor 1600 denkbar, als man kurzfristig - um das Problem der in Spanien verbliebenen Moslems zu lösen - einen Versuch unternahm, Islam und Christentum zusammenzuführen, wie wir dies von dem Bischof von Granada mit seinen Bleitafeln kennen (siehe: Topper 1999, S. 81, und Caro Baroja 1991). Eine weitere Verschiebung der Abfassung bis ins späte 18. Jahrhundert kam mir ebenfalls zumutbar vor wegen der auffälligen Betonung des Nationalismus und der frühesten wirklich bezeugten Aufnahme des Buches.

Ibn Chaldun betont nämlich an vielen Stellen den Gegensatz zwischen Beduinen (= Nomaden) und Städtern, wobei die Beduinen als unzivilisiert, aber durch ihre Wildheit zur Herrschaft berufen dastehen, während die zivilisierten Städter wegen ihrer Dekadenz unfähig zur Herrschaft sind. Er >be-

weist< dies ausdrücklich damit, daß die Beduinen älter als die Städter sind und die Stadtbildung (S. 190: *»tamaddun«,* also die Zivilisation als solche) erst auslösen, wogegen der rückwärtslaufende Vorgang - Abkehr von den Städten und hin zum Leben in der Wüste - nicht üblich sei. Diese unsinnige Theorie wurde in der europäischen Völkerkunde bis ins 20. Jahrhundert beibehalten und findet sich auch heute noch in Schulbüchern, obgleich man inzwischen weiß, daß Städtegründung und Nomadisierung unabhängig voneinander stattfanden und letztere auch später (also >rückwärts<) ablaufen kann.

Viele Seiten lang beschäftigt sich einer der Autoren der *Muqaddima* mit Magie und Zauberei, berichtet sogar selbstbeobachtete Wunder (S. 844), alles ohne Sinn oder Zusammenhang. Der *Hexenhammer* (dessen Entstehung ich in eben diesen Zeitraum nach 1535 verlegen mußte) wirft seinen Schatten. Umfangreich (III, 51 S. 526-533) ist auch die Beschreibung und Berechnung zukünftiger Ereignisse mit Hilfe der Astrologie, was ein anderer Ibn Chaldun im selben Buch (VI, 31) rundweg ablehnt. Der wettert im Tonfall eines Predigers, der sich vor verständiger Zuhörerschaft glaubt (wie eine starke Abteilung in der katholischen Kirche im 16. Jahrhundert) gegen die Astrologen, die das Volk (ver-) führen. Und ein dritter Autor der *Muqaddima* hat das gar nicht nötig, denn im Islam ist Astrologie verboten, unterdrückt, fast ausgerottet, wie er sagt. Was für das gedachte 14. Jahrhundert nicht zutrifft.

Im Widerspruch zu unseren Lehrbüchern, die alles neuzeitliche Wissen über den Sternhimmel den Arabern - zumindest als Überlieferern und Vervollkommnern antiker Wissenschaft - zuschreiben, hält Ibn Chaldun in dieser Hinsicht keine großen Stücke auf die Araber, sondern sagt ausdrücklich, daß diese Kunst auf die Griechen zurückgeht und daß die Moslems außer in der Regierungszeit des Kalifen Al-Ma'mun (heute ins 9. Jahrhundert datiert) kein Interesse daran hatten. Araber hätten zwar später einige Texte der alten Griechen - der *Almagest* des Ptolemäus wird namentlich genannt - zu Rate gezogen, aber festgestellt, daß die Sterne mit der Zeit ihre Standorte verändert hatten, womit Ibn Chaldun im selben Abschnitt (VI, 21) zum dritten Male auf die Präzession Bezug nimmt, mit der er den Abschnitt eingeleitet hat: »Die Astronomie studiert die Bewegung der Fixsterne und der Planeten.. . Sie zeigt mit der Tatsache der Präzession der Tag- und Nachtgleichen, daß der Erdmittelpunkt nicht mit dem Mittelpunkt der Sonnenbahn übereinstimmt.« Dies ist also sein Hauptanliegen, und damit verrät er wieder, wes Geistes Kind er ist: Im 16. Jahrhundert war die Präzession und damit verbundene Einschätzung der Angaben im *Almagest* der wichtigste Streitpunkt der Astronomen - der europäischen wohlgemerkt -, und die Darstellung des Sonnensystems mit dem Mittelpunkt Erde war rein katholisch.

Im zweiten Teil dieses kurzen Kapitels bespricht er die Sterntafeln, und auch hier schaut kirchliche Absicht durch. Die besten Sterntafeln, die man

heute im Maghreb benützt, sagt er, stammen nämlich von Ibn Ishaq (angeblich in Tunis im 13. Jahrhundert verfaßt), dem ein sizilianischer Jude seine Sternbeobachtungen übermittelt habe, und deswegen halten die Maghrebiner diese für glaubwürdig, weil sie auf Beobachtung beruhen statt auf Berechnung (der bekannte Streit um den Wert des *Almagest).* Und die Ehre gebührt nicht dem Moslem, dessen Name die Tafeln ziert, sondern dem Juden. Da eine große Anzahl von Sternen bis heute echt arabische Namen tragen, kann die Verdrehung nur böse Absicht sein.

Nun könnte ich noch einige weitere verräterische Angaben heranziehen, die sehr verworren sind. Das Maß der Präzession wird hier (S. 529) weder typisch arabisch (50 Jahre für 1°) noch typisch griechisch (100 Jahre für 1°), sondern mit einem Mittelmaß angegeben, das dem tatsächlichen Wert schon näherkommt: 11° Verschiebung entsprächen 610 Jahren (also etwa 55 Jahre = 1°), was immer noch falsch ist, denn man war gerade dabei, 72 Jahre als Maßgabe zu errechnen. Wichtig ist diese Vermehrung der Präzession für Ibn Chaldun, weil er lieber 693 Jahre als die Lebensdauer des Islams ansehen würde (statt 610, womit für ihn das Ende des Islams in der Vergangenheit läge). Daß der Autor mit diesen Berechnungen, auch mit 693 Jahren, nur bis zum Ende des 13. Jahrhunderts kommen würde, war ihm nicht klar, seine Zeitrechnung lief anders. Dagegen hat er - welch ein Wunder, das sich immer wieder bei den christlichen Chronologen einstellt! - die persische Epoche für Ardaschir (226 AD) genau getroffen, was für einen Moslem, der nur die Jahreszählung >nach Mohammeds Flucht< (Hedschra) kennt, unwahrscheinlich anmutet. Und ob der den modern ausgedachten Unterschied zwischen Artaxerxes und Ardaschir überhaupt begriffen hätte? Das Geburtsjahr Mohammeds würde mit Ibn Chalduns Zitaten (S. 530) über (A)Nuschirwans 45. Regierungsjahr auf 576 AD fallen, fünf Jahre zu spät, aber doch viel zu genau. Wir sehen, in welchem Schauspiel wir uns befinden: Endzeitberechnungen und Chronologie-Aufstellung, typisch katholisch. Und am Schluß des III. Buches wird eine Prophezeiung in nostradamischer Manier gebracht, die nach heutigen Maßstäben keine sein könnte, weil das Ereignis schon lange zurücklag und die auch geographisch verwirrt ist: Der vom Glauben abgefallene Sektengründer al-Badscharbaqi (gest. 1324) floh nach seiner Verurteilung in den Orient, steht da (das liest sich wie ein Standardsatz für Maghrebiner), obgleich er in Damaskus im Orient lebte.

Es wird verworren, hier erlaube ich mir, eine weitere Schlußfolgerung vorzustellen: An der Beurteilung des Sufismus - einer Art mystischer Gegenbewegung im orthodoxen Islam - kann man verschiedene Autoren der *Muqaddima* ausmachen, nämlich einen, der als eingeweihter Sufi von hoher geistiger Warte aus urteilt; einen zweiten, der dem Sufismus nahesteht, ohne selbst ein Sufi zu sein; und einen dritten, der den Sufismus ablehnt. Dreigestuft sind auch andere Themen, etwa über Astrologie oder die Kalifennach-

folge. Eine glättende Hand vermisse ich, was nach Kammeier typisch für die >Große Aktion< steht, die absichtlich solche wirren Texte hervorbrachte, um sich nicht festzulegen. Die Grundtendenz ist katholisch, der Herstellungszeitpunkt liegt in der fortgeschrittenen Reformation nach 1535.

Insgesamt möchte ich betonen, daß die Vorstellung von Geschichte, wie sie in Ibn Chaldun zur Geltung kommt, eine typisch europäische Idee ist, von den märchenhaften Chroniken der Araber weit entfernt. Gerade das macht ja dieses Buch zu einem »seiner Zeit weit vorauseilenden« Werk.

Günstig für die katholische >Aktion< wäre nun, wenn die Araber selbst auf dieses Machwerk hereingefallen wären und Ibn Chaldun als einen ihrer großen Historiker verwertet hätten. Angeblich haben sie!

Rückwärtsgehend stelle ich zunächst fest, daß die ersten Druckausgaben dieses so herausragend wichtigen Werkes 1857 in Bulaq (Kairo) und bald darauf besser durch Quatremère (1858) in Paris erschienen sind. Alle von modernen Arabern verwendeten Ausgaben beruhen auf diesen beiden. Die an mehreren Originalmanuskripten orientierten Übersetzungen von Franz Rosenthal und Vincent Monteil vermeiden viele Fehler dieser überholten Ausgaben, weil sie mit Erwartungshaltung hergestellt sind, das heißt: Eventuelle Fehler wurden wohlwollend korrigiert und damit der Entstehungsvorgang vertuscht. Die fleißige Arbeit des leider schon verstorbenen Tawit al-Tandschi ist nie erschienen. Er hatte alle greifbaren Manuskripte miteinander verglichen. Allzu viele können es nicht sein, insgesamt sollen mehr als zwanzig gut erhaltene Abschriften existieren, »davon mehrere aus der Zeit des Autors selbst oder kurz danach« (Abdesselem, S. 39). Heute werden die achtzehn Istanbuler Handschriften als Grundlage verwendet, und darunter eben jene, die Monteil als von Ibn Chaldun selbst abgesicherte benützte. In der Nationalbibliothek von Paris sollen sich drei weitere befinden, außerdem eine in Fes, die fast die Hälfte des Buches enthält. Wer nun vor Mitte des 19. Jahrhunderts über Ibn Chaldun schrieb, hatte eine oder mehrere dieser Handschriften als Grundlage benutzt. Die Aufnahme des Buches kann darum nur begrenzt gewesen sein, was auch bekannt ist (siehe: Abdesselem, der den Begriff *idschaza* = >Erlaubnis zum Lesen des Manuskriptes< hier anführt).

Gibt es Zeitgenossen, die über diesen berühmten Philosophen geschrieben haben? Ja, sagt Abdesselem, mehrere: Al-Qalgaschandi (gest. 1418) zitiert einige Male kurz aus Ibn Chalduns *Muqaddima* (fertiggestellt 1382 in Tunis) in seinem Hauptwerk, das nach 1387 geschrieben ist. Al-Maqrizi war als Neunzehnjähriger Ibn Chalduns Schüler an der Al-Azhar-Moschee in Kairo 1383. Und Ibn al-Chatib (gest. 1374) schrieb die Biographie seines berühmten Freundes, der damals höchstens 42 Jahre alt gewesen sein kann und noch 32 Jahre lebte. Das könnten ausreichende Quellen für eine so wichtige Person sein. Außerdem gibt es noch eine Autobiographie von Ibn Chaldun selbst, veröffentlicht 1951 durch Tawit al-Tandschi in Kairo.

Der moderne Arabist Abdesselem (in Vorträgen am College de France 1981) hat das Problem der Rezeptionslücke erkannt und sich darum speziell mit der Wirkung der *Muqaddima* auf Ibn Chalduns Nachfolger befaßt und einige Hinweise dafür gefunden, daß dieser Autor nicht - wie man bisher angenommen hatte - von seinen Landsleuten und Glaubengenossen völlig übergangen worden sei, bis europäische Gelehrte im 19. Jahrhundert auf diese Texte stießen und sie zu diskutieren begannen. Neben wenigen knappen Zitaten bei einigen Nachfolgern (?) ist es vor allem Al-Macirizi, der Ibn Chalduns Werk als Vorbild benutzt und in mehreren Textpassagen mit ihm übereinstimmt. Da er datierungsmäßig später liegt (gest. 1441), gilt er als dessen Schüler. Eigentlich sind die Aussagen von Al-Magrizi weit origineller und teilweise auch von entgegengesetzter Auffassung, weshalb man versucht ist, die Reihenfolge umzudrehen: Der ordentliche Bericht des Maqrizi könnte in Ibn Chaldun verwendet und weltanschaulich umgedreht worden sein. Bei der Untersuchung des Ibar von Ibn Hadschar aus Askalon wird dies noch deutlicher; selbst Abdesselem (S. 16) merkt, daß hier eine eigene Darstellung vorliegt, die von Ibn Chaldun nicht abhängig ist.

Um nun das durch die Chronologie entstandene Problem der unverständlichen Abhängigkeit der Texte zu lösen (oder eigentlich zu verschleiern), wird das bekannte Muster der >unbekannten Quelle< angewendet: Beide Autoren benutzten eine ältere, heute verlorene Quelle, wobei unlogischerweise der jüngere besseren Zugang dazu hatte und sie daher originalgetreuer auswerten konnte. Das kann schon mal vorgekommen sein, wird jedoch so häufig vorgebracht, daß man das Muster erkennt und zu zweifeln beginnt. Außerdem wurden diese verlorenen Quellen nie mehr aufgefunden.

Der ändere Schriftsteller, der große Passagen aus der *Muqaddima* verwendet haben soll, ist Ibn al-Azraq (gest. 1491). Sein Werk *Bada'i as-Silk* hat so große Ähnlichkeit mit der *Muqaddima,* daß die Annahme, es sei nach dem gleichen Muster gestrickt, naheliegt. Das kann ich nicht selbst beurteilen, sondern nur aus der 20seitigen Zusammenfassung von Abdesselem entnehmen. Auffälligerweise ist mit diesen beiden Funden der gesamte Zeitraum bis zum 17. Jahrhundert abgedeckt, als erstmals türkische Autoren sich mit den Manuskripten beschäftigten. Das vollständige Fehlen in der europäischen Renaissance kann Abdesselem (S. 41 f.) erklären: Anders als Avicenna und Averroes lebte Ibn Chaldun zu spät; die hohe Zeit der Übersetzungen sei vorbei gewesen. Dies halte ich für chronologische Fehleinschätzung. Der wahre Grund wird die Abfassung der *Muqaddima* im 16. Jahrhundert gewesen sein.

Der erste Europäer, der das soziologisch so modern wirkende Buch teilweise übersetzte, war Silvestre de Sacy (1806), es folgten Joseph von Hammer-Purgstall (1812) und der Wiener Frederik Schultz (1825), und nun reißt die Kette der Orientalisten nicht mehr ab, die dieses Werk verarbeiten. Der

Schwede Gräberg de Hemsö stellte 1846 erstmals die enge Verwandtschaft des Arabers mit Machiavelli fest (S. 43), womit die chaldunischen Ideen bald in die politische Diskussion des 19. Jahrhunderts einbezogen wurden. So hat der Flickenteppich doch noch seine Wirkung getan.

Es klafft jedoch - außer einigen späten türkischen Kommentatoren - eine Lücke zwischen der angeblichen arabischen Rezeption im 15. Jahrhundert und der tatsächlichen europäischen im 19. Jahrhundert, dazwischen liegt ja ein weiter Weg! Und die auffallend moderne Einstellung Ibn Chalduns ist nicht wegzudiskutieren, sie hat bis heute die grellsten Blüten getrieben. Hammer-Purgstall hatte Ibn Chaldun als den »Montesquieu der Araber« hochstilisiert (1812), und dieser Anschauung sind später mehrere Araber gefolgt. Die Aufklärungsideen in Ibn Chaldun sind unübersehbar, seine Vorstellung vom ethnischen Zusammenhalt als der Grundkraft aller Kulturen paßte gut zum Nationalismus des 19. Jahrhunderts und wurde von den ersten >Wiedererweckern< (Nanda) des Panarabismus, allen voran Al-Afghani und Abdu, später auch von Taha Hussein (in einer französischen Arbeit zur Erlangung eines Grades an der Sorbonne in Paris 1917) aufgearbeitet. Dennoch wehrte sich die theologisch tonangebende al-Azhar Universität in Kairo gegen Al-Afghanis Ansinnen 1879, diese zutiefst unreligiöse Weltgeschichte des Ibn Chaldun zum Vorlesungsthema zu erheben, darum haben in der Folgezeit die Erwecker dem Werk von Ibn Chaldun eine religiöse Note und eine auf die Sprache begründete panarabische Einstellung unterlegt, die beim besten Willen nicht darin auszumachen war.

Damit glaube ich auch mittels der Rezeptionsgeschichte (und das war ja neben der inhaltlichen Prüfung immer das zweite Standbein unserer Literaturkritik) gezeigt zu haben, daß die *Muqaddima,* eines der wichtigsten und heute grundlegendsten Werke klassischer arabischer Geschichtsschreibung und Soziologie, von der katholischen >Großen Aktion< im 16. Jahrhundert frühestens geschaffen worden sein dürfte. Daß sie ein Werk eines der großen Orientalisten um 1800 ist, nehme ich nicht an, er hätte seine Arbeit besser gemacht. Als Autor wurde vielleicht nach bekanntem Muster eine historische Person, die irgendwo durchschimmerte, als Aufhänger verwendet, entsprechend ausgebaut und in einige parallele Schriften eingefügt. Wann der vorgeschobene Autor gelebt hat, ist daher unwichtig. Behauptungen wie die, daß er zwar seinem berühmten Zeitgenossen Ibn Battuta nie begegnet sei, aber aus dessen Reisebericht zitiert habe (Monteil, S. x), lassen nach meiner Enttarnung des anachronistischen Reiseberichtes von Ibn Battuta (2001, S. 193 ff.) erkennen, daß hier großangelegte Schöpfungen sich berühren.

Unsere Betrachtung besagt auch, daß mit der *Muqaddima* eine Lücke gefüllt worden war: Es gab tatsächlich keine ernst zu nehmenden arabischen Geschichtswerke, die anstelle der Legenden als Quellen verwertbar gewesen wären. Außerdem besagt die buntgemischte Darstellungsweise, daß es

damals noch keine geordnete Vorstellung vom Islam gab, keine >offizielle Version<, gegen die man verstoßen konnte; alles war noch im Aufbau begriffen. Das hatten wir ja schon aus Hartmann Schedels Notiz über den Propheten Mohammed oder aus Schiltbergers Reisebericht schließen müssen.

Darum könnte der Leser nun sagen: Das wissen wir schon, was soll das noch? Dagegen halte ich: Es sollte sich ein Kritiker einmal die früheren wie auch die neuesten Symposien und Schriften in Sachen Ibn Chaldun ansehen. Niemand blickt auch nur andeutungsweise durch, daß so ein Text Jahrhunderte später und von anderen Leuten verfaßt sein könnte. Und es wird schon gar nicht gesagt, welche Leute das waren.

Teil 11

Die Gerechtigkeitsreligion unserer Vorfahren

Der Begriff >Gerechtigkeitsreligion< (kürzer auch >Gerichtsreligion<) soll nun auf Wunsch vieler Leser mehr erläutert werden, denn auch wenn in früheren Büchern (besonders in meinem vorigen, 2003a, S. 234-237) schon davon gesprochen wurde, ist vieles noch unklar geblieben.- Die beste Arbeit zur Wiedererkennung der Gerechtigskeitsreligion hat Wolfram Zarnack geleistet, der stellenweise auf Prietze zurückgreift und dieser seinerseits auf von Wecus und auf Zöpfl; die letzten beiden Autoren sind mir unbekannt. Urgrund sind die Arbeiten von Jacob Grimm und seiner Schule. Zarnack stellte fest, daß der Name Jesu mit dem lateinischen Begriff >ius< >Recht, Gesetz<, eng verwandt ist (2000c, S. 372).

An der Nahtstelle zum Christentum

Manche Leser und Zuhorer meiner Vorträge waren überrascht, daß durch die Benennung >Gerechtigkeitsreligion< die juristische Seite menschlicher Gesellschaftsregelungen als >Religion< bezeichnet wird. Justitia stellt man noch wie eine Göttin dar, bekleidet und mit Augenbinde, eine Waage hochhaltend, aber heute hat das Recht mit Religion nichts zu tun, lautet das Argument. Darum zunächst ein Hinweis zum Begriff >Religion<.

Wenn man es nachverfolgt, ist das Wort >Religion< erst im 15. Jahrhundert aufgekommen, in Zusammenhang mit dem Herstellen der modernen lateinischen Sprache und dem Eindringen dieser Wörter in die >romanischen< Sprachen Europas. Es gibt zum Beispiel eine Randbemerkung zu einer Lebensbeschreibung des Vergil von Villena (siehe Delgado), der ersten Vergil-Vita in Romanze übrigens, erschienen in Spanien »1428«, wobei diese Anmerkung zu dem Wort >Religion< meiner Meinung nach erst später, gegen 1500, erfolgte (meine Umdatierung dieser Glossen richtet sich nach deren Stilmerkmalen). Wenn eine Erklärung des Wortes >Religion< damals nötig war, heißt das zunächst einmal: Das Wort ist neu. Besagte Glosse behauptet schlicht: *Religio* gleich »wiederholtes Lesen«. Und diese Wortableitung ist korrekt! Außerdem paßt sie genau zum Begriff >Koran< (»das zu Lesende«), zum Begriff >Legende< (»zu Lesendes«) und zum Namen der ältesten erhaltenen monotheistischen Religionsgruppe, den Karäern, das bedeutet: »die Lesenden«. Was hier immer wieder gelesen wird, ist eben »das Gesetz«, wie man die *Bibel* ja auch noch nannte.

Man sträubt sich gegen diese Erklärung, möchte auch lieber die etymologisch korrekte Deutung durchsetzen: *Religio* gleich »genaue Beachtung der Gesetze, Angst vor Fehltritten« usw., ein Zittern und Zaudern angesichts der unklaren Rechtslage, im Grunde: gleich Aberglaube. Das ist aufschlußreich.

Als einer der Schöpfer des Wortes >Religion< - oder zumindest als Verbreiter - kommt Augustin in nähere Wahl, und von dem wissen wir jetzt, daß er zur Luther-Zeit gehört. Jedenfalls kann das Wort nicht vor dem 15. Jahrhundert geschaffen worden sein. Die frühesten Verwendungen des Wortes >Religion< sind in Zusammenhängen wie »an den Diensteid denken, seinen Eid halten«, also noch deutlich gesetzgebundene Vorstellungen.

Warum rolle ich das alte Streitgespräch noch einmal auf? Wissen wir nicht alle, was >Religion< ist?

Es gibt Fragen, die nie richtiggestellt wurden - zum Beispiel die nach der Vorstellung von Nationalität in früherer Zeit, was ich in einem vorigen Kapitel schon ansprach. Der Ausdruck »Kinder Israel« ist eingebürgert, und er bezeichnet strikt die Nachkommen eines einzigen Mannes, Abraham. Es ist seine Familie, seine Nachkommenschaft, sein Volk, das als einziges einen besonderen Vertrag mit seiner Gottheit einhält, den mosaischenVertrag. Die Ein-

schränkung war keineswegs sprachlich aufgefaßt, sondern blutsmäßig, und zwar nachweislich nur über die Mutter. Oder die Bezeichnung »Familie des Buches«, ein ebenfalls rein ethnisch aufgefaßter Begriff der Moslems, der alle Monotheisten umfaßt: Nur diese dürfen miteinander heiraten, nur diese sind ein Qaum (Volk); alle anderen sind Blutsfremde. Sodann wäre die heute so gern vorgebrachte (etymologisch falsche) Rückführung des Wortes >Religion< als »das Verbindende, das Zusammenhalt gebende« anzuwenden. Das, was eine Gruppe von Menschen zu einer Lebens- und Kampfeinheit zusammenschweißt, das ist seine Religion. So etwa müssen es die Leute in der Reformation aufgefaßt haben, als überall Religionsgespräche geführt wurden, womit dieses Wort auch ins Deutsche Eingang fand. Daß diese Streitgespräche in den Dreißigjährigen Krieg einmündeten, braucht uns hier nicht zu bewegen.

Die Erklärung der vorchristlichen Religion bereitet viele Schwierigkeiten, denn die vormonotheistische Denkweise ist uns heute völlig fremd. Uns fällt nicht einmal mehr auf, wenn Platon vom einzigen Gott spricht, während gerade dieser Ausdruck für das 5. Jahrhundert vor Christus in Hellas undenkbar gewesen wäre. Andeutungsweise für die vorchristliche Gerechtigkeitsreligion sind einige Begriffe anzuführen: Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit, Pflicht und Schuld, Paarbindung, Freiheitsbewußtsein und Endlichkeit des Lebens. Da fällt nun das Wort >Schuld< in diesem Zusammenhang auf, denn es ist ja im Begriff der >Erbschuld< auch im Katholizismus noch enthalten. Selbst das Freudsche Schuldbewußtsein könnte als Wurmfortsatz dieser theologischen Forderung gelten. In der Gerechtigkeitsreligion waren schlicht Geldschulden gemeint, Verpflichtungen im Sinne eines materiellen Gutes. Der arabische Begriff >*Hischma*< (= >Schande<) hängt wie >Sünde< etymologisch mit >Scham< und >Schuld< zusammen (laut Kluge, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache,* de Gruyter), und ganz allgemein kann dazu gesagt werden: Schulden kann man erben, Schuld nicht. Darum ist der Begriff der >Erbschuld< (oder >Erbsünde<) künstlich übergestülpt über einen realen Hintergrund. Das ist eine tiefreligiöse Angelegenheit.

Schauen wir uns die Ausgangssituation noch einmal an.

Gerechtigkeit ist ursprünglich magisch strukturiert (magisch in dem Sinne, wie in meinem Buch *horra* ausgeführt), etwa so, wie man einem Kind sagt: »Wenn du schön brav bist, geht morgen die Sonne wieder auf.« Der Zusammenhang zwischen menschlichem und kosmischem Verhalten, wie er auch in Platons *Atlantisbericht* tonangebend ist, beherrschte seinerzeit das Denken. Für die ägyptische Weltanschauung hat Messadie es treffend formuliert: »Das Gute und das Böse sind Spiegel des Kampfes zwischen Ordnung und Chaos der Welt, überwacht von der königlichen Gewalt. Die Verfehlungen der Menschen, die von der weltlichen Macht bestraft werden, bedrohen die Ordnung und öffnen ein Loch, durch das das Chaos eindringen kann.« (1994, S. 232, meine Übers.)



Abb. 59: Mithras tötet den heiligen Stier. Unter ihm der Gralsbecher zum Auffangen des Blutes, und der Hund. Sandsteinrelief aus Osterburken, Museum Ellwangen. (Foto: U. Topper)

Der Anlaß für diese Vorstellung, die uns absurd erscheinen mag, kann nur das Erlebnis einer kosmischen Katastrophe gewesen sein.

Dieses religiöse Grundverhalten gilt ebenso für die zoroastrische Lichtreligion des Iran, die auch in Mitteleuropa verbreitet war, es gilt grundsätzlich auch für die ausgelöschte Gerechtigkeitsreligion bei uns. Eng verwandt ist der Mithraskult, wobei Mithras *(Abb. 59)* der Gott der Verträge war, ein Gesetzesgott. Im Sanskrit gibt es dazu den Helden Veretragna.

Der wichtigste Begriff in der noch heute in Asien verbreiteten iranischen Lichtreligion ist das, was man heute als >Gott< bezeichnen würde, *hoda (hwadá* geschrieben), was ich bisher (1975) mit >Hüter, Schutz< verglich. Nach Meinung der Orientalisten (P. Böttcher u. a.) hängt *hwadá* mit unserem Wort >Satz< zusammen, im Sinne des Ausgesprochenen, des Gesetzes, der Satzung. Das wird wohl eher richtig sein. Vielleicht hängen alle drei Wörter zusammen? Gesetz bietet Schutz.

Ein weiterer wichtiger Begriff ist das Gewissen, iranisch *serosch* genannt, was vielleicht mit Heros oder Herold (und Held) zusammenhängt. Es bezeichnet die Stimme, die mahnt und leitet, mythisch verklärt als körperloser

Geist, dem koranischen Chidr entsprechend, und ebenso auch das, was heute unter dem Begriff >Prophet< im Sinne von >Warner< verstanden wird.

Leitmotiv dieser Religion ist der Glaube an eine ausgleichende Gerechtigkeit, die sowohl im inneren Gewissen als auch im eschatologischen Geschehen wirksam wird. Man könnte es mit dem buddhistischen Begriff *>Dharma<* (>Gesetz<) vergleichen, näherliegend mit dem Bild der Waage wiedergeben, die ausgleichend für Gerechtigkeit steht, wie Justitia vor unseren Gerichtsgebäuden. Bezeichnenderweise ist sie eine Frau.

Dazu fügen sich die Gesetze von Blutgeld und Vergeltung, was nicht als (Blut-)rache gemeint war (siehe: Topper, *horra,* S. 58), sondern als Ausgleich, Wiederherstellung der Ordnung, nämlich eines materiellen Gleichgewichts, das durch die Zahlung des Wergeldes erzielt wurde. Bestrafung wäre hier das falsche Wort. Geld hat dagegen einen besonderen Hochglanz, Gültigkeit ist Trumpf, Gilden (Handwerksgenossenschaften) sind tonangebend. Selbst unser Wort >Pfennig< hat diesen Klang: Pfand im Sinne von Unterpfand, Gegenwert. Und darum trägt die unbestechliche Justitia die Waage: zum Abwägen des Geldwertes.

Wortsammlungen können uns einen guten Einblick in die fortlebende Begriffswelt des Rechts und in die zahlreichen Verflechtungen mit europäischen Sprachen gewähren.

Eines der Urworte für >Gesetz< ist *>Ewa<,* das hängt mit >ewig<, >echt< und >Ehe< zusammen.

>Tag< und >Ding< dürften ursprünglich aus derselben Wurzel kommen, die zu >Thing< geführt hat.

>Recht< hängt mit >richtig< und >Richtung< zusammen, genau wie das französische Wort *>droit<,* das von >Treue< und >Trucht< (Gefolgschaft) kommt, woher auch der >Droste< als Gerichtsherr benannt ist.

Dazu gehört dann auch >Vertrauen< und >Vertrag<. Wenn alle Streitpunkte ausgeräumt sind, verträgt man sich wieder. Ich erinnere an die »Tregua *Deu«* (Gottesfrieden), das Grundprinzip der Kreuzzüge, ein Vertrag mit Gott.

Die Ladung vor Gericht enthält das Wort >Latte<, ein gerades Holz; man denkt sich, daß die Vorladung mit einer in Holz geschnittenen Botschaft geschah. *>Lex< (=* >Gesetz<) dürfte hierher stammen; es gehört zu >lauter< (= >rein<, >licht<), so wie das andere >lateinische< Wort *>Rex< (=* >König<) von >Richter< kommt, also eindeutig deutscher Herkunft sein muß, denn es liegt eine sehr weite Wortfamilie darunter, die mit >Reihe< und >ruchbar< nur angedeutet ist. Das arabische Wort *>Ruschd< (=* >richtiges Handeln<, >Vernunft<, >Vollmündigkeit<) stammt wohl ebenfalls von deutsch >Recht<.

Der Stuhl des Rechtsprechenden ist sein Merkmal, der erhöht Sitzende ist der >Richter<; sprachlich hängt mit Stuhl auch >Stolz< zusammen. Der erhöhte Ort im Gerichtssaal wird als Tribüne bezeichnet, daher heißt das Gericht auch >Tribunal<. Ebenso nennt man die Apsis in der christlichen Basilika auch >Tri-

bunal<, denn dort saß der Bischof und sprach Recht. In der heidnischen Basilika saß dort auf einem Sessel der Magistrat. Richter und Beisitzer nehmen noch heute erhöhte Plätze ein, sie tragen Roben, in England sogar noch Perücken. Das Kulthafte des Gerichtes wurde stets betont.

Die Basilika der Lateiner und Griechen war Gerichtsgebäude und Handelskammer. Es standen mehrere Basiliken nahe beim Forum in Rom, drei befanden sich neben dem Forum in Pompeji. Warum mehrere Basiliken nebeneinander nötig waren, wird nicht erklärt. Ich sehe hier eine Vorform der späteren drei Kirchen, die so oft nebeneinander zu finden sind, wie ich dies am Beispiel des Ortes Terrassa in Katalonien gezeigt hatte (Topper 2003a, S. 65 f.). Für Brandenburg oder in geringerem Maße auch für Erfurt und viele andere deutsche Städte wäre das ebenso zu zeigen. Verschiedenen Volksgruppen (im Sinne der oben gebrachten Definition von >Volk< als Religionsgemeinschaft) wurde in ihren eigenen Gebäuden und nach eigenem Ritus Recht gesprochen.

Der Übergang von der Basilika als Gerichtshalle zum Gotteshaus ist ableitbar. Aus dem Magistrat auf dem erhöhten Ort im Gerichtssaal wird der Bischof, ein Schöffe, ein Beisitzer, der nach dem Rechten *schaut.*

Der Eid (arab. *Ahd)* wird auf einen Ring geleistet, er hat Beweiskraft. Höher steht nur noch das Gottesurteil *(Ordalia* ist deutsch >Ur-Teil<).

Die auf >gotischen< Altarbildern häufige Segensgeste des Weltherrschers (manchmal ein ganz menschlicher König mit seiner Ehefrau zur Seite, wie im Dom zu Brandenburg) ist ein Schwurgestus, das sieht man an den beiden ausgestreckten Fingern.

Der Richter hält einen Stab als Zeichen seines Amtes. Bei einer Verurteilung, die einen Eid als Meineid bloßstellt, zerbricht er den Stab. Der Bischof trägt noch heute den >Krummstab< als Zeichen seiner Befugnis.

Auch >Vogt< kommt nicht von *>Advocatus<,* sondern (umgekehrt) von >befugt<, >mit Fug und Recht<.

Und >Dom< stammt nicht von >*domus*< (>Haus<), sondern ist das deutsche Wort >Thum<, >Gericht<. Alle alten Kölner Dorfkirchen in den Vororten heißen Dome, zum Beispiel das Krieler Dömchen. Usedom, der Inselname, entstand vielleicht aus Utz-Dom, Utz als Koseform für >Ullrich<. Dumb-Kirchen wie die in Berlin gibt es viele in Norddeutschland, es sind alles frühere Gerichtssäle. Die Duma in Rußland ist die gesetzgebende Versammlung (siehe hierzu: Zarnack 2004).

Im Dom, meist im Eingang, >unterm Tor<, wurde Recht gesprochen. Wir erinnern uns an die Nibelungentragik, als Kriemhild ihrer Schwägerin das haßauslösende Wort zuwarf: Es geschah im Tor zur Kathedrale. Das war kein Richtspruch, hat aber noch die Merkmale einer eigensinnigen Rechtsvorstellung, denn das Siegfriedlied ist rein heidnisch im Geist - man betrachte nur die Bloßstellung des Mörders durch Herantreten an den Sarg: Sie ist ein Gottesurteil.









Der Thingplatz war rund. Wie der Kreis, in dem sich die Freien einfanden, mit dem Jahreskreis zusammenhängt, wurde eingangs schon besprochen, ebenso die sich daraus ergebende Ordnung im Raum, die zum Kreuz geführt hat. Kreuzsteine mit Ring gelten in Deutschland als Thingsteine (Prietze, Abb. 9, 10, 22, 23); hiermit ist alles gesagt. Die irischen Hochkreuze waren ja zunächst auch keine Grabkreuze gewesen, sondern Versammlungs- und Hoheitszeichen, sie bezeugten das Marktrecht. Es gibt heute noch bei uns alte Steinkreuze neben Kirchen, die als vor- oder frühchristlich bezeichnet werden *(Abb. 60a-b).* Sie sehen erstaunlich einheitlich aus. Da wir wissen, daß das frühe Kreuz der katholischen Kirche kein Rechtkreuz war, sondern ein T-Kreuz, können wir christliche und heidnische Kreuze gut unterscheiden und im Zuge der Weiterentwicklung den Verschmelzungsvorgang ablesen.

Ein drittes Symbol, das Doppelkreuz, hat sich dazu gemischt; seine Entstehung habe ich in *horra* (2003b) als Eigenbezeichnung einer Kulturgruppe abgeleitet.

Unter den an Rathäusern und Kirchenportalen häufigen Tierfiguren möchte ich auf den Löwen aufmerksam machen, der oft ein Zicklein zwischen den Pranken oder einen Männerkopf im Maul hält. *(Abb. 61a-b).* Entgegen der landläufigen Auffassung, daß das arme Zicklein oder der Kopf des Mannes vom Löwenrachen verschlungen wird, möchte ich die sinnvollere Deutung in Erinnerung rufen, wie sie uns auch von Zarnack (2003) erklärt wurde: Der Löwe ist das Sinnbild des Gesetzes, und wer es befolgt, der fühlt sich darin sicher wie im Löwenrachen, ihm kann kein Leid geschehen (das gilt bis in den Iran, siehe meine Zeichnung in 2003a, S. 124). Die von Zarnack vorgebrachte Wortkette >Löwe< - >*leu*< - >*lex*< - >*law*< (engl. = >Gesetz<) - man könnte noch die >Leviten< dazunehmen - erschließt uns eine eigene Welt.

Wichtig sind außerdem die Gesten und Riten: Bekannt ist die >*prima signatio*< - die erste Bekreuzigung der Übergetretenen (siehe: Wenger 1996, S. 10) - als ein der Taufe vorangehender >unverbindlicher< Akt bei der Christianisierung der Germanen. Im Christentum wäre das absurd; vielleicht war es zuerst ein heidnischer Rechtsgestus wie die Taufe?

Abb. 60a: Deutsche Thingkreuze (nach Prietze, Abb. 9, 10, 22 u. 23): 1. in Treffurt, 2. in Hilwartshausen, 3. in Hemmendorf, 4. ohne Ortsangabe, wohl in Hessen

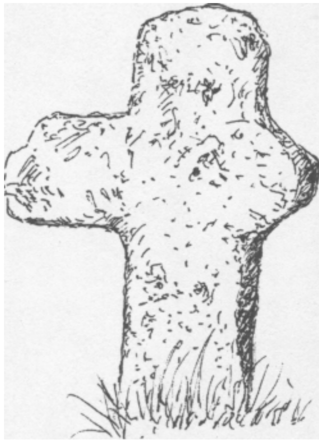


Abb. 60b: Thingstein in Herleshausen bei Kassel. (Zeichn. U. Topper nach Foto in Prietze, Abb. 4) Rechts: Thingkreuz an der Landstraße zwischen Pirna und Königstein (nach C. W. Schmidt, S. 85).



Der allgemeine Zusammenschluß: das geltende Recht

In Deutschland hat sich um 1500 die Sitte gewandelt. Man zieht nicht mehr zum Thingplatz im Wald; nun wird vor dem Rathaus eine Laube aus Zweigen errichtet, in der die Richter und Schöffen Platz nehmen und Recht verkünden. Die Gerichtslaube wird noch lange als architektonischer Überrest einer älteren Sitte vor den Rathäusern in Stein nachgebaut. Die Namen der westgotischen Hauptstädte wie Toledo, Toulouse und Valladolid kommen, wie schon anfangs erwähnt, vom Begriff >Zelt< (span. >toldo<) und erinnern an die Gerichtslaube.

Vielleicht hat der Begriff >Gerichtslaube< gar nichts mit dem Laub der Bäume zu tun, sondern - wie >Urlaub<, >Erlaubnis< - mit >Lob< und >Wort<.

Wichtig für das Gericht ist der angesagte Tag, denn das Gericht >tagt<. Der Gerichtstag ist in der Mystik gleichbedeutend mit dem Weltende, der Katastrophe (arab. >*Yom ed-Din*< = >Tag der Schuld<), >Jüngstes Gericht<. Das Bild der Waage gehört eng zur Endzeitmystik. Die Seelen werden am Tag des Gerichts darauf gewogen, und jede noch so kleine Unredlichkeit wird dann meßbar.

Am Portal in Autun (Burgund) zeigt ein wunderschönes Relief folgendes Bild: Vom Himmel hängt die Gerichtswaage herab, auf der die Seelen gewogen werden. Auf der linken Seite hilft ein Engel (Sinnbild des Einen Gottes) die Schale herabzudrücken, rechts drücken zwei Teufel (Dualismus) die Schale herab, unten in der Mitte windet sich die dreigespaltene Schlange (Trinität).





Abb. 61a: >Der Löwe mit dem Männerleib im Rachen<, eines der typischen Sinnbilder der Romanik, hier als Säulenfuß am Nordeingang zur Kirche S. Pedro de Rates in Nordportugal. (Foto U. Topper)

Abb. 61 b: Der Löwe des Rechts hält einen Menschen fest. Skulptur am Südportal der Kirche von Ulsnis/ Schleswig-Holstein). (Foto U. Topper)

Hier ist die Gerichtsreligion wie in einer Nußschale enthalten.

Das dritte der drei gottesdienstlichen Gebäude auf dem Tempelberg Zion in Jerusalem hieß >Kapelle der Kette<, denn dort hing von der Kuppelmitte des kleinen achteckigen Bauwerks eine (goldene) Kette (arabisch lautmalend >*Silsila*< genannt) herab, an der die Waage hing, auf der die Seelen beim Jüngsten Gericht gemessen werden. Als später der Tempelberg und auch das Hauptgebäude, der Felsendom, von den Moslems übernommen wurden, errichteten sie einen Umgang um das Zentralgebäude, denn man kann den achteckigen Bau sinnvoll nur durch Umwandeln ehren (weil Qibla und Saffat fehlen, ist das Tagesgebet dort nicht architekturgetreu). Dieser Umgang im Stil eines Zisterzienser-Kreuzgangs heißt noch heute >*Mawazin*< (Mehr- zahl von >Mizan< = >die Waagen<), denn dort werden dem Volksglauben ge- mäß am Jüngsten Tag die Waagen aufgehängt, auf denen die Schuld der Gläu- bigen gemessen wird. *(Abb. 62)*

Wir kennen die Statuen, die das Gericht als Göttin mit Augenbinde und Waage darstellen. Im aufgeklärten 19. Jahrhundert wurden die weltlichen Gerichte mit solchen Figuren geschmückt. Was hat das Wiegen mit dem Ri-

tual der Lichtreligion zu tun? Gewogen wurden die Münzen, die Goldbarren, Silbermünzen und Kupferblöcke, wenn die Schulden der Gläubigen beglichen wurden. Denn das war der Begriff des Glaubens, daß der Gläubiger, der aktive Partner, sein Gut vor Gericht einforderte und der Schuldner die Forderung beglich, um den Ausgleich zu schaffen. Die Geldübergabe als Glaubensakt zu bezeichnen, mag uns fremd erscheinen, aber wie die Wörter noch bezeugen, war dies einst die kultische Handlung.

Nur in diesem Sinne wird mir der Ablaßstreit verständlich, der angeblich die Reformation auslöste. Zumindest wurde er zum politischen Anspruch der neuen Kirche, die >allein durch den Glauben< selig machen wollte. Gerichte konnten vom Verurteilten nur Genugtuung fordern oder ihn des Landes verweisen. Genugtuung wurde in Geld und Gut geleistet. Wer Schuld auf sich geladen hatte, mußte diese durch Zahlung einer festgelegten Summe abtragen. Das erbrachte Ablaß. Auch Tote konnten durch Ablaßzahlung von ihrer Schuld befreit werden. Mag sein, daß Tetzel den Satz »Wenn das Goldstück im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegefeuer in den Himmel

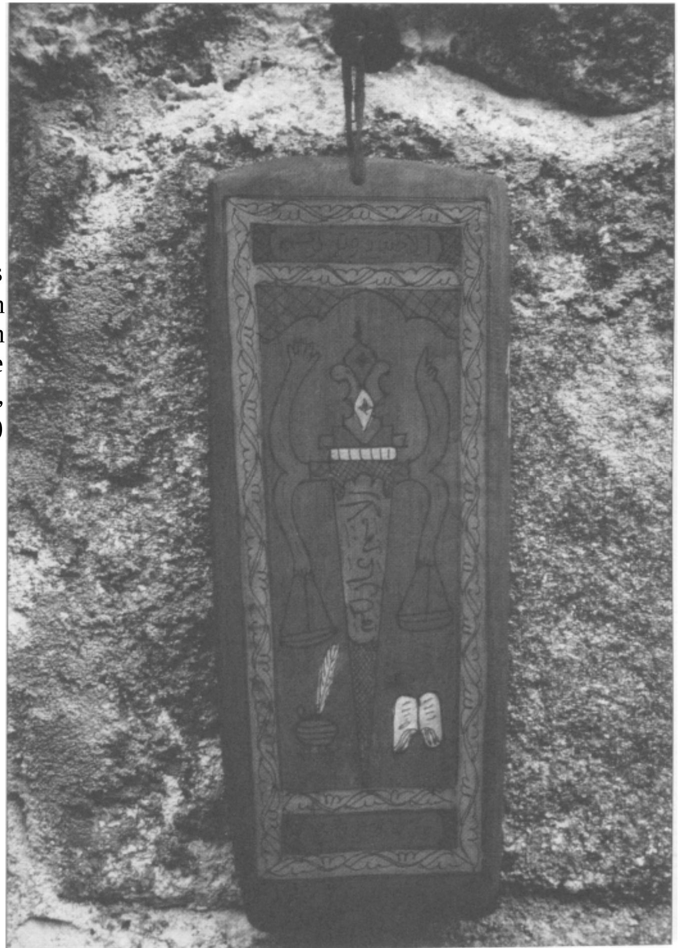


Abb. 62: Die Waage des Jüngsten Gerichts mit dem Buch der Taten und dem Schreibzeug. Volkstümliche Malerei auf einer Holztafel, Marokko. (Foto U. Topper)

springt« nicht genau so gesagt hat, gemeint war es doch ganz wörtlich: Befreiung der Seele aus dem Schuldgefängnis, auch im Jenseits.

Die andere Gestalt, in der die Gerichtsbarkeit verkörpert ist, steht auf vielen Marktplätzen und vor Rathäusern in ganz Norddeutschland und auch ferneren Ländern; es ist Roland, >der Riese<, der altertümlich >Rutsland< hieß. Vielleicht ist darin der Begriff >Rat<, >Beratung< enthalten. In der heutigen Gestalt ist er Scharfrichter, mit dem bloßen Schwert gen Himmel gereckt. Zur Durchsetzung eines Urteils gehört der ausführende Arm. Nur Fremde wurden enthauptet, Landeskinder wurden verjagt. Das höchste Urteil, das früher auf einem Thing verhängt werden konnte, war die Verbannung. Aus dem Blutsverband ausgeschlossen zu werdern war schrecklich genug und kam einem Todesurteil gleich, zumindest in seiner eschatologischen Form. Darüber wachte der Scharfrichter mit dem bloßen Schwert, wie er noch in die kirchliche Legende einging, nämlich als Engel mit dem Flammenschwert vor dem Tor des Paradieses, aus dem das erste Menschenpaar verbannt worden war.

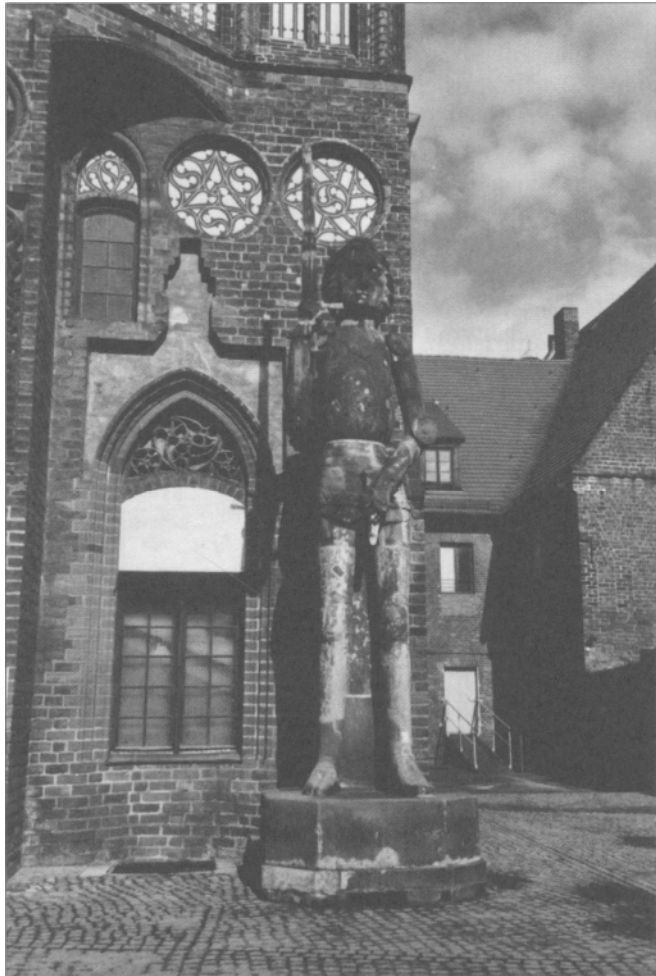


Abb. 63a: Der Roland vor dem Rathaus in Brandenburg.



Abb. 63b: Seine Rückseite zeigt eines der ältesten steingehauenen Daten in Deutschland: 1474. Es könnte auch später angebracht worden sein, vielleicht bei der Restaurierung (1)556, da beide die gleiche Steinhöhe haben. (Foto und Zeichn. U. Topper)

Ursprünglich stand hierfür ein Marktkreuz mit Schwert und Schild als Sinnbild. »Mitte des 14. Jahrhunderts verschwand dieses Kreuz jedoch - wahrscheinlich unter kirchlichem Einfluß -, und an seine Stelle trat die Gestalt eines Schwert und Schild tragenden Ritters.« (Grau, S. 36) Aus dem Sinnbild wurde ein Götze, eine menschliche Figur. Ritter stimmt allerdings nicht ganz, Herrscher des Landes käme dem Sachverhalt näher.

Ab der Renaissance wurden die meisten Roland-Figuren durch die Fürsten abgeschafft, als deutliches Zeichen, daß die Rechtsmacht nun nicht mehr bei den Stadtvätern liegt, sondern beim Landesherrn. Der Zeitpunkt dieser Umwandlung in eine menschliche Gestalt ist schwer genauer zu bestimmen. Auf der Rückseite des Roland, der heute vor dem Brandenburger Rathaus steht *(Abb. 63a),* sind drei Jahresahlen eingraviert: 1484, was als Datum der Erstaufstellung gilt, (1)556 als Restaurierungsdatum und 1930 als Datum der Neuaufstellung. Aus der Steinmetzarbeit möchte ich schließen, daß die erste Zahl rückerrechnet und nachträglich eingemeißelt wurde, die zweite wohl zeitgleich mit der ersten Erneuerung sein dürfte, wobei nur die 1 des ersten

Jahrtausends noch fehlt, während die dritte unsere heute gültige Jahreszählung wiedergibt *(Abb. 63b).*

Statt des Roland, stand auf dem Rathausplatz in Breslau die Staupsäule, an der die Leute gestäupt (geschlagen) wurden, als Zeichen städtischer Gerichtsbarkeit. In der Hafenstadt Porto am Atlantik steht auf dem weiten Platz vor dem burgartigen Dom eine marmorne gewundene Gerichtssäule, an der Verurteilte aufgehängt worden sein sollen. Und in Irland waren die Marktkreuze das Zeichen der selbständigen Rechtsfähigkeit. Das alles ist so europaweit verbreitet gewesen, wenn auch in jeweils eigener Gestalt, daß ein gemeinsamer - unchristlicher - Hintergrund erschließbar ist: die Gerechtigkeitsreligion.

Ähnlich wie die Ausbreitung der Hanse in Norddeutschland durch Verleihung des Stadtrechtes nach Lübecker Vorbild erfolgte, ist auch die sogenannte Ostkolonisation mittels Verleihung des Magdeburger Stadtrechtes vor sich gegangen. Die rechtliche Grundlage bildeten Rechtsbücher wie der *Sachsenspiegel* (deren heutige Fassung nur rekonstruiert ist). Recht und Gerechtigkeit waren die Beweggründe für die Aufnahme dieser Zivilisationsform.

Auch das Kalenderwissen muß aus heidnischer Zeit stammen und ist dann von der Kirche mit der Heiligenverehrung zur Manie gemacht worden. Da der sonnenhelle Christus am Sonntag auferstanden sein mußte und »drei Tage« in der Unterwelt verbracht haben sollte, kam als Todestag nur der Freitag in Betracht. Dieser wurde zum Unglückstag, was noch durch die Frauenfeindlichkeit verstärkt wurde; der Tag war Freija (oder Venus) geweiht (C. Meyer, S. 205). Abergläubische Christen glaubten sogar, daß Hexen an diesem Tag besondere Macht hätten (ebenda, S. 207). Dagegen galt der römische Feiertag, Donnerstag, als Glückstag (Himmelfahrt, Fronleichnam).

Der Ursprung der Tagewählerei waren nicht die Wochentage gewesen, sondern der durchlaufende Kalender, in dem jeder Tag einen Personennamen hatte, was in den Tagesheiligen der katholischen Kirche bis heute weiterlebt. Gar mancher dieser Heiligen ist noch deutlich als heidnischer Gott erkennbar, wie schon häufig erwähnt: Johann oder Lucia, Georg oder Nikolaus.

Dabei sollte nicht vergessen werden, daß Markt- und Gerichtstage den Rhythmus aller Menschen damals bestimmten.

Wenn die vormonotheistische Religion als >Gerechtigkeitsreligion< zu bezeichnen ist und hauptsächlich eine juristische Angelegenheit war, müßten wir nicht nur im christlichen Bereich Hinweise darauf finden, sondern auch bei Moslems und Juden.

Aufschlußreich ist der koranische Spruch: »Wer ein winziges Teil Gutes tut, der wird es zu spüren bekommen, und wer ein winziges Teil Unrecht tut, wird es zu spüren bekommen.« Die Waage des Gesetzes ist nämlich haarfein eingestellt, sie wird am Tag des (Jüngsten) Gerichts vom Himmel herabgelassen werden und jedem persönlich den Wert seiner Werke zeigen.

Auch einige Sitten sind gleich: Im *Alten Testament* setzt sich Boas, der Großvater König Davids, unters Tor, um einen Rechtshandel zu klären (Ruth 4). Noch in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts wurde im marokkanischen Fes (siehe: Alain Lavaud, S. 33) im Stadttor öffentlich für alle Leute Recht gesprochen.

Ein wichtiger Begriff für Ketzertum in der islamischen Terminologie ist >*sindiqiyah*<, das kommt von (griech.) >*syndikos*< = >Gerichtsbeistand<. Ich halte dies für aufschlußreich, da die scharfe islamische Ausradierung des Heidentums eine große Schwierigkeit für die Rekonstruktion früherer Kultformen geschaffen hat. Nicht Christen (Nasrani, Rumi) oder Juden waren als Ketzer oder Heiden verschrien, sondern diejenigen, die sich auf weltliche Gerichte beriefen *(sindiq)*.

Die Munafiqun (Scheinheiligen, Opportunisten) stellten im Islam ein ähnliches Problem dar wie die Kryptojuden (Marranos) in der katholischen Kirche. Auch hier ist der juristische Gesichtspunkt vorherrschend: Nicht das Bekenntnis einer fremden Religion ist strafbar, sondern der Abfall von der neu angenommenen Religion, der Vertragsbruch.

Die islamische Religion wird arabisch mit dem Begriff >*Din*< benannt (siehe hierzu auch: Benslama, S. 63 ff.), das heißt zunächst >Schuld<, dann auch >Gesetz<; das Wort kommt von *dana* >borgen<, >leihen<, >richten<, >bekennen<, >was alles zunächst mit Geld, erst danach mit Religion zu tun hat<. *Dawwana* = >aufschreiben<, >registrieren<; *medin* = >schuldig<, >verschuldet<, >dem Gesetz verfallen<. Daraus ergeben sich dann die Begriffe für >Stadt< *(medina)* und allgemeiner >Zivilisation< *(din)*. Denkbar wäre, daß die Wortentwicklung andersherum verlaufen ist. Das arabische Wort *medina* könnte aus dem Keltischen kommen: von *dunum* = >Stadt<, wie engl. *town*, das von deutsch >Zaun< abstammt, also >eingehegter Ort< (wie Gadir, Grad usw. = >umgürtet<). Wenn nun *medinat* von *m-dunum* käme (m steht für Ort) und alle weiteren Ableitungen im Arabischen wie >Geldschuld, Gesetz, Religion< ebenfalls davon kämen, was zu einer angenommenen nomadischen Entwicklung des Arabischen passen würde, dann wäre die Stoßrichtung umgekehrt gewesen: Aus der keltischen Gerechtigkeitsreligion entstand die islamische Sonderform. Damit sind die Begriffspaare >Gläubiger und Glauben< im Zusammenhang mit >Schuldner und Schuld< verständlich geworden.

Die Gültigkeit des Rechts war immer oberster Leitsatz, er regiert die kosmische Harmonie. Wer das Gesetz einhält, ist Miterhalter der himmlischen Ordnung; wer es verletzt, ist Verursacher von Katastrophen. In diesem platonischen Sinn hatten die neuen Christen Schuld auf sich geladen, denn sie hielten das alte Rechtsverhältnis nicht mehr ein. So etwa sah es der Mensch des 15. Jahrhunderts, der die vielen Lieder und Epen schrieb. Göttlicher Wohlklang der Sphären war nur durch persönliches Einhalten des Rechts garantiert, die kosmische Ruhe war nur durch friedliches Zusammenleben gesichert.

Der unbekannte Joachim von Fiore

Joachims Weltverständnis ist spürbar neu, seine Geschichtsschau ohne Vorbild und bis heute wirksam: Er lehrt einen ablaufenden Zeitstrahl mit Ziel! Dieses apokalyptische und chiliastische Denken war im Abendland, wo sich alles Werden und Geschehen zyklisch abspielte, vorher unbekannt. Erst durch Joachim - und durch die kirchliche Gegenbewegung - entsteht so etwas wie eine Weltgeschichte. Dabei sind die von Joachim angeführten historischen Abläufe noch sehr vage angesprochen, kaum ausgeformt.

Joachim begründete einen eigenen Orden in Floris (im Silagebirge in Kalabrien), der später von den Franziskanern vereinnahmt wurde. Dessen Gründer Franz (das ist Johann Bernhardino aus Assisi, »1182-1226«) scheint einer der ersten katholischen Missionare in Italien gewesen zu sein. Die Ordensgründung erfolgte nach sufischem Vorbild etwa »1208-1211«. Er kämpfte zeitlebens hart gegen das sich bildende Papsttum, wie auch später sein Orden unsägliche Strafen und Leiden durch die Päpste erfuhr, nach ordenseigener Geschichtsschreibung besonders in Avignon (1309-77). Wichtiges Ziel des Franziskaner-Ordens war die innere und äußere Mission; auch die innere Mission war damals noch Heidenmission. Sie bestand hauptsächlich in der Errichtung von Kirchen und Klöstern, in Krankenpflege und Reliquienhandel, wobei die Künste, besonders die Freskenmalerei, Auftrieb erhielten.

Diejenigen Mönche der Minoriten oder Franziskaner, die Joachims Ideen fortsetzten, nannten sich >Spiritualen<, weil sie glaubten, daß in Zukunft (»1260«) das Reich des Geistes beginnen werde, in dem die Mönchsorden die tatsächliche Herrschaft ausüben würden. Gleichzeitig war die Bewegung der Dominikaner (Prediger) aufgekommen, während die vorher gegründeten Orden nach Benedikts Regel ganz anders waren: machtbewußt und kämpferisch, eher wie die arabischen Morabitun. Der oberste Befehlshaber der Mönchsorden hieß (und heißt) >General<.

Gerhard (Gherardo da Borgo San Donnino, Bistum bei Parma) war der Verbreiter der Joachim-Texte und soll grausamst dafür gelitten haben (18 Jahre Kerker).

Wilhelm Preger (1874, Bd. I) stellt fest, daß die drei Standardwerke in ihrer jetzigen Form nicht von Joachim stammen, sondern von Gerhard. Das wollten H. Reuter (1877, II, S. 356 ff.) und ebenso Denifle an den Handschriften widerlegen. Allerdings sind die Handschriften alle spät verfaßt; es gibt nur den Hinweis auf die Kommission von Anagni »1255«, die die Texte prüfte und verbannte. Die von Bischof Florentius von Accon vorgelegten Exzerpte der Hauptschriften des längst verstorbenen Joachim sind an den Originalen nachgeprüft worden, sagt das Protokoll. (Die Ausdrucksweise scheint mir typisch für die spätere Fälschungsaktion.) Es waren nämlich schon ab 1248 und 1251 verschiedene Schriften dem Joachim untergeschoben worden.

Der Unterschied zwischen Joachims Theologie und der der katholischen Kirche ist beträchtlich. Es könnte sich bei der Kommission um einen sehr viel späteren Versuch der Eingemeindung handeln. Die vielfach darin vorkommende und vorherrschende Zahl 1260 ist keine echte Jahreszahl, sondern ein Begriff; sie entsteht aus 42 Generationen zu 30 Jahren, von Christi Geburt an gerechnet. Wer von Christi Passion an rechnete, müßte eine um 30 Jahre höhere Jahreszahl erzielen, nämlich die 1290, die im Buch Daniel eingeführt wurde.

Ein schreckliches Durcheinander!

Wann wird Joachim nun tatsächlich gelebt haben?

Thomas Münzer hat um 1523 datierte Briefe geschrieben; er bezieht sich darin auf Joachim von Fiores Werk, namentlich die *Concordia,* als wären das Texte, die gerade erst erschienen sind. Wenn Joachim 1201 starb, dann wäre das (mit der Umrechnung plus 297) im Jahre 1498 gewesen. Nur so sind Thomas Münzers Rückbezüge sinnvoll. Nun schreibt der Russe Smirin (1952 Berlin, S. 105), daß die Situation, in der sich die beiden Chiliasten (Thomas und Joachim) befanden, sehr ähnlich war. Solche Vergleiche verdecken manchmal Zeitsprünge.

Andererseits wird Joachim stets sehr verklärt und fremd geschildert, wie aus einer früheren Welt. Vielleicht haben sich in ihm zwei (oder mehr) Gestalten überlagert, wobei Gerhard die wirklichkeitsnähere ist. Zedier schreibt, zu Lebzeiten wie auch nach seinem Tode (vor 1215) habe Joachim viele Wunder bewirkt, Lahme und Kranke geheilt, eine Wasserflut abgewendet, wilde Tiere in seinen Dienst gezwungen (wie ein Sufi) und war in Jerusalem gewesen.

Seine Schriften wurden sämtlich durch das Laterankonzil 1215 verurteilt, ebenso wurde er auf dem Konzil von Arles 1260 (!) verdammt, und desgleichen durch Papst Alexander IV.

Wilhelm Kamlah (1935) bezieht sich hauptsächlich auf die Zeit bis Joachim, wenn er sagt: Die Auslegung der Apokalypse im Mittelalter ist tychonisch geprägt, erst bei Rupert von Deutz wird einiges von Augustins Idee spürbar, im Ausdruck kaum. Rupert ist der erste, der außerbiblische Ereignisse in die Auslegung der Offenbarung des Johannes einbezieht, wenn auch nur bis Konstantin der Große. Seine eigene Zeit (»12. Jahrhundert«) hat noch keinen chronologischen Standort. Erst Joachim bringt direkte Bezüge zur Gegenwart. Er stellt die Dreizeitalterlehre auf (gegen die 7 Ären des Tychonius) und gibt erstmals der Christenheit ein geschichtliches Ziel. Seine Ereignisse sind in unserem heutigen Sinne geschichtlich: Wandalen, Langobarden, Sarazenen, Kreuzfahrer, Saladin, Friedrich Barbarossa, aber nicht das *Alte Testament!*

Alle >früheren< Ausleger der Offenbarung des Johannes sind dagegen zeitlos, schweben im geschichtsleeren Raum, beziehen sich nur auf das *Alte Testa-*

ment, rein theologisch, machen daher auch keine Fehler, die später korrigiert werden müßten, wenn sich ihre Weissagung überholt hat, was oft geschah. Sie sind wohl klüger verfaßt, also zeitlich nach den früheren Texten?

Insgesamt ergibt sich daraus, daß Joachim zu den Kirchengestaltern des 15. Jahrhunderts gehört und schrittweise ausgegrenzt wurde.

Die *Carmina Burana* - ein Gelehrtenulk?

Die Liedersammlung *Carmina Burana (Carmina* ist Plural von Carmen = >Klagelied, Totengesang<) aus Benediktbeuren in Bayern, die nach dem Kloster des Heiligen Benedikt in Beuren >Burana< genannt wird, stammt nach allgemeiner Ansicht aus dem 12. und frühen 13. Jahrhundert. Sie ist in »mittellateinischer« und mittelhochdeutscher Sprache verfaßt, wobei auch einige altfranzösische Verse vorkommen.

Diese mittelalterliche Liedersammlung wurde einem größeren Kreis von Leuten erst durch Carl Orffs Vertonung einer Auswahl bekannt.

Es gibt zwar mehrere wissenschaftliche Übersetzungen der *Carmina Burana* und auch volkstümliche für den Gebrauch an Schulen, aber bisher noch keine wirklich schöne Übersetzung dieser Lieder, die man mit Genuß lesen könnte, wenn man die Vertonung von Carl Orff dazu im Ohr hat. Diese Aufgabe hatte ich mir 1994 gestellt: eine Übersetzung zu schaffen, die Rhythmus und Reim, womöglich auch noch die Klangfarbe der Verse wiedergibt, so daß ein des Lateinischen Unkundiger sie lesen und dabei zugleich Orffs Musik folgen kann.

Während der Beschäftigung mit diesen eigenartigen Texten des 13. Jahrhunderts merkte ich bald, daß die vorhandenen Übersetzungen nicht immer den Sinn wiedergaben, wie ich ihn verstand. Meine Eindeutschung der von Carl Orff vertonten Lieder wich daher an einigen Stellen wesentlich von früheren Übersetzungen ab, und das nicht nur, weil ich eigentlich Nachdichtungen schuf, sondern auch, weil mein Verständnis der lateinischen Lieder durch meine Kenntnisse der entsprechenden spanischen und arabischen Dichtung derselben Zeit ergänzt wurde.

Lieder in dieser Art haben im ausgehenden Mittelalter in einem sehr weiten Bereich zwischen Atlantik und Indischem Ozean begeisterte Zuhörer gehabt. Die religiösen und sprachlichen Grenzen waren damals weniger eng gezogen, die kulturelle Einheit der fahrenden Scholaren, der Mönche und Magister, war spürbar kulturübergreifend. In den Anmerkungen wies ich erstmals die sufisch-arabische Komponente dieser >christlichen< Strophen nach.

Die meisten dieser *Carmina* sind Studentenlieder, die hier wie in einem Kommersbuch vereinigt sind. Bei mehreren Liedern gewinnt man den Eindruck, daß sie von deutschen oder romanischen Liedern ausgehend durch die Studenten ins Lateinische übertragen wurden, sei es, um sich einen Spaß

zu erlauben, sei es, um sie anderssprachigen Studenten mitzuteilen. Diese lateinischen Übersetzungen, in denen der Originaltext noch anklingt, wirken hölzern und kurios, erfreuen aber doch in ihrer Frische, etwa wie die Sprachspäße, die wir selbst als Schüler machten.

Einige Lieder springen zwischen zwei oder drei Sprachen hin und her. Das wäre für Studenten der damaligen Zeit und ihre multikulturelle Bildungsform normal. Offensichtlich hat aber bisher keiner der mindestens sechs Fachleute, die die an den Schulen verbreitete vorbildliche Ausgabe (1979) hergestellt haben, gemerkt, daß einige Zeilen aus sufischer Tradition stammen und sogar verständliche arabische Wörter wiedergeben; in der Anmerkung zu einer dieser Stellen heißt es: »wohl eine Art Tralala« (S. 945), und zu dem unerkannten Wort *Wafna* in Lied 222 wird erläutert (S. 961): »Alarm- und Wehgeschrei.«

Als Beispiel für meine neue Übersetzung bringe ich hier das 13. Lied (= C.B. 222), zunächst im Original:

Ego sum abbas

Ego sum abbas Cucaniensis

et consilium meum est cum bibulis et
in secta Decii voluntas mea est,
et qui maue me quesierit in taberna,
post vesperam nudus egredietur et
sic denudatus veste clamabit:
»WAFNA! WAFNA!

Quid fecisti, sors turpissima!
Nostre vite gaudia
abstulisti omnia.«
WAFNA!

Und nun meine Übersetzung:

Ich bin der Abt der Freien Brüder, und
meinen Rat halt ich mit Säufern und
dem Würfel bin ich hörig. Trifft
mich jemand früh am Tresen, geht er
abends nackt hinaus. Und so völlig
ausgezogen schreit er:
»AUFGEGEBEN! AUFGEGEBEN!

Was du tatest, schlimmes Schicksal!
Denn um alle Lebensfreuden
hat mich nun dein Spruch gebracht.
AUFGEGEBEN!«

Dazu merkte ich an: Die Nacktheit (arab. *tadschrada)* ist der sufische Begriff der >Selbstaufgabe<, die im folgenden Wort »WAFNA!«, das niemand bisher übersetzte, klar ausgedrückt ist: WAFNA bedeutet *Oh aufgegeben, aufgehängt, hingegeben, trunken* und wird für die sufische Ekstase gebraucht.

Oder ein anderes Beispiel, das Lied Nr. 20 (= C.B. 174):

Veni, veni

Veni, veni, venias
ne me mori facias,
hyria! hyrie!
nazaza trillirivos!

Pulchra tibi facies,
oculorum acies,
capillorum series -
o quam clara species!

Rosa rubicundior,
lilio candidior,
omnibus formosior,
semper in te glorior!

das übersetzt so klingt:

Komm, oh komm, oh kämst du doch!
Laß mich hier nicht sterben!
»Freiheit!« ruf ich, »Freiheit!« noch.
»Wollust will den Kopf verderben.«

Schön ist mir dein süßer Kopf,
deine Augen hell gepaart
und dein fest geflochtner Zopf,
deine lichte Eigenart.

Röter als der Rosen Rot,
lilienweiß wie keine,
Schönste aller Schönen mir,
rühm ich dich alleine.

In diesem Lied erkannte ich das Wort *hyria* und setzte es mit arabisch *hurriya* = >Freiheit< gleich; es könnte auch von *huriya* = >himmlische Frau< kommen; *Nazah* bedeutet >Leidenschaft, Wollust< (hier steht es im Plural). *Trillirivos* dürfte zusammengesetzt sein, und zwar aus *tirli* und aus *rivos.* Das erste ist

vielleicht dem maghrebinischen Wort *Türlyi* = >verwirren< nachgebildet; vielleicht ist es von *tara* >fliegen< abgeleitet; mit Trallala (wie meist behauptet) hat es nichts zu tun. Und *rivos* kommt von *ru'us,* das bedeutet >Köpfe< (Plural). Zusammengesetzt bedeutet es also: >die Köpfe verwirren<. Da die mit lateinischen Buchstaben wiedergegebenen arabischen Laute nicht eindeutig zu ermitteln sind, bleibt die Eindeutschung einiger Wörter offen.

Und weitere Einzelheiten waren mir aufgefallen: In der dritten lateinischen Strophe von Nr. 18 »Circa mea« drückt sich in den >Göttern< noch das antike Heidentum aus. In Lied Nr. 19 >>Si puer cum« (= C.B. 183) wird die Ironie deutlich, mit der sich damals die deutschen Schüler der lateinischen Sprache bemächtigten. Zudem war ich erstaunt, wie leicht ich generell diese Lieder ins Deutsche >rückübersetzen< konnte, so, als habe eine vormönchische deutsche Fassung der Lieder vorgelegen. Auch die Form erregte meine Aufmerksamkeit: Einige Lieder sind in modernen Rhythmen gedichtet und mit Endreim versehen im 12. und 13. Jahrhundert? Und was heißt hier >mönchisch<? Was veranlaßte einen Benediktinermönch im Kloster dazu, diese erotischen und von Sauferei, Würfelspiel und Schwanenmahlzeit handelnden Lieder aufzuschreiben?

Die beunruhigenden Hinweise wurden stärker. Zu dem eben schon erwähnten Lied Nr. 13 »Ego sum abbas« merkte ich an, daß der im lateinischen Text genannte Name des »Ordens von Kukanien« *(abbas Cucaniensis* führt zu *Cucania,* >Land< oder >Orden<) erfunden ist. Ich brauchte eine Weile, bis ich merkte, daß damit nur die k.u.k.-Donaumonarchie, das kaiserliche und königliche Österreich, gemeint sein konnte. Hier hatte es sich der Schreiber der Lieder nicht verkneifen können, einen Fingerzeig zu legen. Die Bezeichnung Kukanien für die Doppelmonarchie ist ja recht jung, sie kam als Studentenchiffre erst nach 1806 auf, nachdem der Habsburger die deutsche Kaiserkrone niedergelegt und die eines österreichischen Kaisers und Königs von Ungarn, Böhmen usw. angenommen hatte. In diesem Umfeld, nämlich unter Studenten nach der Säkularisierung, muß der Verfasser (oder die Gruppe der Verfasser) gesucht werden. Ihre Kenntnisse der rückprojizierten mittelalterlichen Bräuche sind umfassend, genau dem Rahmen der damaligen Philologie entsprechend. So kennen sie durchaus die Bedeutung der Schwanenmahlzeit, die ja auch in ritterlichen: Texten vorkommt und höchst unchristlichen Hintergrund hatte. Auch die Passionsspiele sind diesen Schreibern wohlbekannt.

Gehen wir der Auffindungsgeschichte der Texte nach!

Als das Kloster von Benediktbeuren 1803 säkularisiert wurde, diente es bis 1819 als Institut für Optik, in dem Reichenbach und Fraunhofer ihre berühmten Gläser herstellten. In dieser Zeit wurden Tausende von alten Büchern und Handschriften aus dem Kloster in die Münchner Hofbibliothek überführt. Die Umstände der Auffindung des Codex der heute so benannten

Benediktbeurener Liedersammlung sind höchst eigenartig. Der Leiter der Bibliothek, Baron von Aretin, soll gerade diesen Band 1803 als einzigen aus dem großen Haufen persönlich mitgenommen und irgendwann später der Bibliothek übereignet haben. Nach dessen Tod 1824 fand einer seiner Nachfolger, der herausragende Germanist Joseph Andreas Schmeller, den Codex und gab ihn 1847 unter dem Titel *Carmina Burana* heraus. Der Codex steckt in einem nachmittelalterlichen Einband und ist mit Illustrationen und einer Art Notenschrift versehen, was wohl beides nicht zur ursprünglichen Handschrift paßt. Unklar bleibt auch, ob er vor der Bekanntgabe durch Schmeller von jemandem bemerkt worden war oder ob die Anekdote von Aretins zeitweiliger Aneignung der Handschrift gut erfunden ist.

Schmeller hatte von 1806 bis 1808 in Madrid an einer Schule gelehrt und dabei sicher viel über die mittelalterliche romanische Lieddichtung erfahren; so könnte sich die frappierende Ähnlichkeit mancher Lieder mit denen des spanischen >Erzpriesters< (Arcipreste de Hita) erklären, die mir sogleich aufgefallen war; auch die sufisch-arabischen Wörter könnten hier ihren Ursprung haben.

Kein gutes Licht wirft diese Vermutung einer bewußten, wenn auch humorvollen Fälschung auf die anderen Entdeckungen Schmellers, etwa des *Heliand* (1830) oder der deutschen *Evangelienharmonie* des Ammonius (1841) und des Bruchstückes aus dem *Muspilli* (1832). Zur gleichen Zeit wurde ja sehr viel >entdeckt< - in Wirklichkeit schamlos hergestellt, wie etwa die Königinhofer Handschriften von Hanka 1817, in denen halb versteckt die Autorschaft verraten wird: *V. Hanka fecit (*= Wenzeslaus Hanka hat es gemacht, wie Walther Steller aufdeckte, 5.197 ff.). Hankas Beweggründe waren nachvollziehbar, es ging um die Schöpfung einer Nationalsprache der Tschechen. Bei Schmeller liegt das Tatmotiv weniger aufdringlich zutage, aber im Zuge der Romantik, die eine Erneuerung des deutschen Heidentums anstrebte, ist die Wiederauffindung christlicher Passionsspiele oder Evangelientexte durchaus mitbestimmend für die Geschichtsschreibung geworden.

Unter diesem Blickpunkt rücken auch andere Veröffentlichungen jener Zeit eher aus dem Dunstbereich von Fehldatierungen in den Bereich bewußter Fälschungen der Romantiker, wie die Ossian-Dichtung von MacPherson, das russische *Igorlied* oder die bretonischen *Triaden* und die *Uralinda-Chronik* (die auf Papier, das das Wasserzeichen einer holländischen Firma nach 1860 trägt, geschrieben ist). Das nimmt den Texten weder ihren künstlerischen Wert noch ihre Stellung innerhalb der Historiographie, sollte aber hinsichtlich von Behauptungen über tatsächliche Geschichte berücksichtigt werden.

Fälschung oder Zeitverschiebung.

Zum Begriff der Fälschung ist immer wieder eine Erklärung vonnöten, auch nach meinen letzten vier Büchern und den dadurch ausgelösten Diskussionen. Diesmal möchte ich den weitgehend anerkannten Fachmann Wolfgang Speyer (1990, S. 141) dazu zitieren, der über die antiken und christlichen Fälschungen so urteilt: »Sehr beliebt war das Mittel, angebliche Quellen als Garanten der Echtheit anzuführen. Man behauptete die übernatürliche Herkunft einer Schrift, indem man sich auf die angeblich erfolgte göttliche Mitteilung in einer Vision berief, eine Schrift als einen Brief vom Himmel ausgab oder auf den Fund eines Buches in Grab, Tempel, Bibliothek oder Archiv hinwies.« Die Behauptung göttlicher Diktion - wie in der *Bibel,* im *Koran* usw. - macht das Werk *eo ipso* zur Fälschung. Das ist logisch und einsichtig. Etwas weiter verstärkt Speyer (5.146) den Eindruck, daß religiöse Schriften am häufigsten den Begriff der Fälschung erfüllen: »... neben der Arglosigkeit der Leser haben geheime und sagenhafte Überlieferungen sowie bestimmte, dem Altertum eigentümliche Denkvorstellungen den Fälschern Schutz geboten, so der wohl aus Ägypten stammende Glaube, daß die Götter imstande seien, Schriften und Botschaften an die Menschen gelangen zu lassen.« Ägypten stand Pate für viele antike und christliche Ideen, auch Platon hatte sein Atlantis-Thema von dort erhalten.

Die Behauptung, eine alte Schrift sei in einem Grab gefunden worden (und damit über den Echtheitszweifel erhaben), führt Speyer sicher zu Recht auf Ägypten zurück, wo man den reichen Toten stets Papyri mit Totenbuchtexten ins Grab legte, und diese kann man bis heute dort wiederfinden. Wir erinnern uns an die oben erwähnte Episode (von Plinius), der zufolge im Grab des Königs Numa in Rom Papyri (!) gefunden wurden mit religiösen Texten, die man allerdings aus theologischen Erwägungen verbrennen mußte. Den chronologischen Unsinn erwähnt Speyer nur am Rande; offenbar sieht er nicht, daß der Bericht uns vor Augen führt, daß Anachronismen dieser Art im >Altertum< nicht erkennbar waren, weil ein Zeitmaßstab fehlte.

Sodann spricht Speyer (S. 146) von den Mitteln, die einem Autor zur Verfügung standen, um sein Werk vor Verfälschungen zu schützen, also etwa die Angabe der Zeilenzahl, die mir bei meiner kritischen Sichtung der >Offenbarung des Johannes< (1993) ein Leitfaden war, oder die Verfluchung am Textende, die ja auch an die >Offenbarung< vom Verfälscher angehängt wurde. Trug und Lüge sind demnach weitverbreitet und werden von religiösen Menschen vorrangig angewandt, besonders unter der »ethisch gewiß anfechtbaren Maxime, der Zweck heilige die Mittel. Den wenigen antiken Zeugnissen zu dieser Frage steht eine Fülle von Bemerkungen bei den Christen gegenüber, gehörte doch die literarische Fälschung zu den von sehr vielen Christen mehr oder weniger geheiligten Mitteln, in den Kampf um die wahre

Glaubenslehre einzugreifen«. Dabei wird auf allen Seiten hemmungslos gefälscht, von kirchlichen Christen wie von ihren Gegnern, den Ketzern oder Sektierern, wie Speyer betont.

Am seltsamsten kommen mir die Streitschriften der modernen Literaturkritiker vor, die nach Klärung der Begriffe im 19. Jahrhundert nun diese Hyperkritik wieder ablehnen und zahlreiche Fälschungen als echt ansehen, weil sie einfach zu gut ihre Zeit und den Charakter ihres Autors widerspiegeln. Wenn der »siebte Brief des Platon« heute wieder verstärkt als echt verteidigt wird, weil er einfach zu gut zu Platons Gedankenwelt paßt, dann bleibt nur noch eine andere Erklärung: Der Schriftsteller, der Platons Briefe ein Jahrtausend später >fälschte<, war Platon selbst. Damit wird die vermutete Fälschung zur echten Urkunde mit dem einzigen Makel: Sie stammt aus einer anderen Zeit als behauptet. Nicht falsche oder echte Zuschreibung ist die Frage, sondern die chronologische Ordnung ist problematisch. Diese ist offensichtlich durcheinandergebracht worden.

Die >Johannes-Offenbarung< möchte ich als beispielhaft gegen Speyers Begriffsbestimmung anführen, auch wenn ich (1993) nachweisen konnte, daß dieses zu den größten literarischen Zeugnissen der Menschheit gehörende Werk nicht nur nachträglich stark verfälscht wurde, sondern auch im Konzept schon Visionen neben Traditionsbilder stellt, ohne scharfe Trennungen vorzunehmen; daß also auch Johannes das >beliebte Mittel< göttlicher Urheberschaft anwandte, obgleich er sich sehr wohl darüber im klaren war, daß er selbst, und nur er, den gesamten Inhalt seiner Schrift zu verantworten hatte. Dennoch halte ich den Begriff >Fälschung< hier für verfehlt. Schöpfung möchte ich eher gelten lassen. Das besagt natürlich nichts über den Wahrheitsgehalt, also etwa über die Behauptungen früherer Katastrophen, die Johannes aufstellt. Es besagt etwas über die Verwertbarkeit: Johannes ist Dichter, sonst nichts. Sein Werk ist berauschend schön, als naturwissenschaftliche Abhandlung ist es unbrauchbar.

Dasselbe dürfen wir von allen Geschichtswerken sagen, von der Schedelschen Weltchronik oder von Scaligers Zeittafel: Sie sind Zeugnisse des historischen Bildes, das man zu ihrer eigenen Zeit entwarf, für unsere Geschichtsanschauung können sie nicht maßgebend sein.

Teil 11

Neue Chronologie

Die schwimmenden Jahreszahlen sind ein Hindernis in der Erkenntnis unserer Vergangenheit. Eine verläßliche Jahreszählung ist nicht nur das Gerüst der Geschichtsschreibung, sondern auch notwendig für die vorwärtsschauende und rückwärtige Festlegung von Ostern. Darum müssen die Bewegungen von Sonne und Mond genauestens untersucht werden. Finsternisse und der kombinierte Sonnen-Mondkalender (Ostertafel) bieten die möglichen Anhaltspunkte.

Sonnenfinsternisse zur Chronologiebestimmung

Unser schon erwähnter Hartmann Schedel ist ja als der erste deutschschreibende Chronist bekannt, ein Präzedenzfall, und an dem sollte man auch ein Exempel statuieren können:

Schedel berichtet von einer Sonnenfinsternis am 1. September 1448 in der sechsten Stunde. Da er selten Sonnenfinsternisse erwähnt, dürfte es eine auffällige, eine weitgehend totale Finsternis gewesen sein. Rückerrechnet gibt es in der Nähe des Datums eine ringförmige Sonnenfinsternis am 29. August 1448. Die Nähe des Datums (drei Tage) und die ungenaue Angabe über die Bedeckung lassen den Schluß zu, daß es sich nicht um Augenzeugenberichte, sondern um nachträgliche Berechnung handelt. Das ist die typische Vorgehensweise bei allen Chronisten, wie längst festgestellt wurde (Topper 1999, S. 79 ff., mit Bezug auf Blöss und Robert Newton).

Entgegen neueren Darstellungen muß ich die Versuche, frühgeschichtliche Angaben zu Sonnen- oder Mondfinsternissen, Kometen oder Novae in einen geschichtlich präzisen Rahmen zu betten, wie sie auch Fomenko und Lüling unternahmen, nach wie vor ins Reich der Phantasie verweisen. Alle älteren Angaben - so behaupte ich weiterhin -, die sich auf derartige Ereignisse beziehen, sind entweder (eher schlecht) rückberechnete Einfügungen oder rein erfunden worden. Zufällige Übereinstimmungen mit heutigen Rückberechnungen ergeben keine Wirklichkeit. Die jahrhundertelangen und höchst intelligent formulierten Diskussionen zu diesem Thema, die kein einziges befriedigendes Datum stehen ließen, erlauben nur diesen Schlug.

Wählen wir der Anschaulichkeit halber das erste Beispiel in den verbesserten Oppolzer Tafeln aus (Ginzel 1899, S. 167):

In den Fragmenten des Griechen Archilochos sind Verse enthalten, die übersetzt so klingen: ». . . schuf Zeus aus Mittag Nacht, verbergend das Licht der leuchtenden Sonne; klägliche Furcht aber befiel die Menschen.« Ob die Alten Griechen so dumm waren und sich bei einer Sonnenfinsternis fürchteten und diese auch noch dem Zeus in die Schuhe schoben? Das klingt eher nach späterer Erfindung. Aber nehmen wir mal mit Oppolzer und Ginzel an, das Gedicht wäre antik und beschriebe eine Sonnenfinsternis, dann ergibt sich: »Die Zeitbestimmung der Finsternis gründet sich auf die Lebenszeit des wahrscheinlich zu Paros oder Thasos wohnhaft gewesenen Dichters Archilochos. Er war ein Zeitgenosse von König Gyges«, der von einigen Historikern zwischen 720 und 682 v.Chr. angesetzt wird, wo allerdings keine dort sichtbare Sonnenfinsternis gefunden wurde; nach anderen (Curtius, Rohde) kommen auch spätere Zeiträume in Betracht. So war (nach Gelzer) der König Gyges »sicher ein Zeitgenosse des Asurbanipal und regierte noch 646 v.Chr. Oppolzer hat (1882) deshalb in einem weiteren Zeitraum nach der Finsternis gesucht und als mutmaßlich die von 648 v.Chr. April 6 hingestellt,

indessen auch gleich den Zweifel betont, ob nicht eine andere noch besser entsprechen könnte. Daran anknüpfend hat B. Schwarz (1883) das Zeitintervall 700-640 cyklisch durchsucht und als gleich wahrscheinlich zwei zentrale Finsternisse gefunden: 661 (ringförmig) und 648 (total); er neigt zur Annahme der zweiten, deren Totalitätsdauer für Thasos über 5 Minuten *(betrug),* ohne eine Entscheidung zu wagen. Millosevich (1893) findet neben der Finsternis 648 April 6. . . nur noch die von 657 April 15 beachtenswert. . .«

Man ergeht sich anschließend in gelehrten Vermutungen, wobei die Berechnungen durchaus stimmen dürften. Nehmen wir daher einmal an, daß der Dichter Archilochos in seinen Versen das aktuelle Erlebnis einer Sonnenfinsternis beschrieb und auf einer der beiden vermuteten Inseln der Ägäis lebte, und zwar in der späten Regierungszeit des Königs Gyges, dieser ein Zeitgenosse von Asurbanipal war, dieser 668-625 v.Ztr. regierte und die Bahnbewegungsmaße der Erde und des Mondes in den letzten 2600 Jahren konstant geblieben sind, dann kämen nur drei Sonnenfinsternisse in engere Wahl, aus denen man nach Gefühl die letztere 648 v.Ztr auswählen möchte. Womit nicht nur Archilochos ein Lebensdatum erhalten würde, sondern sich auch rückwirkend den Historikern die Sicherheit ergäbe, daß Archilochos tatsächlich eine Sonnenfinsternis beschrieb, die damit einen festen Anhaltspunkt für die Chronologie darstellt.

Das ist allgemein verständlich: Der Historiker engt den zu durchsuchenden Zeitraum für die vermutete Finsternis nach seinen chronologischen Vermutungen auf wenige Jahre oder Jahrzehnte ein, der Astronom schlägt die berechneten Möglichkeiten der damaligen Finsternisse vor, der Historiker wählt die passende aus und hat nun einen Beweis für die Richtigkeit seiner Chronologie. Beide sind zufrieden, auch der Astronom. Er kann nämlich seine Mondtheorie verbessern, denn die heutigen minimalen Bahnabweichungen des Mondes machen ja Rückberechnungen über mehrere Jahrtausende zu einem Glücksspiel, es sei denn, man hätte feste Anhaltspunkte »historisch beglaubigter« Finsternisse, die jene Abweichungen verringern.

Wem das als Sonderfall erscheint, dem führe ich verkürzt das Beispiel Nr. 2 aus besagtem Buch Ginzels vor Augen, weil es eine sehr bekannte Sonnenfinsternis betrifft, die von mindestens zwei berühmten Historikern der Antike berichtet wurde, von Herodot (1, 74 und 103) und von Plinius in seiner *Naturgeschichte* (II, 53):

Der wohlbekannte Thales von Milet hatte den Joniern das Jahr einer Sonnenfinsternis vorausgesagt. Sie trat ein, als Lyder und Meder im sechsten Kriegsjahr mitten in einer Schlacht waren, »da wurde der Tag plötzlich zur Nacht«. Plinius gibt sogar das Jahr an, nämlich 48. Olympiade, 4. Jahr, und außerdem 170 aUC (seit Gründung der Stadt Rom). Textvarianten haben hier auch 180 oder 120 aUC.

Nun müßte es ganz einfach sein, das Jahr zu bestimmen. Die erste Olym-

piade fand im Juli 776 v.Ztr. statt, daraus ergibt sich das Jahr 585 v.Ztr.; bei der aUC-Angabe würde 170 am nächsten kommen. Aber Petavius, der als einer der ersten diese Finsternis rückberechnete, zieht die Jahre 607, 603, 597, 583, 582 und 581 für den Ort Sardes in Betracht und entscheidet sich für das Jahr 597. Der Zeitpunkt der 1. Olympiade stand nicht fest. Im Laufe der nächsten drei Jahrhunderte haben Astronomen insgesamt elf verschiedene Sonnenfinsternisse (zwischen 626 und 581) durchgerechnet und für möglich gehalten. Dabei ist die Unkenntnis über die Lage des Schlachtfeldes nur einer der Unsicherheitsfaktoren; Sardes mag stimmen, aber es werden auch so ferne Orte wie Erzurum genannt. Ein größeres Problem bieten »die geänderten Elemente der Mondbewegung« (S. 170), die nur aus den Beobachtungen der letzten dreihundert Jahr gewonnen sein können, wenn man nicht auf rückerschlossene Finsternisse aufbaut, die ja gerade erst mittels solcher astronomischen Rechnungen ihren chronologischen Festpunkt bekommen sollen. Einer der Bearbeiter (Newcomb 1878) möchte »wegen der Unbestimmtheit der Lage des Schlachtfeldes den Gebrauch derselben (Finsternis) für die Prüfung resp. Verbesserung der Mondtheorie ganz verwerfen«. Das ist gewiß logisch.

Ginzel argumentiert mit einem viel größeren Berechnungsmaterial, weil er anders als seine Vorgänger nicht nur die Angaben aus dem *Almagest* auswertete. Da seine »empirischen Korrektionen der ganzen Reihe der antiken und mittelalterlichen Finsternisse gleichmäßig zu genügen streben«, konnte er Oppolzers Tafeln verbessern und damit die Lage des gesuchten Schlachtfeldes weiter einengen. Am Ende kann nur der 28. Mai 585 der gesuchte Tag der Sonnenfinsternis sein, auch wenn diese erst eine dreiviertel Stunde vor Sonnenuntergang eintrat. Da hatte sie vermutlich kaum noch die beschriebene Wirkung für die Schlacht gehabt, nämlich den plötzlichen Friedensschluß.

Ginzel sieht auch diese Schwierigkeit, darum sei seine methodische Bemerkung abschließend zitiert (S. 172 f.): »Es ist nun bemerkenswert, daß sich bei der Ableitung der empirischen Korrektionen weder von der Thales-Finsternis noch von der des Agathocles und der von Larissa - auf Grund deren ja vorzugsweise die früheren Verbesserungen der Mondtheorie versucht worden sind - Gebrauch gemacht, sondern die Korrektionen aus *mittelalterlichen* (gesperrt im Original) Finsternissen hergeleitet und jene alten Finsternisse erst bei der letzten Angleichung, mit geringen Gewichten, bei der Rechnung mitgenommen habe, daß sich dennoch die Thales-Finsternis ohne besondere Pressung durch Rechnung in das System der Bedingungsgleichungen einreihte, ohne daß man darum eine schlechte Darstellung der übrigen antiken und mittelalterlichen Finsternisse erhielt. Dies dürfte darauf hinweisen, daß eine Verbindung der Thalesfinsternis mit der ganzen Reihe der historischen Finsternisse nicht schwierig ist. . . Aber es sind auch die historischen Schwierigkeiten, welche von manchen Historikern der Finsternis 585 Mai 28 gemacht werden, nicht zu negieren. Deshalb wird es sehr angezeigt

sein, diese Finsternis für die Mondtheorie nur mit besonderer Vorsicht zu verwerthen. Jedenfalls hat sie von der ihr früher beigelegten Wichtigkeit viel verloren. Man kann sie allenfalls, wenn sie erst eine Verbindung mit den unserer Zeit näherliegenden historischen Finsternissen gut bestanden hat, mit geringem Gewichte heranziehen.«

Wie steht es nun mit den mittelalterlichen Finsternisberichten? Es gibt sie in großer Zahl, wobei *manchmal* sogar Ort, Tag und Stunde aus dem historischen Bericht ablesbar sind, was die Auswahl erleichtert. Nur das Jahr ist eigentlich nie angegeben, sondern immer rückberechnet, nämlich aufgrund gewisser historischer Überlegungen aus einer fremden Chronologie in unsere AD-Jahreszählung umgerechnet. Wenn dann Tag und Stunde >nicht ganz< stimmen, behilft man sich mit den bekannten Ausreden, etwa: der Kopist habe sich verschrieben usw.

Wenn weder Tag noch Stunde stimmen müssen oder der Ort zweifelhaft bleibt (das ist sehr häufig, denn gerade die Sichtbarkeitszone einer Sonnenfinsternis ist ungemein schwer zu berechnen und gelingt erst seit knapp hundert Jahren) und das Jahr ungewiß ist - es ist ja gerade das, was aus der Berechnung herauskommen sollte, also darf man es nicht vorher hineinstekken -, dann sind dies Zirkelschlüsse und wertlos.

Nehmen wir ein letztes Beispiel aus einem anderen geographischen Bereich, nämlich dem arabischen, wo ja die Sternbeobachtung in hohem Grade gepflegt worden sein soll.

Günter Lüling griff trotz seines erklärten Desinteresses an der Chronologiekritik in die Debatte ein (*ZS* 1-2001, S. 243-249), indem er - vorsichtig, aber seines Gewichtes sicher - Mondher Sfar (2000, S. 129-143) zitierte. Sfar beschrieb das chronologische Problem unter der Überschrift »Die Sonnenfinsternis vom 27. Januar 632: einziges wissenschaftliches Datum in der Geschichte des Koran und des Lebens Mohammeds« (Titel und weitere Zitate von mir aus dem Französischen übersetzt), was nach Lülings Meinung die Chronologie der Islamentstehung bestätigt. Das wäre eine Untersuchung wert!

Mondher Sfar betrachtet die für Mohammeds Lebenszeit rückerrechneten Sonnenfinsternis-Daten und erwägt, welches davon zu Mohammed passen könnte. Es kommen zwei in nähere Wahl, sie liegen neunzehn Jahre auseinander. Seine Wahl fällt auf die zweite, im Jahr 632 AD. Sfars Argumente bei dieser Wahl spielen keine Rolle, weil seine Methode falsch ist. Jedes mögliche Sonnenfinsternisdatum zwischen (astronomisch) 300 n.Chr. und 1400 n.Chr. hätte die Bedingungen erfüllt. Also hätte jedes an die Berechnung geknüpfte Jahr das Todesjahr von Mohammed sein können.

Das Problem ist schon in der Überschrift ausgedrückt: Es gibt nur ein einziges >wissenschaftliches< Datum aus Mohammeds Lebenszeit; wenn nun dieses einzige Datum auch noch ausfällt, bleibt uns wirklich nichts mehr übrig, um die Legende vom arabischen Propheten zeitlich zu verankern.

Sfar beschreibt (S. 130) zunächst »die wichtigste Sonnenfinsternis, die die Mekkaner zu Lebzeiten Mohammeds beobachten konnten«, umgerechnet am 23. Juli 613 zwischen 7 Uhr 17 und 9 Uhr 51. Die Verdunkelung soll maximal 93,4% betragen haben. »Da aber dieses Maximum leider ungefähr drei Stunden nach Sonnenaufgang stattfand, konnte man diese Sonnenfinsternis nicht mit dem bloßen Auge erkennen.« Wirklich? Zwei Stunden nach Sonnenaufgang steht die Sonne hoch überm Horizont, auch in der leicht gebirgigen Gegend von Mekka. Warum soll da eine fast totale Sonnenfinsternis nicht bemerkbar gewesen sein?

Den Grund für die Aussage Sfars erfahren wir etwas später (S. 134): Die Sonnenfinsternis vom (umgerechnet) 27. Januar 632 paßt ihm besser in die Tradition. Was Intensität und Zeitpunkt angeht, hat sie der erstgenannten allerdings nichts voraus: Sie begann um 6 Uhr 30, also eine dreiviertel Stunde eher als die vorige, hatte ihren Höhepunkt mit 76,6% (also bedeutend weniger Verdunkelung) um 8 Uhr 45 und endete um 10 Uhr 13 (S. 131).

Die Zuordnung dieser Sonnenfinsternis zu den in *Hadithen* überlieferten Ereignissen mag ja mit gutem Willen im Bereich des Möglichen liegen, aber eine solche Zuordnung besagt nichts über den wirklichen Zeitpunkt, denn *jede* Sonnenfinsternis würde passen. Mohammeds Lieblingsfrau Aischa ist sich nicht sicher, ob die Sonnenfinsternis in der Zeit von Mohammeds Aufenthalt in Mekka oder in Media stattfand (S. 132), aber jedenfalls war es ein »sehr heißer Tag« (für Januar nicht gerade typisch). Von einer Verdunkelung und damit verbundenen Abkühlung ist nicht die Rede. Man berichtet weder die Tageszeit noch die Jahreszeit des Ereignisses, vom Jahr ganz zu schweigen.

Mohammed selbst habe berichtet (so Sfar, S. 133), daß sich die Sonne verdunkelte, als er gerade mit einem jungen Kameraden beim Pfeilschießen war, und da stand die Sonne »zwei oder drei Lanzen hoch am Himmel«. Das ist sehr ungenau, zumal man nicht weiß, wie diese Lanzen postiert wurden. Wenn es sich um einen festen Maßbegriff handelte, ist er uns vermutlich verlorengegangen. Das Pfeilschießen läßt an eine Jugendepisode denken, paßt also nicht zum Todesjahr des Propheten. Es könnte sich darum eher auf das Pfeilespiel beziehen, das um Geld geführt wurde und dem der Prophet vermutlich frönte (Lüling, mündl. Mitt.).

Wenn es irgendein unterscheidendes Beobachtungsmerkmal, irgendeine kritische Aussage über Tageszeit, Monat oder Jahr für die von Mohammed erlebte Sonnenfinsternis in der Tradition geben würde, könnte man sie anhand von mathematischen Rückberechnungen möglicherweise identifizieren (wobei ich das Problem der Stetigkeit hier absichtlich außer acht lasse). Unter den gegebenen Überlieferungen wäre jede Sonnenfinsternis geeignet zur Festlegung des durch die Tradition mehrfach bezeugten Ereignisses, das mittels scharfsinniger Argumente einige Monate vor Mohammeds Tod eingeordnet wird.

So haben wir hier wieder den erwähnten Zirkelschluß: Im Märchen oder Gedicht ist von einer Sonnenfinsternis die Rede, das Jahresintervall wird vorgegeben, die hineinpassenden Finsternisse berechnet und die wahrscheinlichste ausgewählt, damit ist das Ereignis bestimmt und die Chronologie bewiesen.

Wenn dieses Verfahren bei den Finsternissen selbstverständlich als unzulässig ausgeschieden werden muß, so erst recht hinsichtlich der Identifizierung von Kometen, denn es erscheinen jedes Jahr mehrere Kometen. Ohne genaueste astronomische Angaben über Erscheinungsort und Bahn am Himmel läßt sich so ein Schweifstern nicht als wiedergekehrter erkennen (siehe: Winzeler 2002). Und für Novae gilt dasselbe, es leuchten oft neue Sterne am Himmel auf, die bald wieder verblassen, und es gibt noch keine unbestrittenen Vor- oder Rückberechnungen, auch wenn letztere gerade seit einigen Jahrzehnten erstmals versucht werden. Die Methoden sind dieselben: Die Nova im Krebsnebel »AD 1054« wird aus chinesischen Chroniken datiert, dann die astronomische Theorie daraus abgeleitet. (Zur Brauchbarkeit der chinesischen Chronologie siehe: Topper 1998.)

Daten in unseren Dokumenten

Der schon erwähnte Auflöser der spanischen Inquisition, Llorente, hatte in seinem dokumentarischen Werk (1812) große Schwierigkeiten, den Anfang der Inquisition genau zu datieren. Er legte ihn auf etwa 1489 oder 1490, denn die entsprechenden Erlasse der Päpste nannten noch keine absoluten Jahreszahlen, sie gaben nur ihre Regierungsjahre an, und die sind schwer rückerrechenbar, wie Llorente erkennt.

Die Datierung des Vertrages von Tordesillas - zweiter Tag des Monats Jullio im Jahr der Geburt unseres Herrn Jesus Christus 1494 Jahre - könnte nachträglich eingesetzt sein, denn es liegt wieder einmal nur die Kopie dieses Vertrages vor. Die etwas umständliche Ausdrucksweise läßt darauf schließen, daß man auch später, als man den Text kopierte, mit dieser Jahreszählung noch nicht vertraut war. Ältere Originale aus der päpstlichen Korrespondenz, Briefe und Erlasse, tragen nachträglich in anderer Handschrift zugefügte Datierungen, wie jene von Papst Julius 1473 (Rogge, Abb. 17) oder sogar 1519 noch durchgestrichene Jahresangaben, »eigenhändig von Leo X.« (Abb. 19), der demnach nicht wußte, ob er damals seit sieben (durchgestrichen) oder sechs Jahren regierte.

Im selben schönen Buch von Rogge wird die Vorladung Luthers am 6. März 1521 zum Reichstag von Worms mit der eigenhändigen Unterschrift des Kaisers Karl gleich zweimal abgebildet (Abb. 155 u. 156): eine kürzere und eine längere Fassung. Ohne Kommentar. Die kürzere Fassung macht den Eindruck, echt zu sein, die längere ist offensichtlich gefälscht. Genau das

ist die Technik, die Kammeier erklärte: Indem man zwei Dokumente desselben Inhalts herstellt, von denen eines als Fälschung ausgeschieden werden muß, ist das andere der beiden automatisch >echt<. Wir kennen das aus so unzählig vielen Fällen, daß es nicht lohnt, darüber ein weiteres Wort zu verlieren. Oder doch? Es geht um den Unterschied dieser beiden Texte. In dem vermeintlich echten Geleitbrief wird Karl als Karl und erwählter Römischer Kaiser bezeichnet (klingt echt), im >gefälschten< nennt er sich »Karl der Fünfft« und ist außer erwählter Römischer Kaiser auch noch König in Germanien, Spanien, Italien und Jerusalem usw. . ., was nichts damit zu tun hat, was ein Geleitbrief an einen deutschen Mönch enthalten müßte. Daraus folgt die Erkenntnis, daß Karl erst später als der >Fünfte< geführt wurde, als man Geschichte herstellte (in Spanien hat man das nicht mitgemacht, er heißt dort weiterhin Karl I.). Bedeutsam wird es bei der Datumszeile, die lautet im >echten< Text »am Sechsten tag des monads marcii Anno etc. (es folgt ein Kürzel, das als 1500 gelesen wird) und im Ainundzwaintzigisten Unsers Reichs in Anndern Jaren«. Nicht gerade schön ausgedrückt, aber verständlich als »6. März (15)21, im zweiten Jahr seit der Kaiserkrönung« (die demnach 1520 stattfand). Im >gefälschten< Geleitbrief steht an dieser Stelle: »am Sechsten tag des moneds Martii. Nach Christi geburde funfzehenhunndert und im Ainundzwaintzigisten Unseres Reiche des Römischen im Andern und der anndern aller im Sechsten Jaren.« Etwas ausführlicher und schlechter geschrieben nur? Nein, sondern theologisch verbrämt. 1521 Jahre seit der Geburt Christi. (Die sechs Jahre des Königtums von Jerusalem übergehe ich als unwichtig.) Mit dem Bezug auf die Geburt Christi wird eine religiöse Formel in den Text eingebracht, die Karl noch nicht kannte. Insofern ist seine eigenhändige Unterschrift, ein einfaches »Carolus«, auch nichts wert.

Nun wird ja die >gefälschte< Urkunde als solche leicht erkannt und ausgeschieden, aber die andere dadurch nicht echt. Und damit wird auch das Datum in dieser Form nicht authentisch, ganz zu schweigen von dem Kürzel hinter Anno (Jahr), das beim besten Willen nicht als MD (1500) auszumachen ist.

Häufig schrieb man aber auch schon ein D oder sogar eine 5 vor die einfache Jahreszahl, etwa wie in dem lateinischen Brief von Michael Agricola an König Gustav Wasa von Schweden vom 20. Augusti 537 (Abb. 365).

Wie unsicher man sich noch lange über die Jahreszahlen war, zeigt zum Beispiel der Brief Luthers an Kaiser Karl (Abb. 163-165), der die Jahreszahlen 1519 und zweimal 1521 in dreierlei Schreibweise trägt. Oder ein erstes evangelisches Liederbuch (Abb. 193), das im Druck die Zahl M.D.XIIII (das ist 1514) trägt, aber auf 1524 angesetzt werden muß, weil sonst andere Angaben nicht mehr stimmen. Kann man auf der Titelseite so einen groben Druckfehler machen? Zeugt das nicht vielmehr davon, daß die Jahreszahlen erst später hinzukamen und dann häufig falsch? Oder sogar noch sehr spät auf einem Kupferstich (Abb. 121): Conrad Wimpina starb 1529, er »blühte« aber

schon 1406. An dieser Stelle stand ursprünglich 1506, was nach heutiger Vorstellung der Sache gerecht wird; irgendein Besserwisser machte daraus 1406. Solche Änderungen sieht man häufig auf den Dokumenten, sie besagen, daß der Aufbau einer Chronologie nicht so einfach war, wie man sich das heute denken möchte.

Wer den Anfang der päpstlichen Benutzung der Anno-Domini-Jahreszählung auf 1443 oder gar auf 1435 zurückverlegt, wie es Ginzel tut, fällt auf die computistischen Arbeiten der Kirche herein. Beweise für die Jahreszahlen sind schwer zu bringen.

Die Einführung unserer Jahreszählung

Wenn die Jahresangaben in Anno Domini zwischen 1490 und 1520 immer noch schwimmend sind, wie aus unzähligen Beispielen kirchlicher und kaiserlicher Dokumente erkennbar ist, dann stellt sich die ernste Frage: Wann begann man denn nun endlich, unsere neue Jahreszählung anzuwenden? Es dürfte frühestens im Jahre 1500 AD, dem Geburtsjahr von Karl V., gewesen sein, vermute ich.

Was Kaiser Karl (V.) auszeichnet, ist sein ausgewogenes Gefühl für Gleichheit, in menschlichen wie in religiösen Belangen. Seine letzte Amtshandlung, bevor er im Alter von 55 Jahren wegen Schwäche und Krankheit abdankte, war, eine Sitzung des Ordens vom Goldenen Vlies zu leiten, denn das war ihm das Wichtigste als Oberherr dieses Ordens, dem er auf Wunsch seines Großvaters Maximilian schon seit seinem ersten Lebensjahr angehörte und dessen Insignien, die Kette mit dem kleinen Lammfell aus Gold, er als einzigen Schmuck über der schwarzen Kleidung bei allen wichtigen Anlässen trug. Bei dieser letzten rituellen Feier übergab er seinem Sohn Philipp die Herrschaft des Ordens, am nächsten Tag übergab er dann vor einer Versammlung der Mächtigen des Reiches seine Regierungsgewalt an seine Kinder und seinen Bruder. Von einer katholischen Messe ist in diesem Zusammenhang nicht die Rede. Der ritterliche Orden Maximilians war der geistige Rahmen des Mächtigsten aller Regenten, die die Welt gesehen hat.

Dieser seltsame Orden, der die Antike heraufbeschwört, war im 15. und 16. Jahrhundert der höchste Orden Europas. Er war von Herzog Philipp von Burgund gestiftet. Dieser mächtige Fürst wird in orientalischer Tracht abgebildet, mit großem Turban und lang wallendem Gewand. Als Schmuck trägt er die bekannte goldene Kette, an der ein kleines Lammfell baumelt, das Vlies. Einunddreißig Ritter vom ältesten Adel trafen sich (ab 1430, heißt es) alljährlich; später fanden die Treffen alle drei Jahre statt. Auf Gemälden und Büsten trugen Maximilian, Karl V und Philipp II. als einzige Insignie das Goldene Vlies um den Hals. Bildhaft wurde die Argonautensage vorgegeben, Jason und die Fahrt nach Kolchis. Es war ein rein heidnisches griechisches

Vorbild, das erst später christliche Tünche erhielt, als Philipp II. 1559 die Statuten änderte, wobei ihm Papst Gregor XIII. half; der Orden teilte sich in zwei Arme, einen österreichischen und einen spanischen.

Als Aufgabe wurde (angeblich) der Kampf gegen den Islam bezeichnet, aber wie weit das stimmt, bleibt offen. Es könnte zuerst auch ein Kampf gegen die Monotheisten allgemein gewesen sein, und da waren die Moslems als religiöse Streitmacht eher auf den Plan getreten als die Christen.

Kaiser Maximilian war >der letzte Ritter<, er wußte das auch: der letzte, der den alten Glauben hochhielt, der letzte wirkliche Meister des Weltordens vom Goldenen Vlies. Er hatte sich selbst die Kaiserkrone aufgesetzt, nachdem ihn die sieben Wahlfürsten dazu bestimmt hatten. Damals konnte ihm das noch kein Papst streitig machen oder zumindest einen Tribut dafür abverlangen. Als nun sein Enkel Karl in Gent geboren wurde, der erste Sohn seiner Schwiegertochter Johanna, die Kastilien (und Aragön, Sizilien usw.) geerbt hatte, war er überglücklich und ernannte ihn schon bald zum Ritter des Goldenen Vlieses. Er wollte, daß diese Tradition erhalten bliebe.

Damit war der Knabe sichtbar zum Kaisernachfolger gekürt.

Während Karl heranwuchs, stellten viele unter den Mächtigen fest, daß er die Befähigung zum Herrscher hatte, und förderten ihn entsprechend. Im Jahre 1515 (oder 1516) erklärte man Karl in Brüssel auf dem Marktplatz für volljährig und befähigt, sein Erbe in Kastilien anzutreten. Der schiffte sich nach Spanien ein, noch recht jung und frohen Mutes. Niemand nahm ihm dort übel, daß diese Einsetzung als Rechtsnachfolger der Westgoten in Spanien gesetzlich gesehen zu früh erfolgt sei. Die spanischen Granden nahmen nur Anstoß daran, daß der junge König in Flandern aufgewachsen war und kein Wort Spanisch sprach. Auch später hat man aus dieser Jugend des neuen Herrschers nie einen Anlaß zum Streit genommen. Vielleicht war er wirklich um einige Jahre älter, als ihn die späteren Geschichtsschreiber zu diesem Zeitpunkt machen wollen und deshalb behaupten, seine Volljährigkeitserklärung mit 15 (oder 16) Jahren in Brüssel habe den geltenden Gesetzen der Habsburger und Goten widersprochen

Als er dann mit 55 Jahren dem Thron entsagte, altersschwach und krank, galt das nur als eine verständliche Folge seiner Lebensführung, der vielen Kriege und Reisen; niemand sprach davon, daß er möglicherweise fünf oder zehn Jahre älter wäre als angegeben.

Oder anders gesagt: Wir wissen nicht, wie alt Karl war, als er sich für erbberechtigt erklären ließ, und nicht, in welchem Alter er sich vierzig Jahre später ins Kloster Yuste zurückzog. Wir kennen nur die offiziellen Daten, die einen etwas jüngeren Kaiser suggerieren, als man annehmen möchte.

Wer nun auf die glorreiche Idee kam, den Geburtstag des mächtigsten Kaisers aller Zeiten, Karls V., auf den bisextilen 24. Februar zu legen, ist nicht überliefert. Heute steht es in allen Lexika. Und nun setzt die chronologiekri-

tische Überlegung ein: Welches Jahr schrieb man damals? Rückblickend das Jahr 1500, Anno Domini, also Jahr des Herrn (Jesus Christus).

Der Geburtstag dieses Kaisers ist dermaßen >zufällig< auf den Beginn einer neuen Ära gelegt worden, daß ich annehmen möchte, es sei vielleicht umgekehrt gewesen: Man gibt den 24. Februar 1500 an, und zwar den bisextilen Tag (Schalttag) des Julianischen Kalenders, weil der nächste Tag, der 1. März (denn die fünf Saturnalientage zählten nicht oder wurden an anderen Monatsenden, z. B. Dezember, gefeiert) julianisch Neujahr war, zugleich Sonntag und zugleich Neulicht des Mondes, also ein Idealjahr, wie es nur »alle 532 Jahre« vorkommt.

Übrigens wurde auch Diokletians Jahr 1 (die bekannte und lange benützte Märtyrerrechnung) als Idealjahr begonnen, und zwar 16 mal 76 (oder anders gesagt: vier mal vier mal vier mal 19) Jahre vor dem Geburtstag von Karl V. Ein schöner Zufall, denn nur die 19 stand fest durch den metonischen Zyklus. Es sind immer festgelegte Jahrespakete: 4 x 4 x 4 x 19 = 1216 plus 285 (Beginn von Diokletians Zählweise) = 1501. Dasselbe wird auch so erreicht: 1501 gleich 64 plus 15 (= 79) mal 19. Die Unsicherheit des Jahresbeginns bringt die 1 bei 1501 ins Spiel, deshalb ist man sich nicht einig über die 15 oder 16 Jahre des Alters von Karl bei seiner Volljährigkeitserklärung. Wie man sich auch nicht einig ist, ob der 24. 2. zum Jahr 1500 oder zu 1501 gehört.

Neujahr 1501 julianisch bezeichnete später den ersten Lebenstag des Kaisers und wurde zum Anfang einer neuen Zählung der Jahre, zum Beginn eines neuen Jahrhunderts. Das kann man auch einige Jahre danach erst festgelegt haben. Wenn es den Julianischen Kalender schon gab - er war damals noch nicht allgemein verbreitet und keineswegs >gültig< -, dann legte man halt später des Kaisers Geburtstag auf diesen ausgewählten Tag: Neulicht des Mondes am Sonntag an Neujahr (wie heuer 2006). Sofern sich eines der in Frage stehenden Jahre dazu anbot, war die Sache einfach, und wenn der Kaiser dadurch für die Nachwelt etwas jünger wurde, war das auch nicht mehr tragisch.

Die Koordinierung mit der diokletianischen Jahreszählung, die eventuell das Vorbild abgegeben hatte, war ein Rechenspiel, sofern man die Fäden in der Hand hatte.

Wollte man das Problem mit dem Jahresanfang umgehen, dann nahm man als Ausgangspunkt statt der Geburt Christi die Unbefleckte Empfängnis, die ja neun Monate eher und damit ganz sicher im Vorjahr stattgefunden haben mußte. So datierte die Kirche zu jener Zeit ihre Dokumente häufig »Jahre nach der Unbefleckten Empfängnis«.

Auf Dürers Doppelbild >Adam und Eva< (heute im Prado, Madrid) lesen wir: »Albertus Dürer faciebat post virginis partum 1507« (= Albrecht Dürer hat es geschaffen nach dem Geburtsakt der Jungfrau 1507). Eigentlich hätte da lateinisch Durerus stehen müssen, und besser »nach Christi Geburt«, nicht

einmal das Wort Maria kommt vor; man möchte an den Isiskult denken, dem damals viele Gebildete anhingen. Der Begriff »im Jahr des Herrn« (Anno Domini) begegnet bei Dürer erst 1519, auf dem Holzschnitt, der Kaiser Maximilian zeigt. Aus diesem Jahr stammen auch die ersten beiden gedruckten Kalender mit Angabe dieser (metonischen) Jahreszahl 1519.

Als Dürer jung war, wußte er noch nichts von einer AD-Zeitrechung, erst im Laufe seines Lebens kam sie auf und wurde von ihm selbst als einem fortschrittlichen Menschen auch bald benützt. Vielleicht wurden Dürers Bilder erst nach Karls Thronbesteigung datiert. Dürers Selbstporträtzeichnung als dreizehnjähriger Knabe ist lange danach mit einem dazu passenden rückerrechneten Jahr (1484) versehen worden, möglicherweise von ihm selbst.

Das berühmte Selbstbildnis in Öl, wo er sich als Christus darstellt, stammt sicher von Dürer, wer sonst sollte es gemalt haben? Aber malte er auch den Text darauf? Es trägt die in arabischen Ziffern aufgetragene Jahreszahl »1500« und den Hinweis »im 28. Jahr des Malers«, das wäre 1499. Heutige Kunstkenner meinen jedoch, das Bild sei »um 1506« gemalt; sie könnten recht haben, weil das Bild einen Mann von mindestens 35 Jahren zeigt, und da Dürer immer wahrheitsgemäß malte - das hat er selbst als obersten Leitsatz gefordert -, kann dieses Bild nicht eher gemalt sein. Wer hat dann die Daten auf die Bilder gemalt? War es die Kirche? Und warum? Weil sie eine Chronologie erstellte! Einige Jahreszahlen auf damaligen Kunstwerken springen ganz vordergründig ins Auge, an Stellen, wo sie völlig unpassend wirken. Wir sollten einmal genau hinschauen, welche Dürer-Bilder solche Daten tragen - und ob zu Recht. Viele Bilder tragen keine Jahreszahlen, sei es, weil sie privat geschützt wurden oder weil sie verschollen waren. Der größere Teil ist zeitlich eingeordnet, zuweilen nur durch Rückschlüsse, wenn Daten nachträglich nicht mehr anzubringen waren, wie bei einigen Holzschnitten. Und daß auch zahlreiche Schnitte und Stiche umlaufen, die nicht von Dürer stammen, sondern nur dessen berühmtes Signum tragen, wird immer auffälliger; ich erwähne als Beispiel das angebliche *Stundenbuch des Kaisers Maximilian,* das Goethe so hoch lobte, als es in seiner Zeit auftauchte (weil es damals gerade geschaffen worden war).

Seit wann gilt die Osterregelung?

Um zu verstehen, warum die Osterregelung ein zentraler Punkt der gesamten Chronologiekritik war und bis heute geblieben ist, müssen wir uns kurz vergegenwärtigen, was sie bedeutet.

Ostern, das Frühlingsfest, wurde ursprünglich wohl am Tag der Frühlingsgleiche gefeiert, am 1. April (wie schon im 1. Teil dargestellt). Als man aufhörte, den Kalender immer wieder neu zu eichen, also mit Einführung der kirchlichen Festtage, rückte der Frühlingstag durch die ungenaue Schaltregel

immer weiter zurück in den März. Der Zyklus des Kirchenjahres ist an die Sonntage gebunden, da an diesem Tag der Kult abgehalten und die dazugehörige Textstelle aus der »Schrift« verlesen wird. Der kirchliche Jahreskreislauf beginnt am 1. Advent, das heißt am vierten Sonntag vor Weihnachten (25. 12.). Der Fastenbeginn wurde früher am zehnten Sonntag vor Ostern gefeiert, daher Septuagesima (= 70) genannt. An diesem Tag begann der liturgische Osterfestkreis. Da sich dieser Sonntag abhängig vom Ostertermin innerhalb von 35 Tagen verschieben kann, während der kirchliche Jahresanfang (Advent) nur um hochstens sechs Tage wandert, ergibt sich eine Veränderungsspanne von mehr als einem Monat hinsichtlich der beiden Festtagsliturgien. Es können also bis zu fünf Sonntage vor Septuagesima weniger vorkommen, die nach Pfingsten und vor dem ersten Advent gefeiert werden. Von Ostern hängt also alles ab.

Papst Gregor hatte mit seiner *Bulle* zur Kalenderreform drei Rahmenbedingungen festgelegt: Den verbesserten Schaltmodus, den 21. März als Frühlingsanfang und die Osterregel, der zufolge Ostern am Sonntag nach dem Vollmond nach dem Frühlingsbeginn sein sollte. Diese Regel sei schon in Nicäa durchgesetzt worden, was nicht bezeugt ist.

Mit der Wahl des 21. März als Frühlingsbeginn konnte der bisher benutzte liturgische Zyklus beibehalten werden (Frank 2002, S. 650). Hätte man zum Beispiel den 25. März gewählt, was einigen Reformern in der Kommission Gregors sinnvoll erschien (vorgebracht als angeblicher Rückbezug auf Cäsars Reform), dann hätte man zuweilen den Zyklus um einen weiteren Sonntag verschieben und deswegen die ganze Liturgie neuschreiben müssen.

Sowohl die orthodoxe als auch die spanische Kirche wandten sich heftig gegen jede Wahl eines anderen Datums. Das kann nur bedeuten, daß bestimmte Kalendertage mit gewissen Sternsituationen verbunden waren, weshalb man sie nicht verschieben konnte; sie waren vorchristlich als Kalendergötter verankert und dann als Tagesheilige übernommen worden. Gerade diese Behauptung hatten antike Schriftsteller im Zusammenhang mit Cäsars Reform aufgestellt.

Da der Vollmond wandert, muß man zur Vorausbestimmung von Ostern astronomische Beobachtungen anstellen oder es auf mathematische Weise berechnen. Der deutsche Reichstag beschloß 1776 zur Vereinheitlichung des Osterfestes, daß die Festlegung des Osterdatums nicht mehr durch Beobachtung, sondern nur noch durch Berechnung erfolgen solle, wie es die gregorianische Reform seit 1582 für die Römische Kirche vorsah. Dies ist möglich, da der Mond auch eine gewisse Periodizität einhält: Es entsprechen nämlich 19 Jahre bis auf einen kleinen Fehler von anderthalb Stunden 235 Mondumläufen. Oder einfacher gesagt: Nach jeweils 19 Jahren fällt der Vollmond wieder auf denselben Kalendertag. Dies kann man mit Hilfe der Epaktenrechnung schematisch herausfinden. Die Epaktenrechnung wurde von Aloisius

Lilius, einem der Kalenderreformer, ausgedacht. Er starb schon 1576, seine Arbeit wurde von Christoph Clavius (gest. 1612) fortgeführt.

Epakte ist die Mondphase am 1. Januar. Sie verschiebt sich alljährlich um 11 Tage. Nach der 19. Epakte fällt ein Tag aus, das nennt man Epaktensprung.

Ein weiterer Sprung erfolgt durch die Sonnengleichung, das ist die Anpassung des Kalenderjahres an das tropische Jahr, wobei in den Jahren 1700, 1800 und 1900 jeweils der Schalttag ausfiel. Im Jahre 1700 verringerte sich also die Epakte um einen Tag.

Im Jahre 1800 hätte dasselbe geschehen müssen, diesmal ließ man jedoch die Epakte gleich, denn in 304 Jahren (16 mal 19) kommt durch die Ungenauigkeit der erwähnten anderthalb Stunden ein ganzer Tag zusammen, die Mondgleichung. Das nächste Mal wird dies im Jahre 2100 sein, da springt die Epakte wieder nicht.

Wir sehen, wie kompliziert das Berechnungssystem ist, vor allem dann, wenn die Osterzyklen über ein Jahrhundert hinweg berechnet werden sollen. Die größtmögliche Spanne, über die eine direkte Ablesung aus einer Tafel korrekt ausfällt, liegt knapp unter hundert Jahren, bei fünf Zyklen zu 19 Jahren, das macht 95 Jahre. Deswegen zeigen alte Ostertafeln nur diesen Zeitraum. Eine besonders hübsche ist auf dem Kalenderstein von Ravenna eingraviert.

Der Kalenderstein von Ravenna

Im Dezember 1998 sah ich den Kalenderstein *(Abb. 64)* im erzbischöflichen Museum der alten Ostgotenhauptstadt Ravenna, die von 1509 bis 1860 Teil des Kirchenstaates war (außer während der napoleonischen Jahre). Auf der hellen Marmorplatte von der Größe eines Tisches sind schwarz gefärbte Buchstaben und Linien eingeritzt, und zwar ein großer Kreis mit 19 Sektoren, je einer für ein Jahr des metonischen Zyklus, und 5 konzentrische Ringe, für je einen Zyklus von 19 Jahren, was insgesamt 95 Felder ergibt. Die Zeichnung zeigt also die Ostertage für einen Zeitraum von 95 Jahren an, wenn man oben mit dem Jahr 1 (AN I) beginnt und rechtsläufig weiterzählt.

Die Schrift auf dem Stein entspricht etwa derjenigen, die man >gotisch< im Sinne von westgotisch nennen kann; sie ist zum 16. Jahrhundert gehörig: Man beachte das ungewohnte K von Kalendae, das CY von Zyklus (beides keine lateinischen Wörter) und die Zahl für VI.

Bei den abkürzungsweise geschriebenen Buchstaben und Zahlen kommen mehrere Fehler vor, die nur zum Teil als Versehen entschuldbar sind, zwei könnten Rechenfehler sein. Einige Ungleichheiten in der Schreibweise irritieren, wenn etwa statt in der uns bekannten Manier VI geschrieben wird (Jahr 4 Zykl. 1), denn hier müßte statt Luna XX richtig XIX stehen, das heißt: Zur falsch geschriebenen Zahl gesellt sich ein Rechenfehler. Im Jahre 1 Zykl.

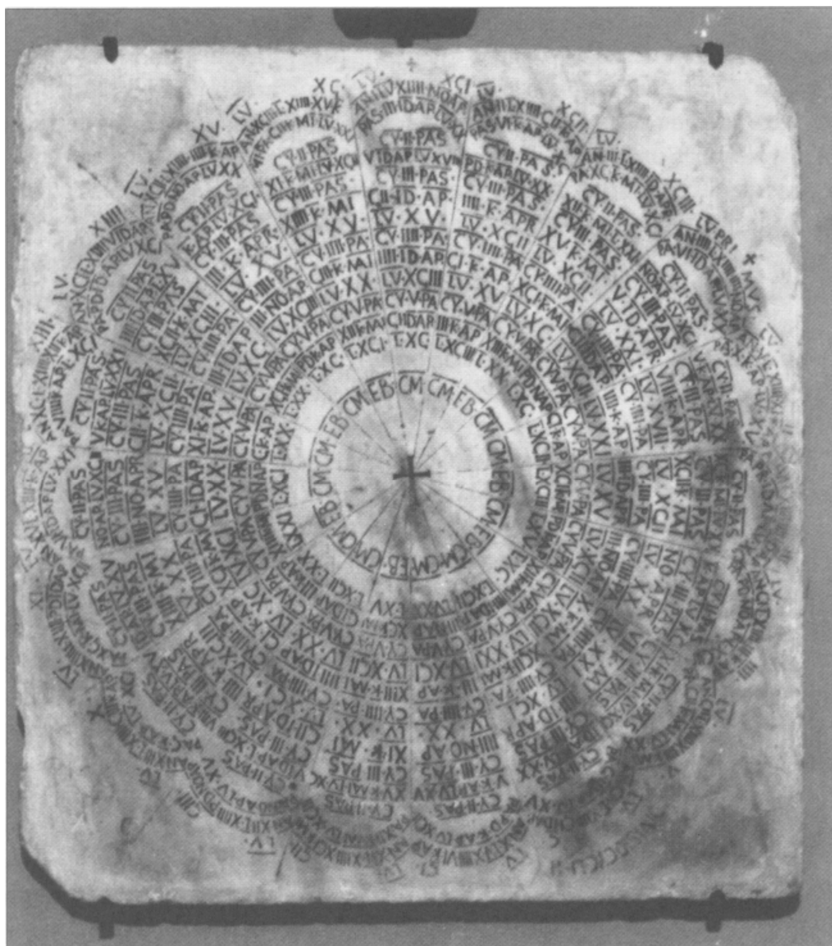


Abb. 64: Der Kalenderstein von Ravenna. (Foto U. Topper 1998)

2 steht sogar XVI mit zwei angehängten Strichlein für insgesamt 18 eine nachträgliche Korrektur.

Der Steinmetz wird nicht eigenmächtig gehandelt haben; die Fehler müssen dem Computisten angelastet werden, der eine flüchtige Zeichenvorlage ablieferte. In dieser verriet er, aus welcher Zeit er stammt, einer Zeit nämlich, die schon lange nicht mehr die ausgedachten >gotischen< Zahlzeichen verwendete, weshalb er sich mehrfach verschrieb. Wir kennen diese antiquierten Zahlzeichen schon von den Grabsteinen der Westgoten in Spanien, die schrittweise als Fälschungen entlarvt wurden und schließlich alle als Produkte der Großen Aktion des 16. Jahrhunderts aussortiert werden müssen (Topper 1998, S. 90-94).

Auf dem innersten Ring sind mit zwei Buchstaben, EB und CM, die jeweiligen Jahre als große oder kleine Mondschaltjahre gekennzeichnet, was nur im jüdischen Kalender sinnvoll ist. Da sich die Kirche ausdrücklich von diesem Kalender distanzieren wollte, wirken diese Zeichen hier fehl am Platz. Zu den kleinen Fehlern kommt also auch noch ein theologisches Mißverständnis.

Ein äußerer Ring mit einer um drei Jahre versetzt laufenden Zählung scheint etwas später zugefügt zu sein, was sowohl an der Schrift als auch an der zu knappen Ausnutzung des Randes links und rechts auffällt. Was die zweite Zählung bezwecken soll, ist mir nicht verständlich. Ihr Anfangspunkt wird ebenfalls durch ein Kreuzchen angezeigt und als Annus primus (Jahr 1) bezeichnet.

Die Auffindungsgeschichte des Steines konnte ich nirgends nachlesen. Bruno Krusch (1884) kennt ihn schon und findet ihn herrlich. 1691 wurde die auf dem Stein befindliche Zeichnung von Heinrich Noris veröffentlicht (siehe: *Zeitensprünge* 2/2005, Titelblatt). Das Veröffentlichungsjahr 1691 ist zufällig das Endjahr der Gültigkeit des Schemas, wenn man den Julianischen Kalender mit einer Modifikation bezüglich des Jahresanfangs zugrunde legt. Der Kupferstich ist ein klein wenig anders als das Original, das mittlere Kreuz, das als Eichung angesehen werden kann, ist geringfügig verändert und versetzt. Vermutlich wollte der Zeichner einen zukünftigen, also über das kritische Jahr 1700 hinausweisenden Kalender veröffentlichen und nahm daher die Änderung vor. Er schrieb allerdings am oberen Rand der Abbildung folgenden lateinischen Zusatz:

»Osterzyklus der 95 Jahre von 532 der Ära Christi bis zum Jahr 626.« Das ist eine rückberechnende Geschichtsherstellung. Sie hatte viele Abschreiber und wird heute weitgehend anerkannt. Mancher glaubt sogar, daß der Stein im 6. Jahrhundert geschaffen wurde.

Der Stein zeigt rein mathematisch das julianische Osterdatum bei Jahresbeginn am 1. Januar an, und zwar für jeweils die ersten 95 Jahre von einem Zyklus von 532 Jahren, der mit 1 v.Ztr., 532 AD, 1064 AD oder 1596 u.Ztr. beginnt.

Das Jahr 1 des Steines, das sogenannte Idealjahr, hat Neulicht des Mondes an der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings, oder anders gesagt: wenn der jüdische 1. Nisan auf die Äquinoktie fällt. Dann ist der Frühlingsvollmond am 5. April und Ostern am Sonntag danach.

Für den Stein ist das Idealjahr, wie gesagt, das Jahr 1 vor Christi Geburt. Das ist völlig widersinnig, richtig hätte nur das erste Ostern sein können, das Jahr der Auferstehung Christi, wann immer das war. Die Tafel ist demnach rückberechnet für eine AD-Zählung, die mit Null beginnt (sie wird nicht gut mit minus 1 begonnen haben), was ein weiteres Zeichen für eine späte Abfassung ist, denn das Rechnen mit der Null, das wurde immer wieder betont, taucht erst mit Fibonacci oder noch später auf, also irgendwann in der frühen Renaissance.

Man nimmt darum als Jahr 1 des Steines 532 AD an. Der Stein ist - wie alle Ostertafeln - jedoch nur dann benutzbar, wenn man wußte, in welchem Jahr des Zyklus der 95 Jahre man sich gerade befand. Eine genau eingehaltene Jahreszählung ist also Voraussetzung für die Verwendung der Tafel. Daraus folgt, daß man spätestens 532 schon die AD-Zählung benutzt haben muß.

Phantomjahre?

Die Diskussion um Heribert Illigs These von den 297 Phantomjahren zwischen 614 und 911 will nicht abreißen und beflügelt immer spitzfindigere Untersuchungen, die der Chronologiekritik zugute kommen. Ulrich Voigt hat in Zusammenhang damit in einem Vortrag und Artikel *(Zeitensprünge* 2/ 2005) demonstriert, daß die Ostertafel des Dionysius Exiguus auf der Kenntnis der gregorianischen Kalenderreform beruht, genau wie der Kalenderstein von Ravenna. »Immer schaut man ihn an mit der Ostertafel des Dionysius Exiguus im Kopf, von der er jedoch unabhängig ist.« (S. 442)

Und weiter: »Vorausgesetzt, der Stein sei tatsächlich ein vor-phantomzeitliches Produkt, so ließe sich aus dieser Tatsache erschließen, daß das System der Osterberechnung in der Vor-Phantomzeit genauso funktioniert wie heute. Der Stein bestätigt insofern die Ostertafel des Dionysius Exiguus, die ja genau dieselben Osterdaten zeigt.«

Wenn der Berechnungsmodus also derselbe ist bei Dionysius und auf dem Stein von Ravenna und diese beiden mit der kirchlichen Epaktenberechnung von Ostern übereinstimmen, dann sind Dionysius und Ravenna-Stein Produkte des 16. Jahrhunderts!

Der ganze zehnjährige Osterstreit der päpstlichen Kalenderkommission von 1572 an wurde historischerseits in die frühen christlichen Jahrhunderte verlegt und hat literarisch ein großes Ausmaß angenommen.

Dabei kommt mehrmals ein gewisser Anatolius von Laodikea vor. Das Ergebnis dieses angeblich drei Jahrhunderte vor Dionysius wirkenden Bischofs in Anatolien (etwa um »220 AD«) war eine sehr genaue Ostertafel für 95 Jahre. (Laodikea ist vermutlich nicht die heute noch so heißende Hafenstadt, sondern die Stadt am Lykos in Phrygien, ein alter Bischofssitz; es gab mehrere Orte dieses Namens, und der Vorname des Bischofs Anatolius ist eigentlich der griechische Name für Kleinasien.) Die Tafel besitzen wir leider nicht, sie kann nur aus den spärlichen Resten seiner Schriften in lateinischer Übersetzung erschlossen werden, nämlich aus dem angeblichen Rufinns (dem lateinischen Eusebius), publiziert durch Aegidius Bucherius in seiner Abhandlung über die Zeitrechnungen, *Doctrina Temporum* (Antwerpen 1634).

Da der Text namentlich Autoren, die offiziell nach Anatolius gelebt haben sollen - wie Isidor und Hieronymus - als Vorgänger anführt, kann es sich

nicht um eine auszugsweise Übersetzung des Textes von Anatolius handeln, sondern bestenfalls um eine Nacherzählung.

Nun argumentiert Voigt so: Da dieser Bischof »nichts mehr fürchten (mußte) als den Spott der Juden«, erscheint es »zwingend, daß Anatolius von Laudicea bei der Festlegung des Äquinoktialdatums auf astronomische Genauigkeit geachtet hat. Sein gesamter Anspruch wäre bei einem falsch gewählten Datum fragwürdig geworden«. (S. 445) Und wann war die Äquinoktie im 3. Jahrhundert n. Chr.? Das genaue Datum - soviel wissen wir seit mehr als einem Jahrzehnt - könnte unseren Streit entscheiden. Voigt gibt zu: »Aus seinen Schriften ergibt sich kein klarer Schluß, denn dort wird für die Äquinox ein Zeitraum von 4 Tagen gesetzt: 19., 20., 21., 22. März.«

Damit sind wir wieder auf den Anfang zurückgeworfen. Heute kann der Frühlingsbeginn wegen der Schaltregel im Verlauf eines Lebens nur drei Tage überstreichen. Voigt erklärt das schwimmende Frühlingsdatum des Anatolius mit dessen Mondbeobachtung (die astronomisch mit der Äquinoktie nichts zu tun hat!). »Möglich wäre aber auch, daß Anatolius eine Rückversetzung des Äquinoktialdatums für die Zukunft anvisiert hat« (Anm. 16). Donnerwetter! Vorwärtsschauende schwimmende Rückversetzung mit astronomischer Genauigkeit - hier blickt niemand mehr durch.

Nun weiter: »In Ägypten entschied man sich um 304 AD unter dem Patriarchen Petrus von Alexandria dazu, das anatolische System zugunsten des dionysischen aufzugeben.« (S. 447) Also gab es ein dionysisches System schon über zweihundert Jahre vor seinem Urheber? Oder war hier ein anderer Dionysius am Werk? Ja, vermutlich. Es gab mehrere Dionysiusse, so wie es auch mehrere Osterstreiter namens Victorius (»AD 457«) oder Victorinus gab, die meist verwechselt werden. Victorinus von Aquitanien (seine Ostertafel schrieb er »AD 465«, er ist aber auch schon »AD 393« gestorben laut Migne) war Rhetoriklehrer von Hieronymus und trat im hohen Alter zum Christentum über. Er kennt schon den ein Jahrhundert später regierenden König Geiserich (»Genserikos«) als Antichrist = 666 (schrieb Morosow 1912, S. 224). Victorius und Victorinus sind möglicherweise Geschichtsgestalten für Petrus Vittori, Humanist aus Florenz (1499-1584), der an der Kalenderreform mitgearbeitet hat.

Den echten Dionysius Exiguus (d. h. >der klein geratene<) kennen wir ja inzwischen auch schon, es ist Denis Pétau, Dionysius Petavius, der >kleine< *(petit)* Dionys, der die Zeitrechnung nach der Kalenderreform allgemeingültig betonierte.

In diesem ganzen Labyrinth würden sich sogar die Theologen verheddern, wenn sie nicht einige Wegmarken angelegt hätten, die ihnen immer wieder zeigen, wo es langgeht. Außer den sprechenden und sich wiederholenden Namen gibt es als Hilfszeichen noch die Zahlen, besonders die Jahreszahlen, und so eine ist auch das Jahr der eben erwähnten Synode von 304, auf der die

Osterdaten neu bedacht wurden. Der Fehler der Epakte läuft nämlich in 304 Jahren zu einem Tag auf.

Der Anlaß für Voigt, sich mit dem Kalenderstein zu beschäftigen, war sein Versuch, die 297 Phantomjahre Illigs zu verifizieren. Er kommt zunächst zu dem Ergebnis, daß entweder 532 Jahre (oder das Vielfache davon) in der herkömmlichen Chronologie ausgefallen sein müßten oder kein einziges Jahr fehlen kann. Er hält nun Letzteres für bewiesen und führt dann noch die Indiktionszahl an, (ein 15jähriger Rhythmus) um einen weiteren Multiplikator, diesmal die 15, ins Spiel zu bringen und so das Gesamtjahrespaket auf (532 mal 15 =) 7980 Jahre aufzuschaukeln, das »bereits in der Spätantike bekannt« gewesen sei (S. 438) und auch von Scaliger benutzt wurde. Da schwinden die Chancen für Illigs 297 Jahre ins Jenseits.

In seinem Vortrag entdeckte Voigt (S. 448) eine höchst erstaunliche Tatsache, die ihn eigentlich hätte stutzig machen sollen. Er schreibt: »Zuerst wurde die Mondtafel neu aufgebaut, und dann wurde eine dazu >passende< Jahreszählung gesetzt. Zufällige Fügung: Das erste Regierungsjahr des Diokletian entsprach den komputistischen Erfordernissen.« Voigt sagt daselbst: »Die Jahreszählung muß den Anfangsbedingungen genügen, nicht umgekehrt.« Unter Anfangsbedingungen versteht er die Ostertafeln.

Das sagt doch alles!, möchte der Absolutkritiker ausrufen. Es ist äußerst bedenklich, wenn nicht verräterisch, daß kritische Daten wie 304 AD (das ist viermal 4 x 19) oder 532 AD (siebenmal 4 x 19) als Ostertafelbasen dem Anfangsjahr der diokletianischen Zeitrechnung 285 AD (dreimal 5 x 19) zugesellt werden. Andersherum kann es jedoch nicht sein: Da die Ostertafel mit einem Idealjahr 1 beginnt, muß dieses entweder rückwärts oder im passenden Augenblick festgelegt werden.

Zuerst also kommt das kirchliche Ostern, dann die dazugehörige Jahreszählung.

Meine Untersuchung des Kalendersteines hatte folgendes Ergebnis gebracht:

Der Stein von Ravenna zeigt, wie auch die rückerschlossenen Ostertafeln, das Osterdatum rein mathematisch an, und zwar für jeweils die ersten 95 Jahre von einem Zyklus von 532 Jahren, der mit -1, 532 AD, 1064 AD oder 1596 beginnt. Er zeigt das julianische Osterdatum an bei einer Äquinoktie am 21. März und einem Jahresbeginn am 1. Januar.

Für den Zyklus von 95 Jahren zwischen 1501 und 1596 zeigt er Ostern ebenfalls mathematisch richtig an, wenn der 1. März als Jahresanfang gilt, wie julianisch üblich.

Wir hätten nun die Wahl, ob der Stein für diesen letzten Abschnitt geschaffen wurde, was ich behaupte, oder für die Jahre 532 bis 626, was Heinrich Noris behauptet und Voigt annimmt.

Die Benutzung des 1. Januar als Jahresbeginn war erst durch Papst Gregor

1582 verfügt und von der Römischen Kirche erst einige Jahrzehnte später voll durchgeführt worden. Für die Zeit der frühen Kirche ist der 1. Januar nicht belegbar, sie verwendete häufig Ostern selbst als Jahresbeginn, wie Hermann Grotefend gezeigt hat. Die katholischen Gebiete der spanischen Niederlande, Frankreichs und der Schweiz führten den (wegen der Beschneidung Christi) sogenannten Circumcisionsstil, das heißt den 1. Januar als Jahresbeginn, bereits gegen 1576 ein.

Da die Sonnengleichung (die Ungenauigkeit des julianischen Jahres gegenüber dem tropischen Jahr) drei Schalttage weniger in 400 Jahren erfordert, und die Mondgleichung (der Epaktensprung) einen Tag zuviel in 304 Jahren ausmacht, was beides auf der Steintafel nicht berücksichtigt wird, stimmen die für das 6. Jahrhundert rückberechneten Ostertage nicht mit den durch den Vollmond und den Frühlingspunkt festgelegten >tatsächlichen< Ostertagen überein. Die Verschiebung gegenüber dem heutigen Kalender tritt vor allem dann auf, wenn der Zyklus über eine Jahrhundertwende hinausläuft. Der Stein ist demnach ein Produkt der Computisten, das nur theoretisch in frühere Jahre versetzt werden kann. Seine Funktion kann er nur im 16. Jahrhundert gehabt haben. Wahrscheinlich wurde er von einem Mitglied der Kalenderkommission in Auftrag gegeben, um bestimmte Forderungen zu bekräftigen.

Teil 13

Kosmische Katastrophen

Aus theologischer Überlegung resultiert: Der von den Monotheisten propagierte Gott kann nur in der Wirklichkeit existieren, er ist Teil dieser Welt, eine Art Demiurg oder Nikolaus. Da er demnach den Gesetzen dieser Welt gehorchen muß, kann er nicht Verursacherkosmischer Katastrophen sein, sondern leidet genauso daran wie jedes andere Wesen. Er ist hilfloser Kamerad des Menschen.

Inzest - Inzucht - Stammbaum

Die Übernahme der monotheistischen Idee war den Mitteleuropäern nicht leichtgefallen, da mit dieser wie in einem Paket eine ganze Reihe von absurden oder zumindest unangenehmen Forderungen enthalten waren. Das waren nicht nur die völlig unannehmbare Entwürdigung der Frau oder die Einschaltung des Priesterstandes, sondern auch so tiefgreifende Mythen wie die vom Sohnesmord, die auf völliges Unverständnis stießen und - wenn man Freud glauben möchte - bis heute nicht aus den Köpfen der bürgerlichen Gesellschaft gewichen sind.

Die heidnischen Griechen hatten einen Vatermordkomplex, etwa in dem Gegensatz Zeus-Kronos oder Ödipus-Laios, der im zweiten Fall nur dadurch abgemildert war, daß der Sohn nicht wußte, daß sein Opfer der blutsmäßige Vater war. Verknüpft mit dem Mord ist ein Inzestproblem. Die jüdische Vorlage, die im *Alten Testament* verewigt wurde, spricht vom versuchten Sohnesmord (Abraham-Isaak), der durch das Eingreifen Jehovas abgebrochen und durch ein Tieropfer ersetzt wird; das Christentum hat den tatsächlichen Sohnesmord (Eh-Christus) zur Hauptmythe erhoben, was sinnbildlich in jedem Gottesdienst nachvollzogen wird. Der Islam hat den Abraham-Mythos in leicht abgewandelter Form ebenfalls als religionsstiftend zum Hauptbestandteil und wichtigsten Ersatzopfer hochstilisiert. Dagegen wandte sich der ritterliche Geist in deutscher Sprache mit dem *Hildebrandslied,* das vielleicht nicht versehentlich Bruchstück blieb: Auch wenn Vater und Sohn sich nicht erkannt hätten, kann der Dichter des Liedes den Streit nicht entscheiden, denn das Problem gibt es in seiner Welt ursprünglich nicht.

In dasselbe Umfeld gehört die Erklärung, wie das Böse in die Welt kam, dargestellt am jüdischen Mythos von Kain und Abel: Elohim, der Auftraggeber des Opfers, zieht Abels blutiges Opfer vor gegenüber den Feldfrüchten Kains, was den Bauern Kain derart erbost, daß er seinen Bruder, den Hirten Abel, erschlägt. Dieser Gott war kein Vegetarier, sondern Fleischesser, sagt Benslama in diesem Zusammenhang (2002, 1V, 4) und erklärt an Hand der islamischen Version, daß sich hinter dem Problem ein Inzest-Tabu verbirgt: Kain und Abel waren nicht allein auf die Welt gekommen, sondern Eva hatte jeweils Zwillinge geboren, die beiden Söhne hatten jeder eine Zwillingsschwester. Adam schlägt seinen beiden Söhnen vor, die Schwestern zur Ehe auszutauschen, aber nur Abel akzeptiert den Schwesterntausch, Kain lehnt ihn ab. Man kann sich denken, daß der Viehhirte auf Grund seiner bei der Aufzucht der Herden gewonnenen Erfahrungen eher über Vererbung und Inzucht nachdachte als der Ackerbauer. Inzucht muß dem Hirten natürlich, dem Bauern verwerflich erschienen sein. Das daraus abgeleitete Inzestverbot wird Abel zum Verhängnis.

Am Anfang der Offenbarung des *Korans* steht eine seltsame Szene, die von

Tabari und allen anderen Biographen des Propheten in fast gleicher Weise beschrieben wird (Benslama, S. 205 ff.). Sie dürfte zwar entgegen der Vorstellung der orthodoxen Lehrer keinerlei historischen Charakter haben, ist aber als Anekdote für die theologische Grundsituation kennzeichnend und soll hier kurz besprochen werden: Mit etwa vierzig Jahren wird der zukünftige Prophet von Wahnvorstellungen heimgesucht, so, als sprächen die Steine und Hügel mit ihm, und in den Nächten sucht ihn ein riesiges Wesen auf, das vom Himmel bis zur Erde reicht und ihn greifen will. Er fragt schließlich seine rund zwanzig Jahre ältere (und bis dahin einzige) Frau Chadidscha um Rat, und diese bittet ihn, wenn das Wesen demnächst wiederkäme, es ihr zu sagen - was er auch zu gegebenem Anlaß tut.

Da nimmt sie ihn auf ihren Schoß und fragt, ob das Wesen noch da sei, was Mohammed bejaht. Darauf nimmt sie ihr Kopftuch ab, entblößt also ihre Haare und stellt dieselbe Frage. Nun gibt Mohammed zur Antwort, daß sich das Wesen entfernt habe. Daraufhin sagt Chadidscha: »Freue dich, es ist kein Dämon, sondern ein Engel!« Mit dieser lapidaren Feststellung sind alle weiteren Erscheinungen dieser Art, also die gesamte Koran-Offenbarung, als göttlichen Ursprungs authentifiziert.

Die Logik ist recht einfach und christlich erzogenen Abendländern vertraut: Auch Paulus schreibt den Frauen vor, daß sie in der Gemeinde ihren Kopf bedecken müssen (im Gegensatz zu den Männern, die ihn entblößen), weil die Engel es nicht ertragen können, wenn eine Frau ihre Haupthaare offen trägt.

Wer hier von wem abgeschrieben hat - ob Paulus von Mohammed oder umgekehrt - oder ob beide auf eine gemeinsame Vorlage zurückgehen, soll im Augenblick nicht betrachtet werden. Wichtig ist mir der erotische Hintergrund: Die Engel sind männliche Wesen, die durch den Anblick von Frauenhaaren verführt werden können. Wie männlich sie sind, erfahren wir in den beiden Geschichten, wo Frauen ohne menschliches Zutun durch Engel geschwängert werden, Sarah (Abrahams Frau) und Maria, die Mutter Jesu. Im letzteren Fall heißt der Engel übrigens Gabriel, genau wie der, der Mohammed den *Koran* offenbart hat.

Ein Dämon hätte sich vielleicht auch verführt gefühlt, hätte aber nicht die Zurückhaltung geübt, die beim bloßen Anblick der Kopfhaare einer sechzigjährigen Frau geboten scheint.

Oder nehmen wir ein anderes Beispiel, diesmal aus dem *Koran:* In Sure 12 (Jussuf), der einzigen, die ein biblisches Thema vollständig und aussschließlich wiedergibt (sonst tauchen nur Bruchstücke biblischer Anekdoten im *Koran* auf), wird geschildert, daß Joseph so schön ist, daß die Frau eines hohen Würdenträgers sich nicht beherrschen kann und ihn zu verführen versucht, obgleich dieser nicht die geringsten Anstalten macht, ihr gefällig zu sein. Nachdem dieser Annäherungsversuch bekannt geworden war, lädt besagte Dame

der hohen Gesellschaft ihre Freundinnen ein und führt ihnen den Diener vor, während sie gerade mit Messern hantieren, um Obst zu schneiden. Wie erwartet, schneiden sie sich beim Anblick des schönen Mannes in die Finger.

Und noch ein drittes Beispiel, noch eine Anekdote aus Mohammeds Leben, mit schweren Auswirkungen für die gesamte Religion und den *Koran:* In einem der letzten Lebensjahre, als er schon rund fünfzig Frauen sein eigen nennt, darunter so aufreizende wie die noch kindliche Aischa, kommt der Prophet unangemeldet ins Haus seines Adoptivsohnes und sieht dessen schöne junge Frau in leichter Hauskleidung, was ihn dermaßen aus der Fassung bringt, daß er sie heiratet (nachdem sein Adoptivsohn sich pflichtschuldig von ihr scheiden ließ), was den bis dahin gültigen Gesetzen gegen Blutschande widersprach, weshalb ein entsprechender *Koran-Vers* offenbart wird, der diesen Vorgang legitimiert.

Das ist weniger grausam als Davids Mord am Ehemann der Bethsabe, mit der er den weisen Salomon zeugte, doch hinsichtlich der religiösen Bedeutung nicht sehr fern.

Der Anblick der Schönheit - darum geht es hier - wirkt in jeder Hinsicht schicksalhaft, sei es bei Gläubigen oder Ungläubigen, Männern oder Frauen, Menschen oder Engeln.

Nun wäre das auch uns nördlicher aufgewachsenen Menschen kein unbekanntes Thema, doch scheint es uns in dieser verdrehten Weise absurd, zumal dann, wenn Engeln dasselbe hormongesteuerte Verhalten wie einfachen Sterblichen zugeschrieben wird. Ob hier nicht eine frühere Stufe suggeriert wird, die erst als Auswirkung von Verboten verständlich sein kann? Oder anders gesagt: Ob dieses hormongesteuerte Fehlverhalten von Mensch und Engel nicht als Ergebnis von religiös verankerten Vorschriften erklärbar sein dürfte?

Die Nacktheit war nämlich zu Mohammeds Zeit kein ungewöhnlicher Anblick. Wie schon erwähnt, wurde die Wallfahrt zum schwarzen Meteoriten von Mekka von Männern und Frauen nackt ausgeführt, wozu auch ein gemeinsames Nachtlager gehörte, bis Mohammed diesem Brauch ein Ende setzte. Das etwa muß der Zeitpunkt gewesen sein, als er seine letzte (oben erwähnte) Hochzeit feierte und die Vorschrift zur Verschleierung der verheirateten Frauen (nur dieser, nicht der schönen Jünglinge) erließ.

Indem die Frau aus dem öffentlichen Leben schrittweise verbannt wurde und bis zur wandelnden Puppe (nicht Kinderpuppe, sondern Schmetterlingskokon, Chrysalide, wie sich Aischa Lemsine ausdrückte) entmenschlicht wurde, entstand das geradezu unstillbare Verlangen des orientalischen Mannes nach dem Anblick schöner und nackter Frauen, das uns heute als eines der charakteristischen Zeichen des Orientalen bekannt ist.

Vielleicht können wir noch tiefer in das Problem eindringen, als es Benslama schon tat, der als Freudianer die ödipale Situation herausgearbeitet hat. Ich nehme die Märchensammlung *Tausendundeine Nacht* zu Hilfe, denn sie

verrät uns einen weiteren Gesichtspunkt: den des Inzestes. Da gibt es eine Erzählung (die nach dem Breslauer Text in der 465ten Nacht beginnt), in der der einzuweihende Fischer die sieben Stufen des Schreckens durchmachen muß: Zuerst sieht er einen Krieger mit Schwert, der ihn enthaupten will; dem bietet er demütig den Hals an - sterben müssen wir alle irgendwann einmal -, dann folgt ein schrecklicher Lanzenreiter und darauf ein Bogenschütze, darauf ein Löwe mit geöffnetem Maul, dann ein Löwenpaar mit aufgerissenem Rachen - wir kennen sie ja, die Bilder an den Kapitellen unserer Dome und Klöster (siehe: *Abb. 61a-b):* Es sind Totenbuchgestalten (die ich an anderer Stelle deute), sie gehören zur Einweihung bei Persern, Indern und Ägyptern genau wie bei uns. Aber dann kommt als siebente Szene etwas ganz Schreckliches, Unfaßbares: Dem Fischer erscheint seine alte Mutter, und er soll von ihr fordern, sich zu entkleiden. Das schafft er nicht (obgleich er weiß, daß es nur eine Probe ist), er läßt sie ihren Schlüpfer anbehalten und verdirbt damit den Versuch der Durchdringung des Geheimnisses, wird furchtbar verprügelt und stirbt fast. Nach einem Jahr darf er den Versuch wiederholen, diesmal zwingt er seine Mutter, sich völlig zu entkleiden, und löst nun endlich den Bann. Vorstellbar in unseren Breiten? Eher absurd, aber für den Orientalen von höchster Bedeutung.

Oder Harun al Raschid, der weiseste und glänzendste aller islamischen Kalifen: Er liebt seine Schwester über alles und vermählt sie mit seinem Freund und obersten Ratgeber Dschaafar, »damit man sich gemeinsam an ihr freuen könne«. Nach der Heirat kehrt sie ihrem Bruder die kühle Schulter und liebt nur noch ihren Ehemann, worauf der erzürnte Kalif seinen besten Freund Dschaafar, immerhin nach 19 Jahren engster Zusammenarbeit in der Regierung und unzähligen überstandenen Abenteuern - auch erotischen - ermorden läßt.

Vielleicht war die Schwester ja nur die Halbschwester des Kalifen, wie das in Herrscherhäusern häufig vorkam, möchte man einwenden; etwa wie Abrahams Ehefrau Sarah, die nur seine Halbschwester war, wie die *Bibel* berichtet, und die er zweimal an Könige verkuppelte, aber bald wieder zurückerhielt, wodurch die von Sarah ausgelöste Kalamität (eine ansteckende Krankheit?) von dem jeweiligen Königshaus wich. Zur Begütigung (des Königs wie des Lesers) wird im biblischen Text breit erklärt, daß sie die Halbschwester ihres Mannes war, als ob das den Inzest verharmlosen würde. Nein, es soll die Ungeheuerlichkeit überwinden, daß ein Mann sein angetrautes Weib einem anderen Mann überläßt. Na und?, möchte man als aufgeschlossener Europäer fragen.

Da es sich um überaus wichtige Vorgänge handelt, die am Beginn der hebräischen Religionsbildung stehen und bis heute auch allen Christen nicht gleichgültig sind, muß hier ein Schock vorliegen, der eben in der Verschleierung der Orientalin seinen schärfsten Auswuchs findet.

Es kann dabei nur um das Vorrecht der leiblichen Vaterschaft gehen, eine kaum nachprüfbare und daher notgedrungenermaßen zu vernachlässigende Forderung. In mindestens sieben selbständigen Versen verspricht Gott seinem Diener Abraham, daß er dessen Samen (nicht dessen Religion oder Reichtum) mehren werde wie den Sand am Meer, was zunächst schief geht (in Sachen Ismael, seinem Erstgeborenen, der von der Sklavin seiner Frau geboren wird), dann aber endlich, im hundertsten Lebensjahr, doch noch glückt: Isaak (>das Gelächter<) wird leiblicher Nachfolger Sarahs und damit Träger des religiösen Auftrags.

Die biologische Vererbung, ein zentraler Begriff der Rasse, ist der Kernpunkt in diesem Bund Gottes mit seinem Volk. Und das ist auch der einzig wirkliche Grund für die Verschleierung der islamischen Frau: Reinhaltung des Blutes. Alle anderen Probleme ergeben sich daraus.

Das strenge Inzestverbot ist bei uns kirchlich verankert, wobei sich die katholische Kirche entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit, alle Verbote auf Offenbarungen oder wenigstens heilige Texte zurückzuführen, hierbei ausdrücklich auf das Naturrecht beruft, ohne dieses näher zu definieren. Die Unklarheit über das Inzestproblem hat verschiedene Erklärungen ausgelöst, von denen die wissenschaftliche auf den medizinischen Standpunkt beschränkt werden kann: Bei fortgesetzter Inzucht werden Erbkrankheiten, die sonst verdeckt bleiben oder gar verschwinden könnten, häufiger zum Ausbruch gelangen. Das läßt sich an Hand der Mendelschen Gesetze zeigen, ist auch - etwa an der Bluterkrankheit in Fürstenhäusern - zuweilen deutlich nachweisbar. Inzucht war für die Adligen - bei den alten Ägyptern (vorgeschriebene Geschwisterheirat der Pharaonen), den Mongolen und Afghanen (Cousinenheirat) wie auch den europäischen christlichen Adelshäusern - standesgemäß, und oft war es ausdrückliche Bedingung für die Anerkennung des Thronfolgers. Als verpönt oder gar untersagt galt es dagegen bei den >weniger wertvollen< Menschen. Und das hielten angeblich auch >primitive< Völker so (Indianer im Amazonasgebiet, Eskimos), die ja weder Mendel kennen noch in ihrem engen Kreis über soviel Erfahrung verfügten, diese Gesetzmäßigkeiten zu erkunden.

Es wäre denkbar, daß die >Primitiven< erst durch eine Hochkultur gegangen waren, die ihnen das Inzestverbot auferlegte, was in der Forschung mehrfach nachgewiesen werden konnte (zum Beispiel für die Eskimos). Oder daß die Ethnologen als gute Christen hier reichlich fabuliert haben, um ihre Weltanschauung zu untermauern, was hinsichtlich der Erforschung der Eskimos gleichermaßen erkennbar ist: Rasmussen, der beste Kenner dieses Volkes, war Sohn eines dänischen Missionars.

Beobachten wir des Experimentes halber einmal einige >Halbzivilisierte<: Nomaden in den Steppengebieten der heißen Zonen hätten genügend Gelegenheit gehabt festzustellen, daß Inzucht bei höheren Tieren keineswegs zu

minderwertigen Nachkommen führt, sondern im Gegenteil eine höchst wirksame Ausleseform für immer bessere Zuchtrassen bietet. Das betrifft Schafe und Ziegen, Kamele und Pferde, Rinder und Hunde usw. Dennoch halten Viehzüchter im menschlichen Bereich peinlich genau das Inzestverbot ein. Sie führen Stammbäume - und das sind manchmal die einzigen (!) Merktexte, die jeder im Stamm auswendig kann -, die viele Generationen zurückreichen und in ihren Heiligen Schriften (z. B. in der *Bibel)* niedergelegt sind. Diese Stammbäume haben ausdrücklich den Sinn, versehentliche Verstöße gegen das Inzestverbot auszuschließen.

Wieder ergibt sich die Frage: Wie kommen diese Menschen darauf?

Bei der unermeßlich großen Personenzahl, die dem gemeinen Volk als Heiratspartner zur Verfügung steht, ist doch ohnehin kaum die Gefahr zum versehentlichen Inzest gegeben. Andererseits schließt das gesetzliche Inzestverbot Heiraten zwischen Verwandten zweiten Grades nicht aus und macht dadurch die Verbreitung von verdeckten Erbkrankheiten nicht unmöglich. Und die Rückführung der Stammbäume auf einen einzigen Ahnherrn oder eine Ahnmutter schließt den ursprünglichen Inzest der hochverehrten Ahnen als gegeben ein. Das Gegenteil wäre nachvollziehbar: Je weiter die Generationenfolge zurückverfolgt werden kann, desto breiter wird die Krone des Baumes, desto vielfältiger werden die Vorfahren, wenn kein Inzest vorkommt. Die Ahnenlisten zeigen jedoch den umgekehrten Vorgang.

Im Anfang vieler Mythen heiraten stets Bruder und Schwester, Ask und. Embla. Anders als Adam und Eva der hebräischen Tradition sind die beiden nordischen Geschwister auf demselben Baum gewachsen. Und ihre Kinder sind selbstverständlich Heiratspartner. Aus dieser fortwährenden Inzucht entsteht das Menschengeschlecht. Irgendwann, als es genügend Heiratspartner gab, muß dann das Inzestverbot ausgesprochen worden sein. In der *Edda* oder den entsprechenden mitteleuropäischen Sagen habe ich keinen Hinweis darauf gefunden. Es wäre auch sinnwidrig, wenn die Geschwisterheirat von Anfang an richtig war, daß dies nach irgendeiner Zeit ins Gegenteil umschlagen sollte. Soweit das Problem.

Nun möchte ich einen Lösungsvorschlag machen: Da wir wissenschaftlich keine Erschaffung der Menschheit nach hebräischem Muster annehmen, bleibt nur der Rückgriff auf eine einschneidende Katastrophe, bei der wenige Menschen überlebt haben (oder nur wenige fortpflanzungsfähige Mutationen herauskamen). Inzucht war dann unvermeidlich. Damit wäre Inzest als Folge der Katastrophe erkannt und auch so begründet worden, weshalb es später in sein Gegenteil verkehrt werden mußte, wenn die Erinnerung an die Katastrophe ausgelöscht werden sollte.

Bei der Umkehrung der Überlieferung in ihr Gegenteil handelt es sich um den von Velikovsky verallgemeinerten (freudianischen) Verdrängungsprozeß, der hier die einzige Erklärung bietet.

Damit ergäbe sich als weiterer Beweis für die recht junge Vergangenheit der heutigen Menschheit - also für die erst vor kurzem stattgefundenen letzten Katastrophen - der Hinweis auf die hohe Bewertung von Familienstammbäumen (bis hin zu religiöser Bedeutung) und das monotheistische Inzestverbot. Ein typisches Kennzeichen für die Richtigkeit dieser Erklärung ist die Tatsache, daß sie erst mit gedanklicher Anstrengung (und vielfältigen ethnographischen Untersuchungen) erschlossen und gegen die religiös überhöhten gegenteiligen Aussagen herausgelöst werden konnte. Wäre nämlich die medizinische Hygiene (etwa im Sinne Mendels) stets als ausschlaggebend erkannt gewesen, dann hätte ich diese Umwege nicht zu nehmen brauchen. Die Verschleierung der wahren Hintergründe - also die Erinnerung an die Katastrophe - ist immer ein untrügliches Zeichen für ihre Gültigkeit.

Durchbruch vor die Zeitschranke

Durch Überlegungen wie die vorige und durch Betrachtung architektonischer Reste können wir ahnungsweise einen Anschluß an die vorkatastrophischen Kulturen herstellen. Können wir das auch zeitlich?

Im ersten Kapitel hatte ich dies über den Kalender entworfen, nun könnten noch über die Astronomie und Geographie einige Einblicke gelingen.

Dem *Almagest* (VII, 2) zufolge hat Hipparch >ganz richtig< die Präzession mit 2° für 150 Jahre bestimmt, dann aber in seiner Schrift 1° für 100 Jahre als Maß angesetzt. Für Ptolemäus gilt dann wieder dasselbe: Durch scharfe Beobachtung von Spica-Bedeckungen durch den Mond, die Timocharis 350 Jahre vor ihm anstellte *(Almagest VII,* 3), ermittelt er höchst genau für die Präzession 1° = 72 Jahre, nimmt dann aber in seinen Rechnungen wieder 1° = 100 Jahre an. War er dumm? Oder hat da jemand am Text gebastelt?

Wir kennen dieses seltsame Verhalten schon, es ist dasselbe, das die Renaissance-Astronomen an den Tag legten, wenn sie für die Erdgröße oder die Planetenbahnen richtige Ergebnisse erzielten, obgleich sie falsche Grunddaten und Modelle benützten. Sie hatten die Ergebnisse bekommen ohne den Weg und mußten sich letzteren selbst ausdenken, was nur selten gelang.

Sogar Landkarten und Erdbeschreibungen verraten uns das: Ptolemäus kannte die Längengrade für die Orte von den Kanaren bis China. Daß hier Verzerrungen vorliegen, ist bekannt, aber diese Verzerrungen sind systematisch und damit korrigierbar; es müssen also echte Daten zugrunde liegen, und die waren nach dem Stand der Wissenschaft im »2. Jahrhundert« unmöglich.

Es soll sogar Landkarten geben, die lange vor der Entdeckung der Antarktis diese als eisfreien Kontinent mit korrekten Küstenlinien und Gebirgen zeigen (Hapgood). Für unsere Ostseeküste gibt es mehrere sehr genaue und gut bekannte Beispiele früherer Küsteneinzeichnungen, die ich hier nicht aufführen will; dafür erwähne ich ein weniger bekanntes für Helgoland:

Eine Karte von Johannes Mejer 1649 (Abb. 19 in: Zschweigert) zeigt drei Stadien der Küsten und Ausdehnung der Insel Helgoland in der Nordsee: 1. als sehr große Insel, aber eher schematisch »um 800«; 2. klein, aber schon gewissenhafter »um 1300«; und 3. winzig in der heutigen Gestalt als Fels (um 1649). Der Drucker beruft sich namentlich auf zwei hochangesehene Personen im Staatsdienst in Schleswig-Holstein, beide mit Dr.-Titel. Das klingt vertrauenerweckend.

Die Karte müßte auf ältere Zeichnungen zurückgehen, denn es sind grobe, aber konkrete Küstenangaben erhalten, nämlich daß es drei Stadien des Landverlustes in der Nordsee gab und daß diese zeitlich mit runden Zahlen eingeordnet werden können, wobei Anklänge an unsere (noch ungewissen) Jahreszahlen der Katastrophen zu spüren sind. Hier liegt ein wichtiger Hinweis auf vorkatastrophische Kenntnisse vor, dem man nachgehen sollte.

Zusammenfassend noch einmal das mathematische Ergebnis unserer drei Katastrophendaten: Für die Kalenderkommission nach 1572 lag der letzte Präzessionssprung etwa 220 Jahre zurück, was vielleicht schwer herauszufinden war, aber nach Sichtung der Überlieferung auf etwa 1350 AD angesetzt werden konnte, das zum ersten Jubeljahr der Kirche ernannt wurde. Wenn man aus Hochrechnungen der letzten zwei Jahrhunderte die Präzessionsbewegung auf einen Zahlbegriff einengen wollte, dann auf 72 Jahre (Septuaginta) für 1°. Das würde für 220 Jahre etwa 3° ausmachen. Der letzte Sprung hatte 10° betragen, das war glaubwürdig überliefert worden. Somit machte der Abstand zum letzten Sprung 3° plus 10° = 13° aus.

Der Sprung davor hatte laut Überlieferung (die heilige Woche) 7° betragen; er war rund neunzig Jahre früher erfolgt, was zusätzlich etwa 1° ausmachen würde, wenn man rechnerisch die inzwischen herausgefundene Präzessionsbewegung auch rückwärts anwendete. Das ergab demnach 1260 AD als vorletzten Sprung, und das machte 7° plus 1° = 8° Verschiebung.

Zusammen ergaben sich so seit dem vorletzten Sprung als Verschiebung 13° plus 8° = 21°.

Da man sich 1572 rund 24° von Aries entfernt befand, also 3° mehr als vorgesehen, mußten noch weitere 210 Jahre (72 mal 3) vor 1260 verflossen sein; der vorige Sprung wäre dann etwa im Jahre 1050 AD gewesen, oder genauer: Jubeljahr der Kirche 1350 minus 297 Jahre (heiliges Paket) ergibt 1054 AD (beide Jahre zählen mit bei diesen Rechnungen), das als das Jahr des Schismas (griech. *sxisma* = >Riß, Spaltung, Zerreißung, Sprung eines Gefäßes<) der Kirche in die Geschichtsschreibung eingeführt wurde. Ein Sprung war es, das ist anzunehmen. Die Art der Festlegung der Jahreszahlen ist uns bekannt. Vertrauenswürdig sind sie nicht.

Die Sternbildverschiebung als Erweiterung der Tierkreiszeichen

Soweit aus den ältesten Überlieferungen ablesbar ist, beschrieben sieben Sternbilder den Jahreslauf am Himmel. Die Ausweitung auf den Zwölferzyklus, also der Wandel von den Bildern zu den genormten Zeitabschnitten, ist recht jung (Topper 1977, S. 99 f.). Dies möchte ich noch einmal näher ausführen.

Zwei Tierkreisbilder, die auf dem Jahreskreis einander gegenüberliegen, sollen zuweilen einen engen Bezug zueinander haben: Zwilling paßt zu Schütze, weil dieser als Kentaur dargestellt wird; er verkörpert also Chiron, den Arzt und Lehrer der Dioskuren (Zwillinge). Der auffällige Bezug könnte darauf hinweisen, daß er künstlich erzeugt ist und daß Schütze ein neues Tierkreiszeichen im Zwölferbund ist.

Gegenüber stehen sich heute die Jahreshälften: der Steinbock am Winteranfang und der Krebs am Sommerbeginn. Hier scheint etwas verschoben zu sein, denn auf allen alten Skulpturen und Reliefs stehen sich Löwe und Steinbock als Gegensätze gegenüber, oder der Löwe hält das Zicklein in den Vorderpranken als Sinnbild des Gesamtjahres *(Abb. 65). Im* heutigen Tierkreis liegt dem Steinbock nicht der mächtige Löwe gegenüber, sondern der unscheinbare Krebs, den man am Himmel kaum ausmachen kann. Wieder sehe ich darin die Neubildung eines Tierkreiszeichens, bei der vermutlich einige Sterne vom Löwen abgezweigt wurden zur Bildung eines neuen Sternbilds, des Krebses, dessen Bezeichnung ungewohnt >sinnvoll< gewählt war: Der Rückwärtsgang des Krebses soll die abnehmende Sönnenhöhe symbolisieren. Anfangs sah der Krebs noch seltsam aus: Auf dem von Petrie 1901 gezeichneten Tierkreis im Grab von Athribis (Ägypten) *(Abb. 66a)* äh-



Abb. 65: Löwe mit Steinböckchen zwischen den Pranken als Säulenfuß am Kirchenportal in Königslutter (Niedersachsen).



Abb. 66a: Zodiakdarstellung aus einem Grab von Athribis, Oberägypten. Nach der Zeichnung von Flinders Petrie 1901, abgebildet in: Robert Henseling 1939, *Umstrittenes Weltbild,* S. 145.

nelt er mehr einem Skarabäus, dessen Name ja auch zu solchen Gleichsetzungen verleitet. Auch in der Kirche in Tournus (Frankreich) ist er noch Achtfüßler (Krebse sind Zehnfüßler). *(Abb. 66b)*

Neugestaltet ist auch die Waage, deren wichtigste Sterne noch als Scheren des Skorpions (= Zuben)bezeichnet werden *(Abb. 66c),* während andere Sterne der Waage von der Jungfrau stammen; bildlich ist Justitia eine Jungfrau mit Waage in der rechten Hand. Nachdem das Sternbild >Jungfrau< in Frau und Waage zerteilt worden war, blieb für den Rest von Jungfrau bei den Arabern nur eine Kornähre übrig (genannt nach Spica). Das neue Bild Waa-



Abb. 66b: Eins der neuen Zodiakbilder: Cancer (Krebs) für den Sommerbeginn. Es ist noch nicht sehr ähnlich, denn Krebse sind Zehnfüßler. Fußbodenmosaik im Chorumgang einer katholischen Kirche in Tournus, Frankreich. Hier gehörte der Jahreskreislauf zum Kult! (Foto U. Topper).

ge stellt als einziges im Tierkreis einen toten Gegenstand dar; es war eben falls >sinnvoll< gewählt: die ausgleichenden Schalen sollen die Herbstgleiche andeuten.

Ich möchte auf einen Neuordnungsvorgang schließen, der mehrere Ziele verfolgte: zunächst die Neufestlegung der Sternbildgrößen, die bisher nicht einheitlich waren. Die Sternbilder überspannen ja optisch ungleich große Him melsabschnitte. Eine Begrenzung der Bilder auf der Ekliptik auf genau 30° pro Bild - also einen Monat - erleichtert die mathematische Arbeit sehr. Dadurch wurde die Zwölferzahl auch kalendarisch zur Recheneinheit, die Dekane *(deka* = zehn, 10°, also drei Dekane pro Bild) er gaben sich zwanglos daraus. Diese Art von Tierkreis finden wir auf ägyptischen Tem pelmalereien, römischen Mosaiken, im Herkules-Mythos und an romanischen Kir chenportalen.

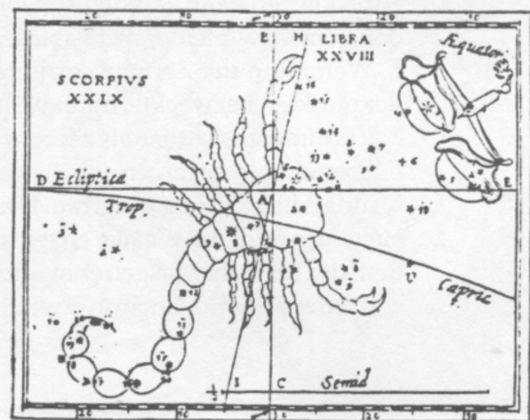


Abb. 66c: Das neue Sternbild Skorpion, zu dem einst die Schalen der Waage als Zangen gehörten; abgebildet im Sternatlas von Grienberger (Petersburg) (nach: Morosow S. 9).



Abb. *66d:* Zodiakbild »Sonne in Zwillingen« Mosaik im Fußboden des Chorumgangs der katholischen Kirche in Tournus/Frankreich. (Foto U. Topper)

Der zweite Grund war vielleicht ebenso wichtig, er ist aus der Änderung indirekt ablesbar: Durch Verschiebung der Jahreseckpunkte - sei es ruckartig durch Katastrophen oder allmählich durch Präzession - war eine Neufixierung nötig. Ich entnehme das dem Umstand, daß gerade die wichtigen Bilder am Sommer- und Herbstanfang, Löwe und Skorpion, Änderungen erfuhren, wobei mit dem sinnbildlichen Gehalt der beiden neuen Bilder (Krebs und Waage) auf die Eckpunkte angespielt wird. Die dazwischenliegenden Bilder blieben unangetastet (*Abb.* 67).

In den arabischen Sternbeschreibungen herrscht noch Verwirrung, welche Sterne zu welchem Bild gehören, auffällig beim Skorpion, da sind sich As-Sufi und Al-Biruni noch uneinig; das besagt, daß die Änderung noch nicht lange zurückliegen kann. An den stereotypen Tierkreisdarstellungen in Kultgebäuden können wir leider nicht ablesen, welche Sterne zu welchem Bild gehörten.

Wenn nun die Zerteilung älterer Bilder auch eine Neuzuweisung zu den Eckpunkten bezweckte, dann wohl diese: Der Tag der Herbstgleiche (der am Nachthimmel sichtbar als Merkmal für den Standpunkt der Sonne am Frühlingsanfang genommen wird) war rückwärts aus dem Skorpion hinausgewandert in Richtung Jungfrau. Deshalb wurde für diesen relativ leeren Raum ein neues Bild, die Waage, gezeichnet. Dasselbe tat man mit dem Löwen, aus dem der Krebs herausgetrennt wurde. Als Winterpunkt schob man den Schützen (oder Kentaur Cheiron) zwischen Steinbock und Skorpion ein. Das Früh-

lingsbild Aries ist eine entsprechende Neuschöpfung, die aus dem Stier herausgelöst wurde. Diesem fehlt nämlich jetzt das gesamte Hinterteil, heute ist der Stier nur noch halb. Um die Zwölfzahl vollzumachen, wurde der Wassermann vor den Fischen eingefügt. *(Abb. 68)*

Auch wenn dies aus den ältesten Bezeichnungen erschließbar ist, fällt es doch äußerst schwer, die tatsächlich am Himmel abgelesene Verschiebung in genauen Zahlen auszudrücken. Nur soviel dürfte deutlich sein: Sie wird nicht mehr als 15° bis 20° betragen haben, sonst wäre das darauffolgende Sternbild zur Markierung gewählt worden.

Die vier Kardinalpunkte waren also zuerst durch Stier (Frühling), Löwe (Sommer), Skorpion (Herbst) und Steinbock (Winter) markiert. In den kultischen Symbolen der frühen Christen sind die Tierzeichen ähnlich: Stier, Löwe, Mann und Adler. Den Wandel von Skorpion zu Mann hatte ich verständlich machen können (1993, S. 74: Der Skorpion mit dem Menschengesicht ist ein häufiges Bild), den von Steinbock zu Adler nicht.

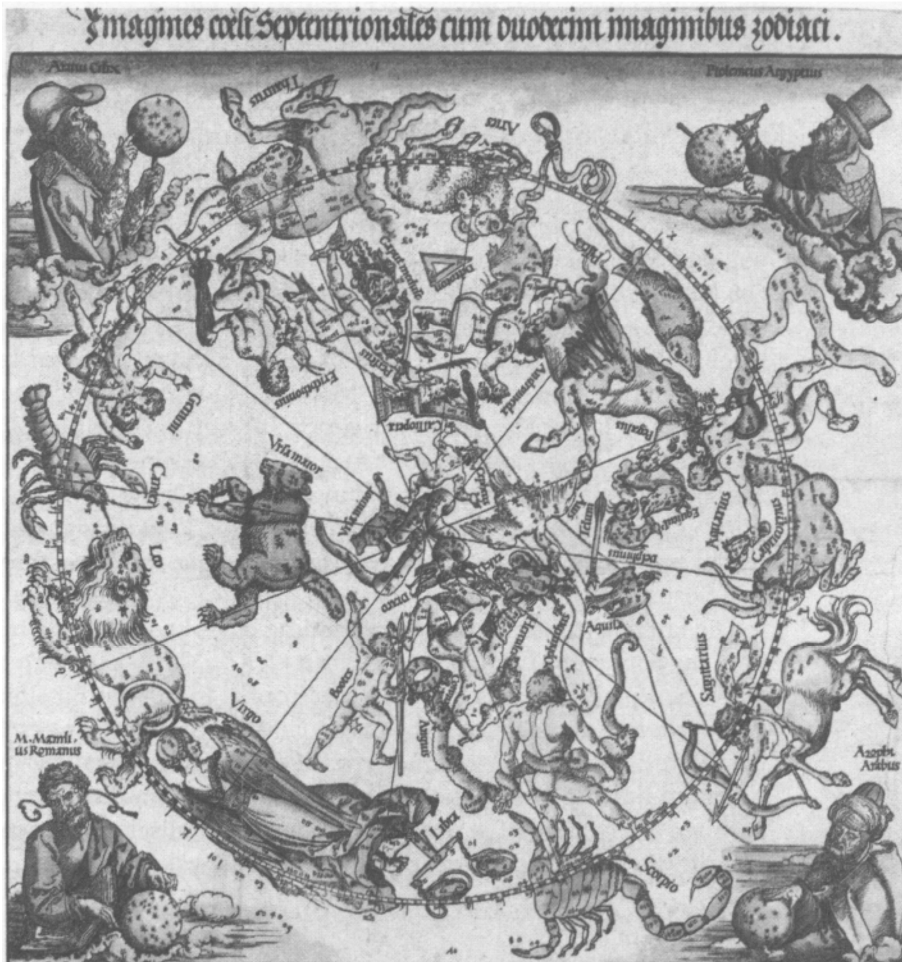


Abb. 67: Der nördliche Sternhimmel in einem Holzschnitt von Albrecht Dürer (1515). Die Darstellung des Tierkreises beruht auf Überlieferung, war aber in dieser Art neu.

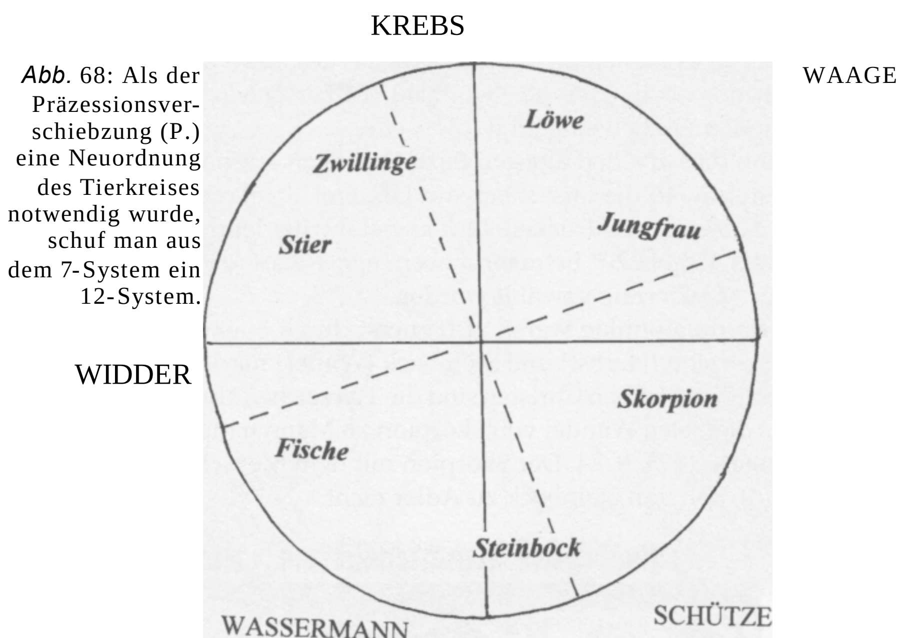


Abb. 68: Als der Präzessionsverschiebzung (P.) eine Neuordnung des Tierkreises notwendig wurde, schuf man aus dem 7-System ein 12-System.

Der vorhin erwähnte Begriff Dekan bezeichnet die Einheit von 10° Wanderung im Tierkreis, das entspricht zehn Tagen. Darum kann man vermuten, daß die Zahl 666 aus der Astronomie stammt (wie Rothwangl zeigte): In 666 Jahren rückt der Frühlingspunkt um einen Dekan (100) vor, und die Dekane sind - anders als im Tierkreis - Menschenbilder. »Die Zahl des Tieres ist eines Menschen Zahl« (Off. Joh. 13, 18). Die Präzession wurde im 16 Jahrhundert einfachheitshalber mit 1 Monat (30°) = 2000 Jahre angesetzt, statt (heute) 2150 Jahre. Der Fehler ist gering für kurze Zeiträume. Die hohe Bedeutung der Dreieckszahl 666 ist so auffällig, daß eine Angleichung des Präzessionsmodells an diese Zahl anzunehmen ist. Der von uns angenommene Sprung über zehn Tage, der von Papst Gregor 1582 wieder rückgängig gemacht wurde, entsprach somit einem Zeitsprung von 666 Jahren. Das mag den Sprung verteufelt haben.

Die kurze alttestamentliche Erwähnung eines kosmischen Ereignisses, bei dem die Sonne um 10° rückwärts schritt (2. Kön. 20, 8-11), wertet Velikovsky (1987, S. 45) als Hinweis auf die Katastrophe. In diesem Bibeltext fehlt aber jede weitere Aussage, daß dabei irgend etwas Aufregendes geschehen wäre; das Naturschauspiel der Schattenwanderung ging plötzlich vor sich, aber niemand hat es gemerkt außer dem König Hiskia und dem Propheten Jesaja. Eben darin besteht ja die Arbeit der >aristotelischen< Geschichtsschreiber, die die Katastrophe verdrängten, ist Velikovskys Argument. Wenn man

nun die Angabe »10° rückwärts« auf einen Dekan der Präzession bezieht, also zehn Tage zurückschreitend, dann könnte damit unser anfangs beschriebener Kalendersprung gemeint sein. Dann wäre dieser Jesaja-Texteinschub erst im 16. Jahrhundert verfaßt, als man erkannte, daß der Kalender sich um zehn Tage verspätet hatte.

Es bleiben immer noch einige Fragen und Ungewißheiten in diesem Bereich, denn den Renaissance-Astronomen war die Neugestaltung der Tierkreiszeichen wenig bewußt oder so brauchbar, daß sie davon kein Aufhebens machten. Einiges verwirrte auch sie noch, zum Beispiel das Auftauchen eines neuen Fixsterns am Himmel, eine Nova.

Katastrophenangst

Auf den Jahrestag legen die meisten Leute großen Wert. Sie feiern ein Ereignis noch nach fünfzig oder sechzig Jahren, nach hundert oder gar tausend Jahren, und zwar stets genau an demselben Kalendertag. Man erinnert an Goethe an dem Tag, an dem er seinen zweihundertsten Geburtstag gefeiert hätte. Nicht die Bombardierung wehrloser Städte, die mit B anfangen (wie Belgrad oder Bagdad) lassen eine Erinnerung an Berlin aufkommen, sondern wenn das Ereignis genau sechzig Jahre zurückliegt. Man könnte das als >Chronomanie< bezeichnen.

Einerseits zwang uns diesen Rhythmus der Kosmos auf. Wir mußten einen genauen Kalender aufstellen, um Saat und Ernte, Fischfang und Herdenauftrieb zum rechten Zeitpunkt durchzuführen. Andererseits steckt auch das Umgekehrte darin: Wir kontrollieren den Kosmos. Wir stellen fest, ob die Bahn der Erde noch stabil ist, ob sich die Jahrestage im stetigen Abstand wiederholen. Das muß aus der berechtigten Angst vor den Katastrophen und ihren Nachwirkungen entstanden sein.

Das mißlungene Weltverständnis der Christen, ihre völlige Verachtung der Natur, hängt sicher stark mit dem geistig nicht verarbeiteten abrupt chaotischen Verhalten des Kosmos zusammen. Wer einmal dermaßen von seiner Umwelt geschlagen wurde, ohne den Grund dafür angeben zu können, muß für immer ein gestörtes Verhältnis zu ihr haben. Was nach einer Katastrophe einzig noch zählt, ist das Überleben: auserwählt zu sein als einer der Weiterlebenden. Daraus entwickelt sich der Begriff der >Gnade<, die nur ein Ziel kennt: nicht sterben zu müssen, wenn alle anderen in Feuer und Wasser vernichtet werden; dazugehören zu denen, die in der neuen Welt, auf einer neuen Erde unter einem neuen Himmel weiterleben dürfen.

Eine solche Natur kann man nicht lieben, die ihren Kindern dergleichen antut, grundlos und ohne Vorwarnung. Und sie könnte es jederzeit wieder tun, ein Anlaß weniger, sie zu verehren oder zu schützen. Ausbeutung aller ihrer Schätze, solange sie noch funktioniert und solange man lebt, das muß

die Devise sein: »Macht euch die Erde untertan!« Vielleicht gehorcht sie ja am Ende sogar? Wenigstens ist dies ein Zeichen dafür, daß man rechtschaffen war: Man hat überlebt. Das ist Hiobs Weisheit, versteckt zwar, aber doch erkennbar, wenn man den katastrophischen Hintergrund mitliest.

Damit hat das auserwählte Volk als Kirchengemeinschaft seine Erklärung gefunden, jede andere wäre konstruiert. Gerettet wie Noah in der Sintflut und verschont von den zehn Plagen in Ägypten (die Velikovsky ebenfalls als katastrophisches Ereignis darstellte), auserwählt bei der Durchquerung des Meeres, bei der Eroberung Kanaans usw. - eine endlose Kette von Beweisen für die Rechtmäßigkeit des Anspruchs: Wer überlebt, ist gerechtfertigt. Seine Nachkommen sind es, die den künftigen Lauf der Weltgeschichte bestimmen werden, zahlreich wie Sand am Meer. Und ihr Gott ist es, der dieses Chaos bändigt. Das ist keine schlechte Krücke für die Sammlung der Übriggebliebenen! Ohne dieses Motiv ist die Entstehung des Monotheismus - das haben alle neueren Vertreter des Katastrophismus so oder ähnlich ausgedrückt - nicht erklärbar.

Mit den Katastrophen verbunden waren Seuchen von ungeheurem Ausmaß, die Beulenpest von 1348 ist das deutlichste Beispiel. Andere Krankheiten haben sich vielleicht eher schleichend ausgewirkt, dennoch müßte man gewußt haben, seit wann sie auftraten. Ich denke hier an die Lepra.

Aussatz (Lepra) ist nicht dasselbe wie die berühmte Beulenpest, denn man stirbt daran ja erst nach qualvollen zehn bis zwanzig Jahren; dennoch kann man auch für diese ansteckende Krankheit einen ähnlichen Auslöser annehmen, nämlich einen außerirdischen Verursacher, der sich wie ein Staubfilm auf das Land legte. Nun habe ich mal einfach die Wörter >Aussatz< und >Lepra< nachgeschlagen und bin auf erstaunliche Zusammenhänge gekommen. >Aussatz< bedeutet, daß man die Leute aussetzte, aus den Städten vertrieb. Vor den Städten gab es große Krankenhäuser, in denen die Leprösen bis zum Tode gepflegt wurden. Nur auf diese Weise konnte die Krankheit in Europa ausgetilgt werden, in Norwegen und Sizilien zuletzt noch im 20. Jahrhundert.

Die Krankenhäuser nannte man >Lazarette< und pflegte dort eine innige Religiösität. Manche Autoren nehmen an, daß das gesamte Krankenhauswesen, wie auch damit verbunden eine wichtige Strömung der Mönchsorden, in diegen Georgsspitälern (wie sie auch hießen) ihren Anfang nahm. Die Ordensritter nannten sich auch >Hospitaliers< usw., wobei es nicht einfach um die Hilfe für verunglückte Pilger ging, sondern ausdrücklich um die im Orient mit der Lepra infizierten Kreuzfahrer oder Pilger. Eines der wichtigsten Ordenszentren lag in Paris und hieß St. Lazare, denn dieser war der Schutzheilige aller Kranken. Man schreibt auch, daß mit dem Wort >Krankheit< ursprünglich nur diese ansteckenden Seuchen gemeint waren.

Die Aussätzigen mußten in vielen Gegenden, wenn sie nicht in Lazaretten gehalten wurden, durch besondere Kleidung gekennzeichnet sein und mit

einer kleinen Knarre zur akustischen Warnung herumgehen, damit sich ihnen niemand aus Versehen näherte. Sie hatten keine Bürgerrechte und durften nur untereinander heiraten. Romanische Kirchen haben ein kleines Fenster nach außen, durch das den Aussätzigen die Hostie gereicht wurde.

Das Wort >Lazarett< kommt von *Zara'at* (so steht es im *Pentateuch:* Sieche, Lepra, Pest), im Arabischen bedeutet *Sara'a* Epilepsie oder eine Krankheit, die sich als teilweise Lähmung auswirkt, was dem Sachverhalt nahekommt. Beide Wörter werden mit (T)Sad geschrieben, die nur in unserer Umschreibung mal als Z oder S auttauchen. Das bei >Lazarett< vorgesetzte >La< wäre der (über Venedig eingeschleppte) italienische Artikel. Von Lazarett kommt vielleicht auch der Ortsname Nazareth (die Verschiebung von L zu N ist durch unzählige Beispiele belegt). Man könnte an eine ganze Stadt denken, in der alle Lepra-Kranken zusammengetrieben wurden. Diese Namensableitung ist nicht unangefochten, denn der Ortsname Nazareth wird auch von *nasara (=* >siegen<) abgeleitet, weshalb die Sieger als >Nasrani< mit Christen übersetzt werden, was andererseits auch als >Nazoräer<, Verschworene, Versprochene erklärt wird. In islamischer Theologie sind die Ansar die >Helfer< des arabischen Propheten. Schon dieses Zusammenfallen läßt aufhorchen. Nazareth gab es historischerseits vor der Kreuzfahrerzeit noch nicht. Ob es nun als Stadt der Ansar oder Nasrani gegründet wurde, also der Moslems oder der Christen (oder der Aussätzigen?), das wäre zu erkunden. Die Nähe dieser Begriffe ist jedenfalls überlegenswert.

Der Zusammenhang mit Jesus von Nazareth ist im *Neuen Testament* zweifach gegeben: Der leprakranke >Lazarus< kommt nach dem Tod in den Himmel Abrahams, der gesunde Reiche dagegen in die Hölle (Luk. 16, 19 ff.). Das ist eine moderne Lehrgeschichte, die mit Dante zu verstehen wäre: die Hölle als Aufenthaltsort der Gestorbenen. Im Judentum (und davon geht das *NT* vorgegebenermaßen aus) war das undenkbar. Schwerwiegender ist die Erwähnung in Joh. 11: Lazarus, der Bruder von Martha und Maria Magdalena, starb am Aussatz; Jesus liebte ihn. Als Lazarus starb, war Jesus nicht anwesend; er ging erst vier Tage später zum Grab und weckte seinen Freund von den Toten auf. Dafür wurde er einige Tage später von der Jerusalemer Priesterschaft zum Tode verurteilt, und dann folgt die bekannte Geschichte mit dem Einzug in Jerusalem (Palmsonntag) und der Hinrichtung des Gottessohnes wegen Gotteslästerung. Lazarus, der Aussätzige, ist also der Anlaß für die Erlösung der Menschheit.

Im *Alten Testament* stehen zahlreiche Legenden zur lazarischen Seuche, ich habe mal eine ausgewählt (4. Moses 25): Das Volk Israel hatte sich an seinen Nachbarn, den Moabitern und Midianitern, durch Beischlaf angesteckt. Es starben vierundzwanzigtausend Auserwählte. Daraufhin läßt Moses alle Abtrünnigen aufhängen, und einer seiner Männer, der sich eifrig hervortun wollte, erstach mit seinem Speer einen der Fürsten Israels, der gerade mit

einer midianitischen Prinzessin im Bett der Liebe pflegte. Ihre Namen sind genau mitgeteilt, auch der des Mörders: Pinehas, Sohn des Eleazar; sein Vatersname bedeutet: »Eli (mein Gott) hilf gegen Zar (die Seuche)«!

Vermutet wird, daß diese brutale Geschichte nach dem neutestamentlichen Vers 1. Kor. 10, 8 geformt ist, wo jedoch nur dreiundzwanzigtausend Menschen an der Seuche sterben, dort an einem Tag (was nicht zur Lepra paßt, aber so ist das nun mal mit den Bibeltexten).

Diese Bezüge und Deutungen sind theologisches Gemeingut, ich habe sie nur abgeschrieben.

Nun gehen diese Gedanken noch etwas weiter: In der Pestzeit wurden ja einige Leute nicht befallen; wir hatten schon die Vermutung, daß dies auf besserem Wissen (um Ansteckung) beruhte. Die Juden wurden angeblich kaum heimgesucht, und die frühesten Ärzte in unseren Textquellen, sowohl im katholischen Spanien als auch bei den Almoraviden, sind Juden oder Neugetaufte. Hierzu gehörte auch der Arzt Michel Nostradamus, der aus einer jüdischen Arztfamilie stammte. Die besondere Kleidung mit dem Fleck als Kennzeichen und die Abgrenzung (vor allem hinsichtlich Beischlaf) gegen die Gojim wäre dann eine Schutzmaßnahme, ebenso wie der Wohnort dieser Auserwählten (das Ghetto) als reiner Bezirk eng um die Königsburg oder den Dom. Die schwarze Tracht der Pestärzte, die lange spitze Kapuze, die nur zwei Löcher für die Augen freiläßt und die mit dem bis zum Boden reichenden Umhang direkt verbunden ist, wurde ja auch von den ersten Christengemeinschaften getragen und ist heute noch das Kennzeichen der ältesten katholischen Bruderschaften in Spanien, die bei Bußprozessionen getragen wird. Wer einmal solchen nächtlichen Umzügen in der Karwoche in Sevilla zugeschaut hat, wird sich des Eindrucks einer Erinnerung an eine Pestepidemie nicht erwehren können.

Mit der Angst machen die Priester ihr Geschäft (Wyneken, S. 212), aber niemand könnte das längere Zeit, wenn nicht eine Tatsache dahinterstehen würde, die die Angst begründet. Es ist die Angst vor der nächsten Katastrophe, die von allen Propheten und in allen heiligen Texten ständig geschürt wird: Im *Koran* und in den Paulus-Briefen, in den Jesus-Reden und im christlichen Glaubensbekenntnis (»... von dannen Er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten«.) Das Jüngste Gericht, die erwartete und fromm herbeigesehnte Katastrophe, ist die Zuchtrute, die den Nacken beugt und den Dukaten lockert.

Die theologische oder abergläubische Behauptung, der Auslöser und Lenker der kosmischen Katastrophen sei eine Gottheit, ist Kennzeichen einer schwerwiegenden Geistesverwirrung, nämlich Verfolgungswahn (indem man eine Person oder Wesenheit als Verursacher hinter natürlichen Vorgängen annimmt). Mit der Ausbeutung dieses Wahnsinns wurde Macht erlangt und lange Zeit gehalten.

Nachwort

Die Abwesenheit eines Gottes ist seine Wirklichkeit. Die Berufung auf diesen Gott war eine Machtausübung, die nur so lange wirksam war, wie tatsächlich Machtvorteil bestand. Frei ist nur der, der das Absurde nicht glaubt.

Als die akademischen Wissenschaftler im 19. Jahrhundert die alten Texte allgemein zugänglich machten (erfundene wie auch überlieferte) und ihre Folgerungen aus diesen Texten in den Schulen lehrten, mußte es ihnen da nicht seltsam vorkommen, daß freidenkende Menschen diese selben Texte ebenfalls lasen und ihre eigenen Folgerungen daraus zogen, die ganz anderer Art sein konnten?

Es war ja nicht nur der >Außenseiter< Wilhelm Kammeier, der feststellte, daß eigentlich alles gefälscht ist, was uns an Diplomen aus dem Mittelalter vorgelegt wird. Er baute auf viele Koryphäen auf, ich nenne stellvertetend nur die besten wie Waffenbach, Bernheim, Bresslau. Das hat nichts mit Hyperkritik zu tun, sondern ist schlicht deutsche Philologenarbeit des 19. Jahrhunderts, die nie widerlegt werden konnte. Sie wurde breit aufgenommen. »Kurz gesagt, fast alle >urkundlich< beglaubigten Forderungen der römischen Kirche beruhen auf Urkundenfälschungen.« (Rosenberg, S. 524, Anm.)

Diese >anderen< Folgerungen waren nachvollziehbar und überzeugten eine wachsende Zahl von Leuten! Seitdem arbeiten die Theologen auf Hochtouren, um diesen Dammbruch einzugrenzen. Ihre schwerste Arbeit wäre, die ehemals so sauber edierten Texte zurückzuziehen. Das wäre nur mit einer Inquisition möglich. Da diese nicht mehr die Machtbefugnisse von damals hat, behilft man sich, indem man von höchster Warte eine Menge überlieferter Texte plötzlich als Fälschung und Unsinn erklärt, obgleich sie Jahrhunderte hindurch als Wahrheit gegolten hatten. Damit wird die mühevolle Lebensarbeit so mancher Philologen wertlos (wenn man nicht weiß, daß gerade diese Arbeit es war, die das Ergebnis erzielte und damit planvoll ihren eigenen Gegenstand vernichtete).

Vielleicht waren die Akademiker vor kurzem noch so überheblich, daß sie dachten, das würde ohnehin keiner merken? Genau den Anschein hat es! Die Monotheisten fühlten sich in ihrem Haus so sicher, daß sie nicht einmal mehr vorhatten, das Volk in ihre Schriftstellerei einzuweihen. Das rächt sich nun. Wenn sie uns erzählt hätten, daß alle diese Erfindungen nur dem besseren Wohl der eigenen Kaste dienen, wie es im 17. Jahrhundert noch offen geschah, dann hätten wir das Spiel vielleicht auch heute mitgemacht. Aber wenn wir selbst die Belogenen sind, wehren wir uns doch. Das müßte einem denkenden Menschen zugestanden werden.

Nun könnte es in der Tat leicht sein, die neuen Thesen der Geschichtsanalytiker zu widerlegen. Die katholische Kirche könnte zum Beispiel die Holzstruktur der recht großen Türen von Sancta Sabina in Rom dendrochronologisch untersuchen lassen. Die Tür ist durch ihre sehr lebendigen und bestens erhaltenen Reliefs mit frühchristlichen Szenen »um 430« eingeordnet worden, also anderthalb Jahrtausende alt. Das läßt sich doch nachprüfen! Da die dendrochronologischen Daten an denen der christlichen geeicht wurden, müßte auch bei einer Baumringauszählung dasselbe Ergebnis herauskommen. Warum zögert man? Oder gibt es keine unabhängigen Institute, die Baumringsequenzen untersuchen können?

Wenn tatsächlich Irrtümer offenliegen, können sie auch diejenigen Machthaber, die sie erzeugt haben, nicht mehr aufrechterhalten. Oder das Vorrecht wissenschaftlicher Arbeit wäre in die Hände einer Minderheit gelegt, die niemandem verantwortlich ist, was jede Wahrheitsfindung ausschließt. Das möchten wir nicht annehmen.

Betrachten wir die Hunderte von Elfenbeinkästchen aus der frühchristlichen Zeit, viele angeblich mehr als tausend Jahre alt: Diese könnten doch mit C14 annähernd zeitlich eingeordnet werden. Und damit wären dann unsere neuen Gedanken naturwissenschaftlich *ad absurdum* geführt. So einfach! Warum wendet man diese Mittel nicht an?

Man wendet sie an. Wie wir schon hörten, ist das Tischtuch vom letzten Abendmahl, das rund 500 Jahre alt sein dürfte, von einem dieser unabhängigen wissenschaftlichen Institute einer europäischen Hauptstadt eindeutig auf fast 2000 Jahre Alter festgelegt worden. Die Nebra-Scheibe hat sogar ein absolutes Alter von 3600 Jahren bekommen, angeblich in zahlreichen naturwissenschaftlichen Untersuchungen in den besten Labors Mitteleuropas. Und sie ist doch kaum ein Jahrzehnt alt. Liegt hier ein wissenschaftlicher Kurzschluß vor?

Oder ist nicht vielmehr unsere neu versuchte Chronologie eine phantastische Spinnerei, die keinerlei Grundlage hat? Das müssen Sie, lieber Leser, selbst entscheiden. Und drängen Sie bitte darauf, daß weitere naturwissenschaftliche Institute immer mehr Ergebnisse ihrer Untersuchungen vorlegen, damit Sie auch einmal etwas zu lachen haben.

Falls Ihnen aber bei all dieser unvorstellbar weitgreifenden Lügengeschichte der Atem ausgeht oder auch nur bewußt wird, wie Ihre Geschichte geschaffen wurde, dann erkundigen Sie sich bei Ihren Lehrern, die waren nämlich besser im Bilde.

Anhang 1: Wilhelm Kammeier (1889-1959)

Die von Kammeier behauptete *Große Aktion,* nämlich die Fälschung unserer Geschichte im Hochmittelalter und der Renaissance, wurde zu einer der Grundlagen unserer neuen Chronologiekritik, auch wenn Kammeier selbst noch nicht das Ausmaß der Umwälzung vorausgesehen hat. Leider ist Kammeier fast unbekannt und wurde seinerzeit abgelehnt. Das macht einen Überblick über seine Arbeit nötig. Zunächst einige Notizen zu seiner Person:

Wilhelm Kammeier wurde am 3. Oktober 1889 geboren. Er war Volksschullehrer in Hannover und begann ab 1923 die deutsche Geschichte zu erforschen. In seinem ersten Buch, fertiggestellt 1926, aber erst 1935 veröffentlicht, bewies er die späte Fälschung aller mittelalterlichen Urkunden und Manuskripte. In den folgenden Jahren kamen im selben Verlag von Adolf Klein in Leipzig fünf weitere Hefte zum Thema heraus, die zusammengefaßt als zweiter Band 2003 erschienen sind.

Im Zweiten Weltkrieg war Kammeier Soldat und geriet in Gefangenschaft. Nach der Entlassung konnte er seine Frau und treue Mitarbeiterin Lotte in Arnstadt in Thüringen wiederfinden. 1942 hatte Kammeier eine kleine Schrift über die Entstehung der Kirche veröffentlicht, die er nun weiter ausarbeitete. So entstand bis 1956 der dritte Band, *Die Fälschung der Geschichte des Urchristentums,* den die Kommunisten der DDR jedoch nicht veröffentlichen wollten (er erschien erst 1981/ 82 in Husum). Kammeier wurde wie ein Staatsfeind behandelt und starb 1959 an Unterernährung in Arnstadt, wo er begraben liegt. Seine Frau und eine Schwester lebten dort noch zwei Jahrzehnte im größten Elend. Lotte Kammeier starb 1979.

Nach dreijähriger Arbeit an der Geschichtskritik lag im Frühjahr 1926 sein 292 Seiten umfassendes Manuskript, *Die universale Geschichtsfälschung,* vor, das jedoch lange keinen Verleger fand, obgleich der berühmte Kirchenkritiker Arthur Drews eine zustimmende Rezension schrieb. Die Fachwissenschaftler, besonders die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin, lehnten eine Kenntnisnahme ab, da Kammeier nicht zur Gilde der Geschichtsforscher gehörte. Wenn man sich vor Augen führt, was in jenen Jahren nach dem Ersten Weltkrieg alles geschrieben wurde - wie wild die Phantasie ins Kraut schoß -, kann man sogar die Ablehnung verstehen. Hätte einer jener Herren Gelehrten in das Manuskript hineingeschaut, wäre er ganz sicher gefesselt gewesen und hätte sich für die Publikation eingesetzt.

Die Arbeit baut nämlich auf eine akribische Untersuchung der vorhandenen Abschriften mittelalterlicher Urkunden auf und stellt fest, daß keine Originale und auch keine direkten Kopien dieser Originale erhalten sind,

sondern immer nur Zweit- oder Drittabschriften, die sich stets in bestimmten Punkten unterscheiden, was Absicht sein dürfte. Außerdem werden in den Urkunden meist mehrere Jahreszahlen genannt, die aber nicht zur Übereinstimmung gebracht werden können. Auch das ist verdächtig.

Angriffsfront waren also die Dokumente des Mittelalters. Jegliche Urkunden, sagt Kammeier, die Schenkungen oder Erteilung von Privilegien rechtskräftig machen sollen, müssen vor allem vier Hauptforderungen erfüllen: Sie müssen erkennen lassen, *wer wem wann* und *wo* diese Urkunde ausgestellt hat. Eine Urkunde, deren Empfänger oder Datumszeile offenblieb oder retuschiert wurde, verliert ihre juristische Wirksamkeit.

Das kommt mir selbstverständlich vor, angeblich aber nicht den Menschen des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit. Über Jahrhunderte hinweg tragen viele Urkunden kein volles Datum, es fehlt entweder das Jahr, oder der Tag, oder beides. Sie sind also juristisch gesehen wertlos. Kammeier konnte den Sachverhalt an Hand guter Unterlagen (besonders der mehrbändigen Ausgabe von Harry Bresslau, Berlin 1889 bis 1931) deutlich herausarbeiten.

Bresslau (Bd. II, S. 442 ff.) selbst nimmt die meisten Urkunden als Dokumente ihrer Zeit, wundert sich aber, daß das 9. und 10. sowie auch das 11. Jahrhundert eine Zeit war, »in der in der Tat der mathematische Sinn mancher Urkundenschreiber auch in der Reichskanzlei so mangelhaft entwickelt war, wie man es kaum für möglich halten würde, wenn nicht die genaueste Untersuchung der Kaiserurkunden dieser Periode Belege in Fülle dafür erbracht hätte«. An Fälschung denkt er selten, im Gegenteil: Wenn sich Fehler mehrmals wiederholen, sind dies Beweise für die Echtheit der Urkunden! Mit all seinem Bienenfleiß konnte dieser hochgebildete Mann die entscheidende Frage nicht stellen.

Das ist erst Kammeier gelungen.

Einige von Bresslaus Vorläufern und Zeitgenossen in höchstakademischer Stellung, Bernheim, Pertz, Bruno Krusch u. a., hatten schon viele der als echt bezeichneten Urkunden als Fälschungen erkannt und aussortiert. Das hatte keine Folgen. Kammeier war nicht nur etwas radikaler als die Koryphäen der deutschen Forschung, sondern er stellte erstmals mit zwingender Logik den Grund für den unvorstellbaren Betrug bloß: Geschichtsfälschung zum Zweck dogmatischer Theologie.

Vor einigen Jahren hat Hans-Ulrich Niemitz (1991) Kammeiers Thesen wieder vorgestellt und auch einige seiner Schwächen kritisiert. Doch der nackte Tatbestand, den Kammeier aufdeckte, ist so deutlich, daß man erschrocken innehält. Es gibt nämlich von keinem wichtigen Dokument oder literarischen Werk des Mittelalters die Originalhandschrift, nicht einmal die den verschiedenen Kopien zugrunde liegende »gemeinsame Vorlage«. Die erstellten Stammbäume der überlieferten Kopienketten zeigen dies mit be-

harrlicher Sturheit. Auf Zufall ist das angesichts einer dermaßen großen Zahl nicht mehr zurückzuführen. Kammeier zieht den Schluß: »Die vielen angeblich verlorengegangenen >gemeinsamen Vorlagen< sind in Wahrheit niemals vorhanden gewesen.« (1980, S. 138).

Dann beschäftigt er sich mit dem Inhalt der >Urkunden< und findet heraus, daß ein praktischer Zweck für diese Fälschungen ausgeschlossen werden muß, denn man konnte sie nie vor Gericht als Beweis anführen. Auch die ungeheure Menge an gefälschten Urkunden läßt aufhorchen. Einige hier und da eingestreute Fälschungen hätte man zu erwarten, nicht aber den umgekehrten Fall: Es gibt fast keine echten Urkunden. Die Fälschungen sind oft äußerst schlecht ausgeführt, wobei nicht einmal die Schrift in sich stimmt. Oft wurde auf abgeschabten älteren Pergamenten neu geschrieben. Dergleichen Nachlässigkeit verstößt gegen alle Regeln der Fälscherzunft. Vielleicht sind die zahlreichen Überschreibungen von älteren Pergamenten (>Palimpsest<) aus dem Bemühen zu erklären, möglichst >echte< alte Schreibunterlagen zu verwenden.

Ohne Übertreibung kann man sagen, daß Wilhelm Kammeier die eigentliche Triebfeder der neuen Chronologierekonstruktion in Deutschland wurde. Seit 2003 ist endlich das Gesamtwerk wieder allgemein zugänglich. Die Herausgabe - und das bedeutet auch die Umformung der Frakturschrift in lateinische Buchstaben - war sicher keine leichte Aufgabe, weshalb die lange Zeitspanne, die bis zur jetzigen Vollendung währte, verständlich ist. Der Herausgeber Roland Bohlinger hat dankenswerterweise alle Anmerkungen Kammeiers übernommen und am Schluß des Bandes fortlaufend numeriert gebracht. Außerdem fügte er eine vollständige Liste aller von Kammeier ausdrücklich zitierten Literaturwerke an. Ich nehme an, daß Kammeier sehr viel mehr gelesen und verwertet hatte, was leider schwer aus seinem Text erschließbar ist. Von Hardouins *Prinzip* hat er erst erfahren, als er seine These schon geformt hatte, wie er sagt (2000, S. 90): »Ich war aufs höchste erstaunt, als ich von Hardouin ebendenselben Zeitabschnitt als die Epoche der großen Aktion hingestellt fand, den ich vor Kenntnis der Hardouinschen Sätze ebenfalls als die Fälschungsepoche erkannt hatte: das Zeitalter der Renaissance. Auf die genauen Jahreszahlen, die Hardouin angibt, kommt es nicht an und kann es nicht ankommen; denn eine universale Geschichtsfälschungsaktion ist nicht das Werk eines Jahres, auch nicht eines Jahrzehntes, sondern stellt eine Aufgabe dar, an der mehrere Generationen arbeiten mußten.«

Inwieweit Kammeier die *Ansicht der Geschichte* (1814) des Düsseldorfer Gerichtspräsidenten Peter Müller im Original gelesen hatte, muß offenbleiben, denn er bezieht sich auf ihn (2003, S. 90) nur mit einem Zitat nach Bernheim. Wie Bernheim lehnt er Müllers phantasievolle Rekonstruktion einer >tatsächlichen< Vorgeschichte Deutschlands ab.

Erstaunlich finde ich, daß er stellenweise sehr ähnliche Schlußfolgerungen wie Müller zog, der doch von einer gänzlich verschiedenen Grundhal-

tung ausgegangen war. Zu nennen wären die absichtlichen Widersprüche in den gefälschten Urkunden. Hier darf man auf unabhängige Denkvorstöße schließen, was das Ergebnis für uns wertvoller macht. Müller sah übrigens, daß die Fälschungsaktion seinerzeit keineswegs abgeschlossen war, sondern gerade die wildesten Blüten trieb, was von heute aus höchst berechtigt erscheint, denn die Romantiker schufen am kriminellsten unser Geschichtsbild.

In den fünf Heften, die von 1936 bis 1939 in etwa jährlichem Abstand erschienen (zusammengefaßt 2003), wehrt sich Kammeier gegen seine Kritiker, und zwar ganz aktuell von Heft zu Heft. Dieses Gespräch packt den Leser und läßt ihn unvermutet den Kampf miterleben, der sich damals abspielte. Ein einzelner Vorkämpfer gegen die geschlossene Schlachtreihe der staatlichen Geschichtsverwalter des Reiches, das ist ein guter Grund zur Bewunderung. Und wie er mit den Mitteln des Geistes und der Feder antwortet - das ist alle Achtung wert. Heute wissen wir Chronologiekritiker, daß Kammeier recht hatte. Einmal werden es alle begreifen, denn dieser Logik, die dermaßen minutiös und sorgfältig ausgeführt ist, kann sich ein denkender Mensch nicht verschließen.

Hier ein Beispiel: Im Streitgespräch mit seinem Gegner Heimpel, der später berühmt wurde, während Kammeier in Vergessenheit geriet, spricht K. (S. 136) vom »logischen Dualismus (um keine treffendere Bezeichnung zu gebrauchen)«. Was wäre treffender als logischer Dualismus? Schizophrenie! Denn so könnte man es nennen, wenn ein Historiker als selbstverständlich annimmt, daß der Papst eine feste Residenz bewohnt und Registratur über seine Erlasse führt, während der Kaiser wie ein Nomade stets umherzieht und wahllos Urkunden ausstellt, ohne darüber Buch zu führen, wie uns die Itinerare der deutschen Kaiser über Jahrhunderte hinweg weismachen sollen. Dahinter muß ein anderer Mechanismus stehen, eine >Große Aktion<.

Heimpel warf Kammeier »Unsinn« vor. Ein neuerer Kritiker sprach von »Halbwahrheiten«. »Nur Geduld«, kontert Kammeier, »über kurz oder lang werden sich die Halbwahrheiten als volle runde Wahrheiten entpuppen.« (5.136)

Wer die Diskussion der letzten Jahre verfolgt hat, weiß, daß man mit den Prozentzahlen immer näher an Kammeier heranrückt: Waren zunächst mehr als 50 % der mittelalterlichen Dokumente als gefälscht erkannt, sind es nun schrittweise über 70 % und stellenweise gar 90 % geworden, bald bleibt nichts mehr übrig, wie eine Wochenzeitschrift (*Der Spiegel*, 2002) schrieb.

Einige bemerkenswerte Sätze Kammeiers über Rom möchte ich hier hervorheben: »Eine Tradition von der *Sedes Romana*, das heißt dem Sitz des Papsttums in Rom, hat zur Zeit des angeblichen Exils (in Avignon) noch gar nicht im christlichen Bewußtsein bestanden. Weiter: Rom war während des ganzen Mittelalters hindurch ein unbedeutendes Hirtendorf; ein >Papst< hat also während des Mittelalters in Rom nicht residiert!« (S. 222) Diese heute für

unsere Chronologiekonstruktion außerordentlich wichtige Erkenntnis - siehe mein Buch *ZeitFälschung,* S.159 ff., und W. Zarnacks Anhang zu Kammeier, Bd. 1 (2000) - muß als Leitbild für alle Forschungen über diese Zeit gelten. Das Exil der Päpste in Avignon mag erfunden sein, irgend etwas ist an dieser Erfindung ablesbar, etwa soviel: In diesem Gebiet entwickelte sich der Verwaltungsarm der jungen Kirche. Aber vorher kann es keine Päpste gegeben haben, soviel wird jedem klar, der Kammeiers Buch aufmerksam liest.

Was Kammeier zum »Zentralproblem der Ketzergeschichte« sagt (ab S. 206), ist aufhellend und für unsere Rekonstruktion hilfreich. Dabei handelt es sich um ein sehr weitreichendes Phänomen, auch im Islam gab es im gleichen (fiktiven) Zeitraum Ketzer, und ebenfalls unter einem griechischen Namen: die *sindiq,* von *Syndikos,* >Rechtsbeistand<.

Die Begharden und Beginen jedenfalls, die Kaiser Karl IV. 1369 angeblich »in den Provinzen Magdeburg und Bremen, in Thüringen, Sachsen und Hessen vernichtet« haben wollte, blühten ein Jahrhundert später noch in Norddeutschland - seltsam genug. Andererseits wissen wir nichts von ihnen selbst. Gespenster der Kirchengeschichte! Das zu verstehen, hilft Kammeier mit seiner Aufklärung.

Im Vorwort zum ersten Heft, das erfrischend kurz gehalten ist, stellt Kammeier sogleich seine zentrale Frage, und zwar mit den Worten von Mommsen, dem wohl berühmtesten aller deutschen Geschichtsforscher:

Wie erklärt es sich, daß »über den germanischen Anfängen ein Dunkel liegt, mit dem verglichen die Anfänge von Rom und Hellas lichte Klarheit sind«?

Ich will Kammeiers Antwort hier zusammenfassen: Weil die Geschichte von Rom und Hellas in der Renaissance mit großer Begeisterung erdichtet wurde, während gleichzeitig die Anfänge unserer eigenen Kultur bewußt gefälscht wurden.

Wie schon Aschbach und andere Kritiker vor ihm wendet Kammeier also eine innere Textkritik an: Es geht nicht darum, die Schriftarten als gefälscht auszusortieren, obgleich das manchmal am einfachsten hilft, es geht auch nicht um die minutiöse Prüfung der Pergamente, denn es gibt immer so gewitzte Fälscher, daß man ihnen mit dieser Methode nicht auf die Schliche kommen kann, sondern die psychologische Prüfung wird zum Skalpell: Kammeier fragt, »ob der Geschichts- und Urkundenschreiber gewisse Ereignisse, Personen, Daten so berichten und aufschreiben konnte, wie er sie berichtet hat, wenn er wirklich der gewesen wäre, als der er sich in und mit seinen Werken ausgibt«, nämlich als kaiserlicher Notar im 12. Jahrhundert (1936, S. 97).

Im dritten Heft stellt Kammeier durch kluge Überlegungen fest, daß nur eine straff organisierte Genossenschaft diesen Kraftakt der Neuschreibung der europäischen Geschichte zustande bringen konnte. Nicht einmal ein ganzer Mönchsorden war dazu in der Lage, sondern einzig die von Rom aus gelenkte katholische Kirche in ihrer Gesamtheit. Als Zeitpunkt kommen für

ihn die Anfänge der Renaissance in Frage, das 15. Jahrhundert. Wenn man dem Autor bis hierhin in seiner lückenlosen Beweisführung gefolgt ist, muß man auch die weiteren Schritte mitgehen. Kammeier geht nämlich mit der Genauigkeit eines Detektivs vor, und sein Buch liest sich stellenweise wie eine Kriminalnovelle mit realem Hintergrund. Man darf beim Lesen schon raten, was die Lösung sein muß, wird auch mal auf Abwege geführt, um selbst zu erkennen, daß gewisse Einwände oder Gegenargumente haltlos sind. Da vor allem die Fälschungen im Vatikan selbst horrende sind und diese Behauptung durch nichts zu widerlegen ist, wird auch der skeptische Leser bald überzeugt, daß die >Große Aktion< nur von dort aus gelenkt worden sein kann.

Hand in Hand mit der Neuschreibung der Geschichte durch die Kirche muß eine Vernichtung der >echten< Dokumente, zumindest der älteren Texte, vor sich gegangen sein. Auffällig ist nämlich das Fehlen weltlicher Registerbände, also etwa der königlichen und kaiserlichen Kanzleien. Konnten sie ebenfalls durch die Kirchendiener vernichtet werden? Kammeier bejaht diese Frage (S. 218; dies halte ich für die schwächste Stelle in Kammeiers Gebäude). Tatsache ist jedenfalls, daß nicht nur Manuskripte gefälscht wurden, sondern das gesamte Umfeld: Inschriften und Münzen gleichermaßen (S. 233), wodurch ein völlig neuartiges Geschichtsbild entstanden ist, das die Erinnerung an andere Zustände der Vergangenheit auslöschen mußte.

Am Schluß des 3. Heftes führt er noch einmal aus: »Die Renaissance ist nicht nur eine Wiedergeburt des Altertums, sondern auch eine Neugeburt des Mittelalters.«

In Heft 4 untersucht er sachkundig die Quellenlage der Rechtsbücher und stellt schließlich fest:

»1. die Rechtsquellen sind (wie die weltlichen Register) zum Teil gänzlich vernichtet worden;

2. soweit Quellen vorhanden sind, wurden diese nach bestimmten Gesichtspunkten umgefälscht.« (S. 270)

Kammeiers weitere Untersuchung der *Germania* des Tacitus dringt schon in den Bereich der Antike ein und ist schlüssig, wenngleich sie nur einen winzigen Einblick in das ganze Ausmaß der Antikenfälschung gibt, die er hier nicht aufrollen wollte. So entsteht der Eindruck, Kammeier habe andere antike Schriftstücke - etwa eines Poseidonios - für tatsächlich überliefert, wenn auch stark verfälscht, gehalten. Nach seiner Kenntnis von Hardouin wird dies nicht der Fall gewesen sein.

Die von Kammeier vorgegebenen Gedanken klangen seinerzeit höchst ungewohnt und wurden nicht akzeptiert. Die Grundidee scheint mir richtig. Darauf, aufzubauen und Klarheit zu gewinnen, müßte die wichtigste Aufgabe aller Historiker sein.

Einmal aufgeweckt durch Kammeiers Entdeckung, habe ich in vielen Richtungen geforscht und kann als Ergebnis bestätigen, daß tatsächlich eine un-

geheure Veränderung unseres gesamten Geschichtswissens vorgenommen wurde, bewußt und mit Eifer, leider ohne genauen Plan. Nachträglich einen Plan hineinzudenken, halte ich für ausgeschlossen. Von den frühesten Humanisten wie Nikolaus Cusanus an über die Bollandisten bis zu den aufgeklärten Theologen ist eine Geschichtsschöpfung erfolgt, die uns alle betrifft, weil sie uns den Blick auf die wirklichen Geschehnisse verdeckt.

Keiner der Geschichtskritiker hat gleich zu Anfang gewußt, wie groß das Ausmaß der Veränderung ist. Schrittweise mußte er immer weiter vorgehen und Dokumente der Antike oder des Mittelalters ausscheiden, die er vor einigen Jahren noch für echt gehalten hatte. Mir isf es selbst so gegangen.

Am Schluß des ersten Heftes (1936) betont Kammeier das Problem der Jahreszahlen mit den Worten: »Aber diese Schaffung der neuen mittelalterlichen Chronologie gleichsam aus dem Nichts war der allerschwierigste Punkt der universalen Aktion, und nach dieser Seite hin ist sie denn auch kläglich gescheitert.« (S. 80) Kammeier erklärt dann, wie sich die Mönche behalfen, um dieses Problem wenigstens notdürftig zu vertuschen: Sie nahmen Zuflucht zur elastischen Datierung, indem sie mehrere einander widersprechende Daten einführten, aus denen dann jeweils das >richtige< zu Diensten war, wenn es gebraucht wurde. Die sich widersprechenden und die offen gelassenen Datumsangaben sind also mit voller Absicht geschaffen, sagt Kammeier, denn nur so konnte die unmöglich zu lösende Aufgabe der Erstellung einer echten Chronologie umgangen werden.

Horst Fuhrmann, langzeitiger Chef der höchsten deutschen Historikervereinigung, erwähnt Kammeier 1996 auf S. 11 (kurz) und S. 244-251 ausführlich, allerdings in dermaßen niederschmetterndem und haßerfülltem Ton, daß man die Angaben (zumindest die tendenziöse Auswahl) anzweifeln darf. Er will Kammeier zur unehelichen Geburt verdammen, obgleich das nicht beweisbar ist und nichts zur Sache tut. Dorfschullehrer und später arbeitslos war er also. Und es gab sogar Nazis, die ihn lobten, tatsächlich!

Fuhrmann erwähnt am Schluß auch noch ein Buch ohne Autor, *Das Gesetz der Mitte in der Gesellschaft* (Bayreuth 1994), das über Kammeiers Thesen 100 Seiten lang berichtet, aber vermutlich politisch nicht korrekt ist.

Über Kammeiers Person ist auffällig wenig in Erfahrung zu bringen. Auf Anfrage erteilte die Stadtverwaltung Arnstadt folgende Auskunft:

»Frau Charlotte Margarete Kammeyer (geb. Bode, geb. 4. 3. 1916 in Minden/Westf.) verwitwet, starb 3. 5. 1978 in Arnstadt/ Thür.« - Die geänderte Schreibweise des Nachnamens wird nicht erklärt.

Kammeier hatte mit seiner Aufklärungsarbeit noble Beweggründe: Die Fälschung der Geschichte sah er als große Gefahr für unsere Kultur, weil die Fehlschlüsse aus diesem Wissen neuen Konfliktstoff bergen. Aufklärung hielt er für äußerst wichtig.

Ein Nachtrag zu Robert Baldauf, den Geschichtskritiker, über den ich mehrfach berichtet hatte: Sein im Mai 1902 im Basler Verlag Reinhardt gedrucktes Buch *Historie und Kritik, IV C* hatte Fragen über die Identität des Autors aufgeworfen. Ich bin nach Basel gereist und habe mit Hilfe eines bekannten Baslers Nachforschungen angestellt, die fast nichts erbrachten. In der Universitätsbibliothek gibt es ein Exemplar mit handschriftlichen Anmerkungen in Bleistift (Sigle Hist. Conv. 79 No. 37). Der ehemalige Besitzer hatte sich als Alfred Hartmann eingetragen, konnte offensichtlich Griechisch und redet in den kritischen bis ablehnenden Notizen Baldauf mit Du an. Auf Seite 55 steht am Rand: »ja, das frage ich Dich auch«, schreibt aber am Schluß auch »Herr Baldauf«, wohl etwas befremdet durch die seltsamen Thesen Baldaufs.

Das Vorlesungsverzeichnis der Universität Basel durchsuchte ich von Sommersemester 1892 bis Wintersemester 1913/14 - also mit reichlichem Spielraum - nach Professoren, Dozenten, Vorlesungstiteln usw., konnte aber weder Baldauf noch Hartmann finden. Die heute noch bestehende Universitäts-Buchdruckerei Friedrich Reinhardt in Basel, Missionstraße 36, konnte uns über den Namen Baldauf oder dessen Buchmanuskript keine Auskunft geben. Man sagte uns, eine Rheinüberschwemmung habe ehemalige Dokumente vernichtet.

Das andere der beiden anstoßerregenden Bücher von Baldauf, *Historie und Kritik,* Band I, erschien in Leipzig 1903. Meine Nachforschung dort ist noch nicht abgeschlossen.

Randbetrachtung zum Thema Sekten

Da stets von zahlreichen und sehr unterschiedlichen Sekten im Zusammenhang mit der Bosch-Deutung die Rede ist, füge ich eine kurze Betrachtung zu diesem Thema an. Es gab sehr verschiedene Gruppen, die von den modernen Kunstinterpreten in Betracht gezogen werden:

1. Ebioniten, Elkaisiten, Symmachianer usw., das sind Bewegungen, die zwischen Judentum und Christentum stehen und damit eine frühe Übergangsstufe anzeigen. Ihnen gemeinsam ist Friedfertigkeit, Schriftbildung und Naherwartung der Katastrophe.

2. Begharden, Beghinen, >Brüder vom freien Leben<, >Brüder und Schwestern vom freien Geiste<, Lollharden und andere Bünde zur Krankenpflege und zum Schutz der Schriften. Sie sind im Gegensatz zu den vorigen keine Vegetarier, sondern pflegen rituelle Mahlzeiten, bei denen auch ein Schwan oder ein Eber aufgetischt werden kann, haben also keine mosaischen Vorformen.

3. Hussiten, Taboriten, Wiedertäufer usw.: Bei ihnen ist der Heiland schon eine wichtige Gestalt, wenn auch eher noch ein Mensch oder Engel, keinesfalls gottgleich. Sie waren allesamt demokratisch eingestellt.

Für unsere Überlegungen sind die erstgenannten Gruppen, die >Sekten< am Übergang zum Christentum, eine nähere Betrachtung wert, während die anderen eher das Zeitkolorit des holländischen und böhmischen Widerstands abgeben würden. Über die niederrheinischen Brüder vom freien Geiste, deren Kenntnis am meisten zum Verständnis der Bosch-Welt führen würde, wissen wir leider fast gar nichts; alle Nachrichten über sie sind - verständlicherweise - völlig umgeformt und geben oft das genaue Gegenteil der tatsächlichen Hintergründe, die nur zu ahnen sind. Sie waren vom Christentum noch unberührt und pflegten oft in altertümelnder Form Kulte (wie die Schwanenmahlzeit), die einer früheren Epoche angehörten. Ihre Anregungen nahmen sie vielfach aus dem persisch-arabischen Kulturraum (Pflege der Bücher, Schulen, Krankenhäuser, auch in Tracht und Tanz), wie an den Darstellungen und einzelnen Wörtern erkennbar ist.

Über die einzige durch ihre Schriften näher bekannte Gruppierung, die zuerst genannten Gnostiker frühjüdischer Prägung, möchte ich einige Grundzüge herausholen.

Die Ebioniten werden von den Kirchenvätern *»nostri judaicantes«* (unsere Judaisierer) und *»Semijudaei«* (Halbjuden) genannt (Schoeps 1964, S. 56, dem ich hier folge). Ihre Texte sind alle *»post eventum«* (nachträglich) entstanden (Schoeps 1964, S. 11) und haben immer »parteitendenziösen Charakter«, ja sie sind »z.T. erst Reaktion auf die großkirchliche Darstellung« und setzen »häufig die Kenntnis der kanonischen Apostelgeschichte voraus«. Die Ebioniten standen also in regem Austausch mit der kirchlichen Entwicklung und verdanken ihre Entstehung gerade der letzteren, indem sie sich gegen sie abgrenzten. Das kann aber nach den Erkenntnissen von Johnson und Kammeier (usw.) nur heißen, daß sie wie die Kirchenbildung zum 15./16. Jahrhundert gehören.

Ebioniten sind nach der Definition jene Christen, die die mosaischen Gesetze weiterhin einhielten, besonders hinsichtlich der Beschneidung und der Speisereinheit. >Ebioniten< ist ein »rehebräisierter« Begriff (S. 16) und bedeutet etwa >die Armen im Geiste<. Sie hießen auch Nazoräer (Apg. 24,5), hebr. *Nozrim,* nicht von Nazareth, sondern von *NSR* = >bewahren, das Gesetz halten<. Ihnen ähnlich sind die Elkaïsiten, die Symmachianer und die Tobim, alles Gruppierungen, die ohne gemeinsame oberste Leitung denselben Gedanken verfolgten: Beibehaltung der mosaischen Vorschriften im christlichen Glauben. Gemeinsam sind ihnen bestimmte antijüdische Verhaltensweisen wie Ablehnung des Opferkultes und vegetarische Ernährung (S. 18), aber auch antichristliche Riten wie die Einhaltung der Beschneidung, die die abendländische Kirche streng verfolgte und ausmerzte. Die katholische Behauptung, daß sich auch die morgenländische Kirche mit Schärfe gegen die Beschneidung wandte, wird schön dadurch als Lüge entlarvt, daß die morgenländischen Christen bis heute die männliche Beschneidung strikt einhalten; die

weibliche Beschneidung bei Christen wird nur noch in Äthiopien gestattet. Die ebionitischen Schriften sind in Griechisch verfaßt, und es scheint sicher, daß die Ebioniten zwar >Aramäisch< sprachen, aber nicht Hebräisch (S. 33, Anm. 9).

Es scheint sicher - derartige Ausdrücke kommen bei Schoeps ständig vor; er redet im Konjunktiv von vermeintlichen Geschehnissen, nennt die *Homelien* des Klemens immer einen Roman, hält viele Quellen für ungeschichtlich, manche Stellen innerhalb der verwendeten Texte gar für »verworren und als Quelle unbrauchbar«. Hinzu kommt die auffällige Ungewißheit der geographischen Angaben, die trotz hervorragender Kenntnisse aus jahrhundertelanger Quellenforschung und Archäologie nicht geklärt werden können.

Wie schwimmend auch in chronologischer Hinsicht der gedachte Hintergrund ist, wird deutlich, als »die Parallele zu den Nachfolgeprinzipien im Islam« (S. 30) zur Sprache kommt, nämlich daß das Auslesekriterium für die Nachfolge von Bischöfen die Blutsverwandtschaft mit der Familie Jesu ist (zuerst war sein engster Bruder Jakobus der höchste Gemeindeführer). Bei >Parallele zum Islam< ist die Schia gemeint, wo die Abstammung vom Propheten (über Fatima) höchstes Vorrecht auf die Imam-Stellung bedeutete. Die Schia wurde jedoch erst 1502 zur iranischen Staatsreligion (und damit erst definiert). Auch bei den Humanisten konnte gerade dieser Zug erkannt werden: Die frühen Autoren sind demokratisch und republikanisch eingestellt, die späteren (ab dem 16. Jahrhundert) monarchisch mit erblicher Thronfolge.

So wurden auch die Dispute zwischen den Sektengegnern »natürlich vom Romanautor erfunden« (S. 45). Sie passen bestens in die aufgeheizte Atmosphäre der Reformationszeit, wo sie nicht nur ein beliebtes literarisches Thema bilden, sondern auch von den Malern häufig dargestellt werden. Von Bosch ist eine Zeichnung dazu erhalten (in New York).

Einer der Streitpunkte ist die Befähigung zum Zeugnis über den Christus durch persönliche Visionen, wie sie Paulus in den Vordergrund stellt. Visionen könnten ja auch durch »herumschwirrende Geister« (S. 45) ausgelöst werden - statt durch Gott oder seine Engel - und somit in die Irre führen, hält Petrus dagegen. Diese Ablehnung der Schwarmgeister ist typisch für die Aufklärer unter den Humanisten im 16. Jahrhundert, die sich gegen unkontrollierbare und teilweise hysterische Prediger abgrenzen mußten. Ein solcher Streit ist nur vor dem Hintergrund eines fertigen Textes des *Neuen Testamentes* möglich, also nicht in der Frühzeit der christlichen Entwicklung (wann immer diese angesetzt wird), was ja oben schon gesagt wurde: *»post eventum«,* lange nach dem gedachten Ereignis. Schoeps sagt, daß alle diese Texte »durch die Papiermühle einer antiken Romanfabrik durchgedreht« wurden (S. 49), wobei ich mich nur an dem kleinen Wörtchen »antik« stoße.

Anhang 2: Was ist Chronologiekritik?

Geschichtsschreibung ist eine weiche Wissenschaft, wabbelig und fließend wie ein sumpfiges Gelände. Aber sie hat ein hartes Rückgrat - das Jahreszahlengerüst, in dem wie in einem großen Kasten alle Ereignisse eingeordnet werden, und zwar nicht nur, ob sie früher oder später stattgefunden haben, sondern auch, wie lange die einzelnen Geschehnisse vor heute liegen. Ohne dieses Gerüst wäre Geschichtswissenschaft überhaupt nicht möglich. Selbst die mit völlig ungewissen Zeiträumen und Abständen arbeitende Vorgeschichte hat sich mittels irgendwelcher - meist nicht genauer definierter - Kriterien eine Zeitskala geschaffen, denn ohne diese wäre eben auch Vorgeschichtsschreibung undenkbar.

Die Frage stellt sich also: Wie ist dieses Zeitgerüst entstanden, und welche Berechtigung hat es?

Bei der Erkundung der Chronologie und ihrer Entstehungsweise stößt der Forscher zunächst auf den sonderbaren Umstand, daß es für diesen so überaus wichtigen Zweig der Geschichtsschreibung keine eigene Disziplin im akademischen Betrieb mehr gibt. Man hat sich auf eine Zeitberechnungsart geeinigt und übernimmt diese seit fast zwei Jahrhunderten ohne ernste Zweifel. Ludwig Ideler faßte 1826 mit seinem zweibändigen *Handbuch zur mathematischen und technischen Chronologie* in Berlin zusammen, was man bis dahin für richtig hielt, und außer für die Geologie und Paläobiologie änderte sich seitdem nichts Wesentliches mehr an diesem Konzept. Hinzu kam nur noch die maßlose Ausweitung der Erdgeschichte auf viele Jahrmillionen durch Lyell und Darwin, wobei man sich darüber im klaren war: Wollte man Darwin recht geben, dann mußte man von den längst als unhaltbar erkannten 6000 Jahren für das Alter der Erde abgehen und die geforderten ungeheuer langen Zeiträume von vielen hundert Millionen Jahren akzeptieren.

Es gab gar keinen Beweis für diese langen Zeiträume, auch keine vernünftige Erklärung für zahlreiche Phänomene wie die Bildung von Steinkohle oder die Entstehung der Eiszeiten, doch man einigte sich auf Darwins Theorie und wartete, bis die Gegner (wie etwa Virchow, der große Berliner Arzt, Archäologe und Politiker) gestorben waren. Die Wissenschaften funktionieren ohnehin nur auf demokratische Weise: Was der Mehrheit einleuchtet, gilt als erwiesen.

Man war zudem auch fleißig und schuf verschiedene naturwissenschaftliche Methoden, um das sogenannte absolute Alter eines Fundgegenstandes zu ermitteln, zunächst die astronomische These für die Geschichte des Alten Ägypten, dann die schwedische Warventheorie, die mit den Ablagerungen in Seen rechnet, bald auch die Dendrochronologie, die die Jahresringe der Bäume zählt, und schließlich rein technische Verfahren wie die Messung von

Strahlung und Isotopen, also die Thermoluminiszenzprüfung und die Radiokarbonmethode, C14 genannt. Die technischen Methoden mußten noch an irgendeinem vorliegenden Zeitstrahl geeicht werden, um vernünftige Ergebnisse zu bringen, und damit konnten sie natürlich nur die schon bekannten Zahlenwerte (innerhalb enger Grenzen) wieder hervorbringen. Gerade die C14-Methode, die man für eine rein technische Prüfweise halten könnte, schnitt hierbei am schlechtesten ab, da gar zu viele Umstände die Ergebnisse verzerrten, weshalb man sie kurzerhand an der Baumringzählung eichte (>kalibrierte<), was nun zwar keine eigenständigen Daten mehr ergibt, aber doch verwertbare innerhalb der bekannten Datierungen. Wenn man nun noch weiß, daß die Baumringjahre großenteils erst durch C14-Jahre vorbestimmt wurden, dann merkt man schon, wie sich hier die Schlange doppelt in den Schwanz beißt: erst einmal, weil das gesamte geisteswissenschaftlich erstellte chronologische System den technischen Methoden zugrunde liegt, und zweitens, weil diese technischen Methoden noch untereinander verzahnt sind: Man kann dies den doppelten Zirkelschluß der modernen Chronologie nennen (siehe Blöss/Niemitz).

Unsere jetzige Chronologiekritik setzt nicht mehr dort an, wo man Pharaonen verschieben könnte oder das Geburtsdatum Jesu um sieben Jahre vorverlegt, sondern grundsätzlich bei der Frage: Was ist geschehen, daß wir keine chronologischen Aufzeichnungen und keine feste Vorstellung von der abgelaufenen Zeit haben? Warum muß die Geschichte vor 1500 n.Chr. so mühsam rekonstruiert werden, und warum enthält die Rekonstruktion so große Fehler?

Eine Antwort auf diese Grundfrage bietet nur die Katastrophentheorie, und die war vor einigen Jahren an den Universitäten noch gänzlich verpönt, weshalb es unsere akademischen Kollegen so schwer hatten, in ihren Kreisen für die neuen Gedanken zu werben. Inzwischen hat da ein Wandel eingesetzt, der Hoffnung macht, daß unsere revolutionierenden Erkenntnisse diskutiert werden können.

Was besagt die Katastrophentheorie?

Durch Lyells neue Geologie und Darwins Theorie von der Entstehung der Arten waren Katastrophenerkenntnisse aus dem akademischen Denken verbannt worden und konnten nur auf einem Seitenzweig weiterentwickelt werden, weshalb heute noch einige Leute an Cuvier oder Lacunza denken, wenn sie von geologisch-kosmischen Katastrophenthesen hören. Der österreichische Ingenieur Hanns Hörbiger ist den wenigsten bekannt. Ich kann hier nur kurz meinen eigenen Zugang schildern, der vor dreißig Jahren nicht bei Hörbiger oder Dacque ansetzte, wenngleich ich von jenen Denkern gehört hatte. Ich erforschte alte Küstenlinien und Besiedlungsspuren im Gelän-

de, brachte die Ergebnisse mit den archäologischen Entdeckungen und den Überlieferungen der Völker in Zusammenhang und stellte eine Theorie auf, die sich heute schrittweise als nicht völlig falsch herausstellt: Es muß in der frühen Geschichte der Menschheit eine große und anschließend drei kleinere Katastrophen gegeben haben, wobei jedesmal der größere Teil der Zivilisation ausgelöscht wurde, die dann nach einer kurzen Pause erneut begann. Ein kosmischer Auslöser - ich dachte an einen großen Meteoriten - wäre vor einigen Jahrtausenden in den Golf von Cädiz eingeschlagen und hätte dadurch die Erdkruste aufgerissen, so daß Wasser aus der Tiefe heraufdrang und große Gebiete überschwemmte, wobei die damalige atlantische Kultur vernichtet wurde. Durch drei nacheinander erfolgte Landhebungen tauchten immer mehr Gebiete aus dem Meer wieder auf, wodurch eine neue Besiedlung möglich wurde. Jede dieser drei Landhebungen hatte verheerende Auswirkungen, die kurzfristig alles Erreichte wieder zerstörten. Die Neubesiedlung erfolgte durch überlebende Menschen aus hohen Gebirgen, die nicht so hochzivilisiert waren und darum in einfacher Weise einen Neuanfang wagten. Für die erste Katastrophe und die drei Landhebungen hatte ich (1977) feste Jahreszahlen vorgeschlagen, aus Platons Atlantisberichten gewonnen, die allerdings heute, wo Platons Schriften sich seit Hardouin als Werke der Renaissance herausstellen, nicht mehr brauchbar sind. Ich möchte diese Landhebungen nun eher in naher Vergangenheit sehen, in der Zeit, die wir das >Mittelalter< zu nennen gewohnt sind.

Die letzte Hebung wird mit einiger Sicherheit auf etwa 1350 unserer Zeitrechnung gelegt, und rund neunzig Jahre davor, das wäre 1260, könnte die zweite Hebung stattgefunden haben. Für das davor liegende Ereignis (die erste Hebung) nehme ich 1050 an; alle diese Jahreszahlen sind noch unsicher.

Zum Glück stehe ich mit meiner Katastrophentheorie nicht mehr allein da; die moderne Chronologiekritik und Geschichtsanalyse baut auf der Erkenntnis auf, daß kosmisch bewirkte Katastrophen alle Zivilisationsformen auf der Erde zerstörten und zu unserer völligen Unwissenheit der frühen Geschichte geführt haben. Die deutschschreibenden Gründer der Rekonstruktion der Menschheits- und Naturgeschichte, Christoph Marx, Gunnar Heinsohn, Christian Blöss und einige weitere, hatten (ab 1978) ihren Anstoß auch nicht bei Hörbiger oder Dacqué bekommen, sondern beim amerikanischen Psychoanalytiker Immanuel Velikovsky, der damit argumentierte, daß nur ein Bewußtmachen des Katastrophenerlebnisses die vernichtenden Handlungen des Menschen wie Krieg und Völkermord überwinden kann. Wir haben es hier mit einer typisch Freudschen Behandlungsmethode zu tun, wobei ich im Augenblick dahingestellt sein lassen will, ob sie Erfolg haben kann. Der Velikovskysche Anstoß, der genau wie Lacunzas geistige Revolution um 1800 von den biblischen Katastrophenüberlieferungen ausging, führte zu weitreichenden Umwälzungen im gesamten geschichtlichen Denken. So-

wohl für das Planetensystem als auch für die Entwicklung der Arten auf der Erde, für die frühgeschichtlichen Hochkulturen wie Sumer und Ägypten als auch für die griechischen Stadtstaaten und die persischen Reiche ergaben sich völlig neue Sichtweisen, die zu immer schärferer Kritik an der akademischen Lehre zwangen und inzwischen eine selbständige Richtung in der Geschichtswissenschaft darstellen.

Welche Standpunkte werden heute eingenommen?

Nun möchte ich kurz auf einzelne internationale Ergebnisse der jüngsten Forschung hinweisen, zuerst auf die Situation der Chronologieforschung in den USA. Sie ist höchst widersprüchlich, vielfältig und ungewöhnlich, was eine Eigenschaft jenes Kontinents zu sein scheint. Zumindest soviel ist einigermaßen allen Gruppierungen gemeinsam: Man kommt zusehends vom Gründer der neueren Bewegung, Velikovsky, ab, nachdem man erkannt hat, daß sein Bibelfundamentalismus den strengeren Ansprüchen der modernen Wissenschaftlichkeit nicht standhält. Einerseits hatten sich wichtige Thesen Velikovskys als richtig herausgestellt, und noch immer werden einzelne Voraussagen dieses Multitalents durch die moderne Weltraumforschung bestätigt - was nicht nur die Venus betrifft, - zum anderen aber haben die von ihm direkt inspirierten Forscher inzwischen eigene Wege beschritten. Das Stichwort ist Saturn. Man baut eine kosmische Theorie auf, die diesen ältesten Planeten des Sonnensystems in den Mittelpunkt aller Betrachtungen stellt, was ungewohnte Einblicke ermöglicht. Statt der biblischen und altägyptischen Begründungen für die Katastrophen sind nun griechische Mythen und Maya-Überlieferungen tonangebend, was den Umfang erweitert hat. Wer sich dafür interessiert, der kann im Internet eine große Zahl von Webseiten besuchen und sich die ungewohntesten Szenarien vorführen lassen.

Unsere Mittelalterrevolution haben in den USA bisher nur wenige Personen zur Kenntnis genommen, hauptsächlich durch Übersetzungen von Heinsohn, Niemitz und mir. In England hatten Christoph Marx, Eugen Gabowitsch und ich vor einigen Jahren einen ersten Vorstoß gewagt und unsere Idee vor einer Vereinigung vorgetragen, die schon etwas länger als die deutsche Gruppe besteht, der ISIS (International Society for Interdisciplinary Studies), hatten aber kaum Erfolg damit. Auf unserer internationalen Tagung in Rüspe im Siegerland (2001) waren auch Amerikaner und Engländer anwesend, was das weitere Interesse an unserer Arbeit bezeugt. Die Sprachbarriere ist für die anglo-amerikanische Welt ein Hindernis.

In Spanien hat sich trotz unserer Sprachkenntnisse und starkem persönlichen Einsatz keine eigenständige Entwicklung angebahnt. Das mag damit zusammenhängen, daß man dort hinsichtlich des ersten Jahrtausends v.Chr. ohnehin niedrigere Jahreszahlen angesetzt hat. Seltsamerweise ist in dem

aufgeklärten Frankreich, das einen Hardouin, Launoy und Germon und viele andere Geschichtskritiker hervorgebracht hat, weder eine eigene Gruppe entstanden, noch hat jemand unseren Faden aufgegriffen. Lediglich in Sachen Paläobiologie hat ein Anhänger Dacqué, François de Sarre in Nizza, begonnen, einige unserer Thesen zu veröffentlichen.

Schauen wir nach Osten, so finden wir ein viel offeneres Feld. Dort ist nämlich eine entsprechende Bewegung schon seit fast einem Jahrhundert am Werke. Als erster hat Nikolaus Morosow in Rußland die chronologischen Vorgaben in Zweifel gezogen und am Beispiel der Offenbarung des Johannes, die er astronomisch auffaßte, einen späteren Beginn des Christentums, um 396 AD, behauptet (deutsch 1912 mit Vorwort von Arthur Drews). Er sprach mehrfach von der fast undurchdringlichen Dunkelheit der Geschichte vor 1600 (S. VIII, 219 f. u.ö.). Gegen 1980 begannen auf Morosows Grundlage einige hervorragende Mathematiker unter der Führung von Anatolij Fomenko die ungeheure Datenmenge der neuzeitlichen Geschichtsschreibung in Computerprogramme einzuspeisen und stellten fest, daß sich wie in einem Kopierverfahren gewisse Sequenzen der Geschichte mehrmals wiederholen, und sogar in stets gleichen Abständen, so daß der Gedanke naheliegt, daß hier parallele Geschichtsbeschreibungen hintereinandergelegt worden sind und so einen großen Zeitraum bedecken, der in Wirklichkeit viel kürzer gewesen sein muß. Dieser originelle und wissenschaftlich durchaus plausible Ansatz bestätigte unsere eigenen Erkenntnisse in geradezu verblüffender Weise, so daß eine Verbindung und ein Ideenaustausch mit dieser Forschergruppe in Moskau erwünscht ist.

Inzwischen hat Fomenko und seine Gruppe das Christusereignis um ein ganzes Jahrtausend näher an uns herangeholt, genauer gesagt: auf das Jahr 1053 gelegt, das bisher das Schisma der christlichen Kirche markierte; nun ist es zum Passionsjahr Jesu geworden, soweit es Fomenko betrifft.

Ich werde hier nicht die russischen Thesen darstellen, dazu ist Eugen Gabowitsch als einziger in unserer deutschen Gruppe wirklich in der Lage, denn nur er hat alle Bücher der russischen Bewegung gelesen und die wichtigsten Punkte daraus uns mehrmals vorgetragen, so wie er auch unsere Ideen dort vermittelt hat. Ich möchte aber auf einen kleinen Text eingehen, der kürzlich in Englisch erschien und dadurch viele Leser erreicht hat:

»Die Ansicht von Garry Kasparov«, so heißt der Titel eines Aufsatzes, der das Thema der Geschichtskritik auf eigene Weise vorantreibt. Diesem großen Mathematiker und Schachweltmeister ist nämlich schon lange aufgefallen, daß die Behauptungen über griechische und römische Astronomie und Mathematik nicht nachvollziehbar sind. Wie will man mit römischen Ziffern, um ein klares Beispiel zu nennen, größere Rechenoperationen ausführen, bei denen Multiplikation oder Exponentialrechnung erforderlich sind? Stellen Sie sich das einmal bildlich vor, sagt Kasparov: Sie nehmen DCLIII

(653) mit CXCIX (199) mal? Oder Sie wollen die Zahl Pi in eine Rechnung einsetzen, in der man die Zahlen mit griechischen Buchstaben bezeichnet? Aus dieser Betrachtung ergibt sich, daß vor der Einführung der arabischen Ziffern und des Dezimalsystems größere Berechnungen - etwa die der Größe des Erdumfangs - nicht möglich gewesen sein dürften.

Ich glaube nicht, daß man früher dergleichen Berechnungen nicht anstellen konnte, gebe aber zu, daß unsere Beschreibung der klassischen Antike und ihrer Schriftformen nicht dazu passen kann. Allein schon diese Schlußfolgerung führt zu weitreichender Umgestaltung unserer Geschichtskenntnisse. Und davon handelt auch das *Buch der Zivilisationen* von Davidenko und Kessler, das mit einem Vorwort von Garry Kasparov 2004 in Englisch und Französisch erschien. Es wird eine große Zahl von Unmöglichkeiten vorgestellt, sei es in technischer Hinsicht oder in militärischer, die Bevölkerungsdichte betreffend oder die Zeiträume, so daß am Ende auch der akademische Leser sagen muß, daß er alles mit einer vorgefaßten Meinung betrachtet hat und eigentlich nie Durchblick hatte. Diese harte Kritik müssen sich die Professoren nun gefallen lassen.

Fomenkos Erklärung weicht von meinen eigenen Vorstellungen ab, ich kann sie hier weder vorstellen noch kritisieren. Durch die Übersetzungen meiner Bücher ins Russische, Bulgarische und Ungarische sind meine Ideen in Osteuropa recht gut bekanntgeworden.

Bei dieser kleinen Skizze der internationalen Gruppen habe ich schon deutlich gemacht, daß wir in Deutschland eine eigene Position vertreten, die als Mittelweg bezeichnet werden kann. Die von der 1982 gegründeten GRMNG (>Gesellschaft zur Rekonstruktion der Menschheits- und Naturgeschichte<) gegebenen Anstöße haben sich in vielerlei Hinsicht ausgebreitet, wobei der wichtigste Zweig die Mittelalterforschung geworden ist. Denn so spannend auch das Zurechtrücken der frühen Zivilisationen wie der Sumerer und der Industal-Leute durch Heinsohn zunächst einmal war, es berührt unsere eigene Geschichte nur am Rande. Die dabei verwendeten Methoden ließen sich jedoch auch auf Römer, Germanen und Slawen anwenden, und dabei stellten sich überraschende Ergebnisse ein, die auch den gebildeten Mitteleuropäer nicht kalt ließen. Wenn im Mittelalter 300 Jahre einfach gestrichen werden, wie Niemitz und Illig ab 1991 forderten, dann war etwas geschehen, was sogar die Medien auf den Plan rief: Hat Karl der Große nicht gelebt? Natürlich hat er nicht gelebt, aber er lebt heute in den Köpfen aller gebildeten Europäer (siehe: Topper 2001, S. 256, mit Berufung auf Gundolf).

Ursprünglich wollten die beiden Autoren nur das akademische Wissen zu einer stimmigen Gestalt umformen, also innerhalb der historischen Vorgaben Vernunft walten lassen. Wer die Historiker in ihrem Bereich mit ihren Spielregeln bekämpft, hat aufmerksame Gegner und erhält deutliche Ant-

worten, die man wiederum mit entsprechenden Argumenten widerlegen kann. Professor Michael Borgolte hielt ein Seminar an der Humboldt-Universität Berlin ab, um die Mittelalter-These zu widerlegen. Vergeblich, denn innerhalb der Disziplin hat Illig recht. So sind die Wortführer der *Monumenta Germaniae historica,* die Verwalter der deutschen Geschichte, übereingekommen, daß die meisten Urkunden des Mittelalters als Fälschungen ausgeschieden werden müssen, ohne daß sie dabei geklärt hätten, was diesen unfaßbar großen Berg an Fälschungen denn ausgelöst hat. Es war wie auf der Historikertagung 1985 in München, die das Problem der Urkundenfälschungen im Mittelalter betraf: Man erkannte sehr wohl, daß die Arbeit der letzten hundert Jahre praktisch eindeutig ergeben hatte, daß fast alles gefälscht ist, was vor 1400 n.Chr. geschrieben worden war. Man mußte Wilhelm Kammeiers Entdeckungen unausgesprochen bejahen. Aber man folgte ihm nicht in der Schlußfolgerung: daß nämlich Unkenntnis der Geschichte dazu gezwungen hatte, derart pietätlos vorzugehen. Man fand überhaupt keine sinnvolle Antwort auf die Frage, was denn die tausend Mönche und Theologen bewogen haben mochte, jahrhundertelang Fälschungen zu produzieren.

Mit anderen Worten: Der kleine Schritt zur Katastrophentheorie ist den Akademikern in Deutschland bis heute nicht gelungen.

Aber auch die Zeitrekonstrukteure, Chronologiekritiker oder Geschichtsanalytiker, wie die einzelnen Forscher sich bezeichnen, sind sich in diesem Punkt nicht einig. Während die Gruppe um Heinsohn, die ja speziell von Velikovskys Katastrophentheorie ausging, mit Nachdruck darauf besteht, daß die Katastrophen ein Thema ferner Vergangenheiten sind und weder mit dem Mittelalter noch mit der unmittelbaren Zukunft etwas zu tun haben, ist meine eigene Ansicht weniger zurückhaltend. Unsere neuesten Ergebnisse haben gemeinsam, daß unser Blick rückwärts bei etwa 650 Jahren vor heute stark begrenzt wird durch einen Einschnitt, der zumindest für Europa dermaßen verheerend war, daß alle davorliegenden Ereignisse nur noch nebelhaft durchschimmern.

Diese letzte Katastrophe war eher klein, wenn man sie mit früheren Ereignissen dieser Art vergleicht, aber sie war immer noch so überwältigend, daß Beschreibungen wie Erdbeben, Vulkanausbrüche und Seuchen nicht ausreichen. Etwas Gewaltiges von kosmischer Art, die ganze Erde betreffend, muß sich abgespielt haben. Diese Bahnverschiebung der Erde wird eine elektromagnetische Ursache haben, die hier nicht näher erörtert werden soll.

Der Letzte Große Ruck 1350 AD

Egon Frieden, der bekannte Kulturhistoriker zwischen den beiden Weltkriegen, hat einmal die Katastrophe von 1350 als den »letzten großen Ruck« bezeichnet, was Christoph Marx aufgriff und zu einem Hauptthema unserer Geschichtsforschung machte. Je mehr dabei zutage trat, desto deutlicher wurde auch, daß dieser Ruck ein Einschnitt in der Geschichtsschreibung ist, der mit viel Geschick später verschleiert wurde.

Dabei ist das Jahr 1350 AD nur als ungefährer Anhaltspunkt festzuhalten, weil es später durch die Kirche als erstes Jubeljahr bezeichnet wurde, wobei es sich um eine Rückprojektion handelt. Woran man als geschichtsorientierter Europäer bei diesem Datum zuerst denkt, das ist die große Pest, die etwa 1348 eindrang und in den folgenden zwei bis drei Jahren den gesamten Kontinent Eurasiens heimsuchte und ein Drittel aller Menschen hinraffte. In den Städten mit ihrer unzureichenden Hygiene war die Verlustrate höher als auf dem Lande, weshalb die höhere Kultur für längere Zeit zerstört und unterbrochen war.

Bekannt sind auch die zahlreichen Himmelserscheinungen von Meteoren, Sternregen, Kometen und Leuchtbändern (Nordlicht), von denen die Zeitgenossen berichteten; auch von einer lange anhaltenden Dunkelheit ist die Rede, wodurch Mißernten und Seuchen beim Vieh ausgelöst wurden. Bekannt ist weiterhin die große Manntränke im Nord- und Ostseeküstenbereich, bei der große Landstücke bis hinauf zur Doggerbank für immer in den Fluten versanken. Vineta, die größte Hafenstadt des Nordens, dürfte damals untergegangen sein. Dazu gehört auch das große Erdbeben, das in Süddeutschland und der Nordschweiz weite Gebiete zerstörte, weshalb in den nächsten Jahren überall neue Städte gegründet werden mußten. Ein Geologe nimmt neuerdings an, daß der Oberrheinische Grabenbruch damals entstand oder weiter abgesenkt wurde. Der Neuanfang läßt sich allerorten belegen, besonders auch in politischer Hinsicht: 1356 wurde erstmals schriftlich festgelegt, wie und von wem der deutsche Kaiser gewählt werden solle; man nennt dieses Schriftstück die *Goldene Bulle,* golden, weil man wünschte, daß es ewigen Bestand haben möge. Die Furcht vor einer Wiederholung der schrecklichen Ereignisse war noch mindestens ein Jahrhundert lang weitverbreitet, wie aus unzähligen Flugblättern des 15. Jahrhunderts hervorgeht.

Später begann man mit Ausgrabungen der Ruinen, was man als erste archäologische Tätigkeit bezeichnen kann, und versuchte, sich ein Bild der vorherigen Zeit zu machen. Die Päpste waren daran durchaus sehr interessiert, denn dabei ergab sich die Möglichkeit, diese Vorgeschichte entsprechend den eigenen Wünschen zu ändern, die Lücken zu füllen und - später durch die Inquisition in grausamster Weise - die Reste der Erinnerung auszulöschen.

Durch die Erfindung einer neuen Geschichte vor diesem Einschnitt und

für die ersten Generationen danach gelang es den monotheistischen Religionen, den Schock zu überdecken und ein Bewußtsein von Kontinuität und himmlischer Gesetzmäßigkeit zu erzeugen. Nur auf diesem Boden konnten die christlichen Lehren Fuß fassen, die uns bis heute den Blick umnebeln. Und damit ist eine der wichtigsten neuen Aussagen formuliert: Das Christentum entstand nach 1350.

Kammeier hatte diesen Vorgang sehr anschaulich beschrieben. Er setzte beim sogenannten babylonischen Exil der katholischen Kirche an, nämlich der Zeit der Päpste in Avignon in Frankreich. Dort, sagt er, ist die Kirche erst entstanden. In den darauffolgenden Konzilien von Pisa, Basel und Konstanz wurde dann aus den unterschiedlichen frühchristlichen Bewegungen eine einheitliche Kirche gestaltet, die schließlich in Rom ihren Sitz nahm. Den Abschluß dieser Entstehungsphase bildet das Konzil von Trient um 1560, wie Edwin Johnson herausfand. Damit sind die Thesen von Hardouin voll bestätigt, der ja selbst die früheren Konzilstexte geschrieben hat.

Gegen diese Ansicht wird häufig eingeworfen, daß doch die romanischen Kirchen und die gotischen Kathedralen noch vor uns stehen und ein früheres Christentum auch in Mitteleuropa bezeugen. Für die romanischen Kirchen hat sich nun durch unsere Forschungen ergeben, daß einige zwar älter sein mögen als der letzte große Ruck, zumindest in ihren Grundfesten oder in der Anlage, daß sie aber keine christlichen Kirchen waren, wie sich aus der Bauweise und dem Fassadenschmuck eindeutig ablesen läßt. Sie waren Gerichtsgebäude einer früheren Religion, die mit dem bekannten Monotheismus nichts zu tun hat, schon gar nicht mit dem Christentum.

Und was die gotischen Kathedralen betrifft, so sind sie sehr viel später zu datieren. Keine wurde vor dem 15. Jahrhundert begonnen, die meisten sind erst im 16. Jahrhundert dem Gottesdienst geweiht worden, und das war dann schon fast ein normierter christlicher Gottesdienst.

Gefragt wurde auch immer, wie denn die alten Bibelhandschriften zu erklären seien. Tatsache ist, daß es kein echtes Exemplar einer Bibelhandschrift vor 1400 gibt. Vollbibeln mit den kanonischen Texten gibt es erst aus dem 16. Jahrhundert, was nun ein Beweis besonderer Art ist: Wenn die ersten Bibeln um 100 n. Chr. geschrieben wären, dann müßten wir entsprechend der großen Zahl von Klöstern und Kirchen im Orient und Abendland aus anderthalb Jahrtausenden Zigtausende von Bibelhandschriften haben. Dagegen steht die Aufzählung von ganzen vier Stück, die älter als das 5. Jahrhundert sein sollen. Eine davon wurde erst gegen 1450 in Konstantinopel gefunden, eine andere erst 1859 auf dem Sinai. Die letztere habe ich (2001) als Fälschung seitens Tischendorfs ausgeschieden.

Die schrittweise Christianisierung Europas vor fünfhundert Jahren ist an vielen alten Texten und Bildern ablesbar, ich habe zahlreiche Hinweise vorgeführt. Mit dieser Feststellung, daß Europa erst seit einem halben Jahrtau-

send christlich ist, wird nun nicht etwa ein theologischer Streit vom Zaun gebrochen, sondern unser gesamtes Geschichtsbild umgestaltet. Das Vertrauen in die Schulgeschichtsschreibung ist verlorengegangen, eine ganz anders geartete Vorstellung wird sich durchsetzen.

Diese Umgestaltung der Geschichtskenntnis bedarf noch einer Menge Arbeit, die nur von einer großen Gruppe von Mitarbeitern bewältigt werden kann. Bewährt haben sich dafür unkonventionelle Zusammenkünfte wie die Geschichtssalons von Berlin (seit dem 3. September 1994) und Potsdam (seit Dezember 2002)

Wie unser Zeitstrahl geschaffen wurde

Nach der Gregorianischen Kalenderreform 1582 festigte sich das Zahlengerüst, das zwischen dem Friedenskaiser Augustus (fiktiver Geburtszeitpunkt für Jesus) und dem >*Cinquecento*< rund 1500 Jahre ansetzte. In der frühen Renaissance hatte man noch andere Vorstellungen gehabt, wie aus den *Comentarii* von Lorenzo Ghiberti (1378-1455) und Leonardo Bruni aus Arezzo (1370-1444), aber auch anderer Schriftsteller wie Petrarca, Alberti und Vasari, hervorgeht: Man glaubte, daß zwischen dem Untergang Roms (meist gilt 410 AD als Fixpunkt) und dem Wiedererwachen der Antike (also etwa 1400) nur rund 700 Jahre vergangen seien, also rund 300 Jahre weniger, als heute angenommen (pointiert dargestellt durch Siepe 1998).

Man bemühte sich darum, auf jede erdenkliche Art Hinweise auf eine wirklichkeitsnahe Chronologie zu finden. Einer der Autoren, die das Generationenregister des *Alten Testaments* mit astronomischen Rückberechnungen in Einklang zu bringen versuchten, war der provenzalische Katholik Nostradamus (1503-1566), der im Brief an seinen Sohn die Zeitangaben des Heiden Varro rundweg als falsch erklärte und mit eigener Methode einen Beginn der Jahreszählung festlegte: 4173 v. Chr. sei das erste Jahr Adams.

Der protestantische Theologe Joseph Scaliger (1540-1609), Sohn des berühmten Philologen Julius Scaliger, verfaßte als Antwort auf Papst Gregors Reform ein Werk *De emendatione temporum* (zu Deutsch etwa: Verbesserung der Zeitrechnung; Frankfurt/M. 1583), in dem er eine neue Chronologie einführte, die nur minimal von den katholischen Vorstellungen abwich und sich im Laufe der nächsten Jahrzehnte auch durchsetzte. Sein abschließendes Werk, *Thesaurus temporum* von 1606, das fünfzig Jahre später Allgemeingut der Geschichtsschreibung wurde, legte unsere heutige Vorstellung fest und ist nur noch in winzigen Details verbesserungsmöglich. Die Tabellen am Schluß des Buches werden praktisch heute noch in den Schulen gelehrt.

Seitdem gilt Scaliger als Vater der neuen Chronologie.

Eine große Schwierigkeit ergab die Verbindung zwischen biblischer und griechischer Geschichte, denn diese zwei getrennt geschriebenen Romanse-

rien waren schwer miteinander vereinbar. Zunächst einmal mußte ein Datengerüst für die griechische Geschichte erstellt werden, das man dem der biblischen Erzväter gegenüberstellen konnte. Zu diesem Zweck fand Scaligers Freund Casaubonus, der schon andere antike Manuskripte >entdeckt< hatte, 1605 in Paris eine in Kupfer gravierte Liste, auf der alle Sieger von Olympia von Anbeginn bis zur 249. Olympiade verzeichnet waren, was einen Zeitraum von praktisch genau 1000 Jahren überspannte. Eine so lange Liste müßte ausreichend sein, zumal man das Ende an eine entsprechende Konsuln-Liste der Römer anschließen konnte. Zu diesen Olympioniken ordnete Scaliger nun noch die Königslisten der Peloponnes, Attikas und Makedoniens, daran anschließend die bei Euseb (eigentlich Synkellos) enthaltene Königsliste des Manetho sowie weitere Herrscherlisten des Orients. Inwieweit man sich dabei orientalischer Vorlagen, etwa armenischer oder syrischer Texte, bediente oder diese erst später durch die Kirche dort eingeschleust wurden, wäre eine Untersuchung für Kriminalisten. Die Inhalte sind jedenfalls so naiv erfunden, daß heute kein Zweifel mehr über diese phantasievolle Literatur besteht. Dennoch: Das Gesamtgerüst der Chronologie der Weltgeschichte beruht auf diesen Erfindungen und ist insgesamt nicht mehr umstürzbar, solange nicht ein neues verläßliches Gerüst an dessen Stelle errichtet werden kann.

Der Jesuit Denis Pétau (Petavius) führte in zwei Schriften (1627 und 1630) von Paris aus diese Chronologie-Schöpfung fort und zementierte damit Scaligers Entwurf. Damals waren keineswegs alle Zeitgenossen mit diesem Zeitmonstrum einverstanden. Einer der klardenkendsten Männer des Aufklärungszeitalters, Isaac Newton (1643-1727), wehrte sich jahrzehntelang gegen diese Zeitrechnung und behauptete mit theologischen Erwägungen, daß die damals erarbeiteten Geschichtsdaten um mehrere Jahrhunderte zu hoch lägen. Die wichtigsten Daten der klassischen griechischen Geschichte müßten seiner Meinung nach um mindestens 300 Jahre näher an uns herangerückt werden, vielleicht gar um 500 Jahre.

Aus der öffentlichen Diskussion im 18. Jahrhundert geht hervor, daß die von Scaliger und Pétau aufgestellten Daten reine Kunstprodukte waren. Daß sie heute geglaubt werden, mutet wie eine Groteske an. Ich möchte diese Arbeiten als >*Science-fiction ä l'envers*< bezeichnen, als rückwärts projiziertes Konstrukt ohne Möglichkeit zur Nachprüfbarkeit.

Die Chronologieschöpfer der Neuzeit griffen auf Vorgaben zurück, die von der Vorgängergeneration, den Computisten, aufgestellt worden waren und als unumstößlich übernommen werden mußten. Deren Arbeit versteckt sich im >dunklen Mittelalter< und kann nur erschlossen werden, was ich hier schematisch andeuten will.

Die älteste europäische >durchzählende< Jahresbezeichnung war die ERA,

die offiziell gesehen von der katholischen Kirche bis 1443 als einzige Datierungsweise benützt wurde. Der Beginn der Benützung der ERA wird »um 500« (ERA) angesetzt. Die Einführung soll durch König Geiserich erfolgt sein. Über die ersten fünfhundert Jahre liegen deswegen keine Dokumente vor. Warum Geiserich eines Tages mit dem Jahr 501 neu zu zählen anfing, bleibt rätselhaft. Das Jahr 1 der ERA würde nach heutiger Sicht 38 v.Ztr. liegen, also recht nahe dem rückerrechneten Datum der Julianischen Kalenderreform 44 v.Ztr. (Den Mechanismus der Verschiebung habe ich 1999, S. 34, dargestellt.)

Auch aus den auf Geiserich folgenden 500 Jahren haben wir kaum Resthinweise auf eine Benützung dieser Ära. Die vielen gefälschten Steininschriften konnten leicht entlarvt werden (siehe: Topper 1998, S. 90 ff., u. 1999, Kap. 8). Erst für die Zeit nach etwa 1260 AD wird die ERA wirklich verwendet worden sein; dieses Datum entspricht - bei einem gewissen Umrechnungsmodus - ERA 1001 (Topper 1999, S. 144; s. a.: Juan Gil 1993, S. 39).

Die Umschaltung von der ERA auf die AD-Zählung erfolgte keineswegs einheitlich. Es passierten auch häufig Fehler durch fehlende Kennzeichnung, *welche* der beiden Ären verwendet worden war (z. B. Topper 2001, S. 146).

In Deutschland war die ERA selten benützt worden, schreibt Ginzel (III, S. 176):

König Alfons der Weise von Kastilien (1252-1284) habe in seiner Eigenschaft als deutscher König (ab 1257) einige Urkunden deutscher Städte nach ERA datieren lassen, sonst gibt es kaum Hinweise darauf. Das wiederum mutet seltsam an, denn die katholische Kirche benützte die ERA in allen offiziellen Schriftstücken bis ins 15. Jahrhundert.

Der wichtigste Punkt, der in den christlichen Bemühungen um eine eigene Chronologie die Hauptrolle spielte, war die Errechnung des Weltendes. Für die rechtgläubigen Moslems war dieser Gedanke ketzerisch. Die Motivierung für die Christen, eine durchgehende Zählweise einzuführen, leitete sich von der iranischen Weltalterberechnung ab: 6000 Jahre nach der Erschaffung der Welt sollte das Weltende durch den Saoshyant, den Heiland, eintreten. Die Juden hatten diese Zwangsvorstellung von den Persern übernommen und in ihren apokalyptischen Schriften weiter ausgebaut. Und auf diesem Wege war die Zukunftserwartung in die christliche Glaubenswelt eingedrungen, zuerst banal als »Naherwartung«, dann als kryptischer Zug und theologische Spitzfindigkeit, die auch in Newtons Zeit noch vorrangig war.

Die Arbeit der Computisten

Die Computisten - so nannte man die Mönche, die mit der Berechnung der Heilsgeschichte beschäftigt waren - schufen schematische Zeittafeln, in denen Jahrespakete auftraten, die einen tieferen symbolträchtigen Sinn hatten.

Ihr Schema sah etwa so aus:

ERA 666 wird als Mittelpunkt des Zeitstrahls genommen (wegen Offb. Joh. 13, 18). Man muß das sechs-sechs-sechs lesen, dazu gehören 369 (drei-sechs-neun) und 963 (neun-sechs-drei) als symmetrische Zahlen, die computistisch gesehen gleichwertig in zweiter Ebene liegen. Der Abstand dazwischen beträgt jeweils 297 Jahre, eine magische Zahl; sie ist das Produkt aus der wichtigen Primzahl 11 und der Drei hoch drei (= 27) als Ausdruck der Trinität.

Geht man um denselben Abstand (297) von 369 weiter zurück, erhält man 72, und vorwärts von 963 erhält man 1260. Dies wäre eine dritte Ebene, wiederum symbolisch gesehen gleichwertig.

Diese Zahlen als >Jahreszahlen< aufzufassen, muß uns unsinnig erscheinen, den Computisten war es sinnvoll. 666 wurde zum Auftreten des Antichristen, 369 zum Beginn der Kirche, 963 zum Beginn des Reiches. 72 war die Tempelzerstörung, später die Passion des Heilands, der sich selbst als den Tempel bezeichnete, der zerstört und in drei Tagen wieder errichtet wird. Und 1260 wäre dann die endgültige Zerstörung, das Jüngste Gericht, zu erwarten, wie in der Offenbarung festgelegt. Diese letzte Zahl lag in der Zukunft.

Der ursprüngliche Beginn der ERA muß später mit der Julianischen Kalenderreform gekoppelt worden sein, das heißt, er wurde nach unseren heutigen Vorstellungen auf 44 v.Chr. angesetzt. 666 minus 44 ergibt 622, das ist das jetzige Datum für die Hedschra (Beginn des Islams, des Antichristen) in unseren Schulbüchern. Entsprechend gelangte das Erste Weltweite Konzil (Beginn der Kirche) von 369 (-44) zur Zahl 325 AD (Konzil von Nicäa), und die Reichsgründung von 963 auf 919 (erster Reichstag).

Auch 72 erhielt einen neuen Zahlenwert, es wurde (-44) zu 28 AD, dem Todesdatum Christi bei Victorinus. Nur 1260, da in der Zukunft liegend, blieb bestehen, man schraubte es notgedrungen nach dem Ausbleiben des Jüngsten Gerichtes noch zweimal höher, zuerst auf 1290, dann auf 1335 (Daniel 12, 11 u. 12).

Eine andere Umrechnungsweise brachte die 38 Jahre zwischen ERA und AD ins Spiel: 963 ERA ist von 1001 AD um 38 Jahre entfernt; dabei rutschte Christi Geburt von UC 753 auf 759 (und damit auf 7 v.Chr.).

Durch das Paket von 297 Jahren entstand eine erkennbare Fehlerquelle, sie ergibt die so häufig um drei Jahrhunderte verschobenen Geschichtsdaten. Auf anderem Wege ist auch der Zeitrekonstrukteur Heribert Illig zu diesem Ergebnis gekommen, leider ohne eine Erklärung zu geben, wie er dieses Jahrespaket gefunden hat. Sein Ausdruck »nach meinem derzeitigen Wissensstand« (1994, S. 20) klingt mystisch. Es gibt ja eine Reihe von verschiedenen Wegen, auf christlicher wie auch islamischer Berechnungsgrundlage, die diesen Sprung deutlich machen (siehe: Topper 1999).

Die Festlegung des Anfangs des Deutschen Reiches auf 911 AD und der beiden Schlachten gegen die »Ungarn« 933 und 955 folgt diesem Muster symbolischer Zahlen - hier besonders der heiligen 11 - wie auch die Festlegung Otto III. auf 999-1001 rein symbolischen Charakter trägt: Alle >besseren< christlichen Staaten wurden (rückwärts betrachtet) ausgerechnet ums Jahr 1000 christianisiert, von Island bis Ungarn. Man hat im 15./16. Jahrhundert das Jahr 1000 AD zu einem Markstein der abendländischen Geschichte erhoben. So wurde auch die Kaiserkrönung von Karl dem Großen auf eine zentrale Stelle gelegt, auf 800 oder 801. (Über diese Vorgänge schrieb auch Richard Landes 1988.)

Auf demselben Zeitstrahl hat man die Eroberung Jerusalems durch die Perser - ein historiographischer Topos, der in der *Bibel* rückprojiziert für Sanherib usw. einging - auf 614 festgelegt. Illigs Gedanke, daß die beiden Ereignisse (Gründung des Deutschen Reiches und >Verlust< von Jerusalem) tatsächlich zeitgleich gewesen sein müßten (614 = 911), ist willkürlich, er paßt zum allgemeinen Muster der Chronologieschöpfung, mehr nicht.

Literaturverzeichnis

Wenn bekannt, wird das Ersterscheinen eines Werkes angegeben (anschließend an den Namen). Für die Seitenzahlen der Zitate im Text gilt das jüngste Datum; fremdsprachige Zitate sind vom Autor übersetzt, wenn nicht deutsche Übersetzungen der Titel genannt sind.

Altheim, Franz (1943): *Die Krise der Alten Welt* (3 Bde., Berlin)
Alvarez de Toledo, Isabel, Duquesa de Medina Sidonia (1992): *No fuimos nosotros* (Nizza)
Amodio, Emanuele (1993): *Formas de la alteridad* (Quito, Ecuador)
Anonymus (1898): *Geschichtslügen,* 14. und 15. Auflage »Neue Folge« (gedruckt bei Ferdinand Schöningh, Paderborn)
Antonio de Nebrija (1492): *Grammatica de la lengua castellana* (Salamanca)
Bächtold-Stäubli, Hanns (1927-1942): *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (I-X,* Berlin-Leipzig)
Baldauf, Robert (1902): *Historie und Kritik,* Bd. IV C (Basel) (1903) Bd. I (Leipzig)
Baltrushaitis, Jurgis (1960): *Le Moyen Age fantastique* (Paris)
Beer, Johannes (2000) : *Die Herforder Münsterkirche* (Herford)
Benslama, Fethi (2002): *La Psychanalyse ä l'preuve de l'Islam* (Flammarion, Paris)
Bernheim, Ernst (1914): *Lehrbuch der Historischen Methode und der Geschichtsphilosophie* (1. Aufl. 1889; Nachdruck New York 1970)
BGS = Berliner Geschichts-Salon, Bulletin des ersten Berliner Colloquium 1994: *Wieviel Ethik im Sinne Jerusaleaner Religionen ist günstig?* (Eigendruck, Berlin)
BJT = *Der Hexenhammer,* siehe unter: Sprenger
Blöss, Chr., u. Niemitz, H.-U. (1997): *C14-Crash. Das Ende der Illusion, mit Radiokarbon-Methode und Dendrochronologie datieren zu können* (Gräfelfing)
Bloss, Christian (1988): *Jenseits von Darwin* (Frankfurt/M.)
(1989): *Planeten, Götter, Katastrophen. Das neue Bild vom kosmischen Chaos* (Frankfurt/ M.)
(1995): »Sonnenfinsternisbeobachtungen in Mitteleuropa von 600 bis 900«, in: *ZS* 3/95 (Gräfelfing)
(2000): *Ceno-Crash* (it&w, Berlin)
Bosing, Walter (1973): *Hieronymus Bosch* (London; dt. Köln 1987)
Bougoux, Christian (1992): *Petite grammaire de l'obscène. Eglises du Duché d'Aquitaine: XI/XII s.* (Bordeaux)
Boutros-Ghali, Wacyf (1919): *La tradition chevaleresque des Arabes* (Paris; 2. Aufl. Casablanca 1996)
Brandt-Förster, Bettina (1980): *Das irische Hochkreuz* (Frankfurt/M.)
Burg, Josef (1895): *Protestantische Geschichtslügen* (Essen, 10. Aufl. 1909)
Bussagli, Mario (1967): *Bosch* (London; reprint 1977)
Caro Baroja, Julio (1961): *Las brujas* y *su mundo (dt.:* Die Hexen und ihre Welt, mit e. Vorw. v. W.-E. Peuckert; Stuttgart 1967)
(1991): *Las Falsificaciones de la historia* (en relaciön con la de España (Circulo de lectores, Barcelona)

Ceram, C. W. (1955): *Enge Schlucht und schwarzer Berg. Entdeckung des Hethiter-Reiches* (Rowohlt, Hamburg)
Cherry, John (Hg.) (1995): *Mythical Beasts* (London; dt. Fabeltiere, Reclam, Stuttgart 1997)
Cles-Reden, Sybille (1948): *Das versunkene Volk. Welt und Land der Etrusker* (Innsbruck-Wien; erweitert: Frankfurt/M. 1956)
Coin Cuenca, Luis Miguel (2003): *Una travesia de 20 dias a 2 rumbos que cambiö el mundo* (Cädiz)
Comellas, José Luis (1991): *El cielo de Colón* (Madrid; Sevilla 1992) PrOlogo de Juan Gil Cortesäo, Armando (1974): *Espionagem dos Descobrimentos - Esparsos,* vol. 1; Actas Universitatis Conimbrigensis (Coimbra)
D'Aughton, Malgorzata (2004): »The Kells Market Cross«, in: *Archaeology Ireland,* Spring 2004, S. 16-19 (Dublin)
Daehnhardt, Rainer (1991): *Missão Templária nos Descobrimentos - Les Templiers et les Grande Découvertes* (zweisprachig; Quipu, Lissabon 1999)
Däppen, Christoph (2004): *Nostradamus und das Rätsel der Weltzeitalter* (BoD, Zürich)
Davidenko, Igor, Kesler, Yaroslav, u. Garry Kasparov (2001): *Le Livre de Civilisation* (Moskau)
Delevoy, Robert L. (1960): *Bosch. Biographisch-kritische Studie* (a. d. Frz., Skira, Lausanne)
Delgado, Feliciano (1979): *La Vida de Virgilio de D. Enrique de Villena* (Cördoba)
Denes, Ivan (1993): *Gott am Wannsee* (Bock und Kühler, Erfurt)
Deyermond, A.D. (1973/1978): *Historia de la Literatura Española,* Bd.1: *La Edad Media* (Barcelona)
Dürer, Albrecht (Hrg. Ernst Ullmann, 1971): *Schriften und Briefe* (Reclam, Leipzig)
Eichenberger, Walter, u. Henning Wendland (1977): *Deutsche Bibeln vor Luther. Die Buchkunst der 18 deutschen Bibeln zwischen 1466 und 1522* (Berlin-Altenburg)
Enciclopedia ilustrada (Madrid)
Enzyklopädie des Islam (1913-34): 4 Bände (Leiden-Leipzig)
Falk (1879): *Die Druckkunst im Dienste der Kirche* (Görres-Gesellschaft)
Fernändez de Navarrete, Martin (1765-1844): *Viajes de Cristóbal Colón* (Madrid 1999)
Fernández-Ordoñez, Ines (1992): *Las Estorias de Alfonso el Sabio* (Madrid)
Finkelstein, Israel, u. Neil A. Silbermann (2004): *Keine Posaunen vor Jericho* (dtv, München; engl. Orig. 2001)
Fischer, Carl, u. Hugo Kuhn: *Carmina Burana.* Vollständige Ausgabe nach: B. Bischoff, A. Hilka u. 0. Schumann, mit Anm. und Nachw. von Günter Bernt (Zürich 1974 / dtv München 1979)
Fomenko, Anatolij (1992): *Empirico-statistical Analysis (* 2 Bde., Dordrecht)
(2003): *History: Fiction or Science?* (Delamere Resources, Isle of Man, U.K.)
Fonseca, Luis Adäo da (1991): 0 *tratado de Tordesillas e a diplomacia luso-castelhana no século* XV (Lissabon)
Fraenger, Wilhelm (1947): *Das tausendjährige Reich, Triptychon von Hieronymus Bosch* (Coburg; frz. Übers. v. Roger Lewinter, Paris 1993)
(1950): *Die Hochzeit zu Kana. Ein Dokument semitischer Gnosis bei Hieronymus Bosch* (Berlin)
(1951): *Der Tisch der Weisheit, bisher Die sieben Todsünden genannt* (Stuttgart)

(1975): *Hieronymus Bosch* (Verlag der Kunst, Dresden) enthält alle wichtigen Schriften Fraengers zu Bosch, postum (geschrieben 1922): *Die Radierungen des Hercules Seghers* (Reclam, Leipzig 1984)
Frank, Werner (2002): »Welche Gründe gab es für die Autoren der Gregorianischen Kalenderreform 1582, die Frühlings-Tagundnachtgleiche auf den 21. März zurückzuholen?« (in: *VFG* 4/2002, S. 646-655; Gräfelfing)
Friedell, Egon (1951): *Kulturgeschichte Ägyptens und des Alten Orients* (3. Aufl., München)
Fritsche, Ulrich (1996): *Jheronimus Bosch - das ausgewogene Weltbild* (Schmallenberg)
(2001): *Boschs und Grünewalds »Versuchungen des Antonius«* (Schmallenberg)
Fuhrmann, Horst (1996): *Überall ist Mittelalter* (Beck, München; TB 2002)
Gabowitsch, Eugen (1997): »Von Morosow bis zum jüngsten Fomenko« in: *Zeitensprünge* 2/97, S. 293 ff. (Gräfelfing bei München)
(1997,2): »N. A. Morosow. Enzyklopädist und Wegweiser der Chronologierevision«, in: *Zeitensprünge* 4/97, S. 670 ff. (Gräfelfing bei München)
Garcia Landa, lose Angel (1988): *Homer in the Renaissance: The Troy Stories* (Brown University, USA)
Garrido usw. siehe: GS
Gauffreteau-Sévy, M. (1973): *Jérôme Bosch* (Paris 1965; span., 3. Aufl. Barcelona 1973)
Gerlach, O.F.M. C.A.P. Priester (1968): »Les sources pour l'étude de la vie de Jerome Bosch«, in: *Gazette des Beaux-Arts,* Jahrg. 110, Bd. 71, S.109-116 (Paris-New York)
Germon, Barthelemy (1713) *De veteribus haereticis ecclesiasticorum Codicum corruptoribus* (Paris),
Geske, Matthias (1983): *Johannes Gutenberg* (Berlin-Ost)
Gibson, Walter S. (1974): *Hieronymus Bosch* (Ullstein, Frankfurt/M.; Orig. London 1973)
Gil, Juan (1987): *El libro de Marco Polo anotado por Cristóbal Colón* (Alianza Ed., Madrid)
(1993): *En demanda del Gran Kan. Viajes a Mongolia en el siglo* XIII (Madrid)
Ginzel, F. K. (1899): *Spezieller Kanon der Sonnen- u. Mondfinsternisse* (Berlin)
(1906-14): *Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie* (3 Bde., Leipzig)
Gombrich, E. H. (1967): »The earliest description of Bosch's Garden of Delight«, in: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes,* vol. XXX, p. 403-406 (Univers. London)
Gossart, M. (1907): *Hieronymus Bosch, le faiseur de diables de Bois-le-Duc* (Lille)
Grau, Ernst (1954): *Berliner Sagen und Geschichten* (Berlin)
Gregory, Isabella Augusta (1902 u.1904): *Irish Mythology.* Vorw. v. W. B. Yeats (Nachdruck London 2004)
Grotefend, Hermann (1872): *Handbuch der historischen Chronologie* (Hannover)
GS = Garrido, Carmen, u. Roger Van Schnute (2001): *El Bosco en el Museo del Prado* (Madrid)
Guevara, Felipe de (1560): *Commentarios de la pintura* (Madrid 1788)
Harris, Lynda (1995): *The secret heresy of Hieronymus Bosch* (Edinburgh; dt.: *Hieronymus Bosch und die geheime Bildwelt der Katharer,* Urachhaus, Stuttgart 1996)
Harrison, Peter (1994): *Irish High Crosses* (TB)

Hegemann, Hans W. (1947): *Matthias Grünewald's Isenheimer Altar in 47 Bildern* (Piper, München)
Heinsohn, Gunnar (1988): *Die Sumerer gab es nicht* (Frankfurt/ M.)
(1991): *Wie alt ist das Menschengeschlecht?* (Gräfelfing, 2. Aufl. 1996)
Heinsohn, Gunnar, u. Otto Steiger (1985): *Die Vernichtung der weisen Frauen* (München)
Henry, François (1979): *Early Christian Irish Art* (Cork)
Henseling, Robert (1941): *Umstrittenes Weltbild* (4. Aufl., Leipzig)
Hexenhammer siehe unter: Sprenger
Historia Sagrada del Velho e Novo Testamento... nach der frz. Ausgabe von De Royaumont, Prior von Sombreval, ins Portug. übers. von Luiz Paulino de Silva e Azevedo (Lissabon 1758 u. 1786)
Holländer, Hans (1975): *Hieronymus Bosch. Weltbilder und Traumwerk* (DuMont, Köln)
Huertas, Pilar, Miguel, Jesüs de, u. Antonio Sänchez (2003): *La Inquisiciön. Tribunal contra los delitos de fe* (Madrid)
Ibn Chaldun (»1402«): *Al Muqaddima* (frz. Übers. von Vincent Monteil, Beirut 1967/ 1997)
Ideler, Ludwig (1826): *Handbuch* zur *mathematischen und technischen Chronologie* (2. Bde., Berlin)
Illig, Heribert (1988): *Die veraltete Vorzeit* (Frankfurt/M.; 2. Aufl., Mantis, Gräfelfing 2005)
(1991): »Die christliche Zeitrechnung ist zu lang«, in: *VFG* 1-91 (Gräfelfing)
(1991): »Väter einen neuen Zeitrechnung: Otto III. und Silvester II.«, in: *VFG* 3-4/91 (Gräfelfing)
(1996): *Das erfundene Mittelalter* (Econ, Düsseldorf)
Johnson, Edwin (1894): *The Pauline Epistles* (Watts and Co., London)
Kamlah, Wilhelm (1935): *Apokalypse und Geschichtstheologie* (Diss. 1931, Berlin)
Kammeier, Wilhelm (1935): *Die Fälschung der deutschen Geschichte* (Leipzig; Nachdr. 1980 Wobbenbüll; 11. Aufl. Viöl 1999)
(1936): *Neue Beweise für die Fälschung der deutschen Geschichte* (Leipzig)
(1937 a): *Die historischen Welträtsel* (Leipzig)
(1937 b): *Rätsel Rom im Mittelalter* (Leipzig)
(1938): *Dogmenchristentum und Geschichtsfälschung* (Leipzig)
(1939): *Die Gründung der Universalkirche* (Leipzig)
(1979): *Die Wahrheit über die Geschichte des Mittelalters* (Faksimile-Nachdruck der 5 Arbeiten von 1936 bis 1939; Wobbenbüll)
(1981-82): *Die Fälschung der Geschichte des Urchristentums* (postum, Husum) (2003): *Der zweite große Angriff* (Zusammenstellung der 5 Hefte 1936 bis 1939; Viöl)
Katalog: *Die niederländischen Meister der Staatl. Museen zu Berlin,* bearb. v. Elfried Bock u. Jakob Rosenberg (Bd. I: Text; Bd. II: Tafeln; Julius Bard, Berlin 1930)
Kluge/Götze (1881): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache* (Berlin 1948)
Kollesch, Jutta, u. Diethard Nickel (1983): *Antike Heilkunst* (Reclam, Leipzig)
Krusch, Bruno (1880): *Studien zur christlich-mittelalterlichen Chronologie, der 84jährige Ostercyclus und seine Quellen* (Leipzig)
Kunitzsch, Paul (1986): *Peter Apian und Azophi: Arabische Sternbilder in Ingolstadt im frühen 16. Jahrhundert* (München)

Lahbabi, Mohammed-Aziz (1987): *Ibn Khaldün, notre contemporain* (Rabat-Paris)
Landes, Richard (1988): »A study of apocalyptic expectations and the pattern of Western chronography 100-800 CE«, in: *The Use and Abuse of Eschatology in the Middle Ages,* Hrg. W. D .F. Verbeke et al. (Löwen)
Lavaud, Alain (2000): *Fés. Annes* 20 (Paris)
Lebrija siehe unter: Antonio de Nebrija
Lemke, Hans (1908): *Die Reisen des Venezianers Marco Polo im 13. Jahrhundert* (Nachdruck Köln 2001)
Llorente, Juan A. (1812): *Memoria Histörica sobre cual ha sido la opiniön nacional de España acerca del tribunal de la inquisición* (Madrid; neu herg. und eingeleitet von Valentina Fernändez Vargas, Madrid 1973)
Louçao, Paulo A. (2001): *Portugal, terra de misterios* (Lissabon)
Lüling, Günter (1974): *Über den Ur-qur'an* (2. Aufl. 1993, Erlangen) - (engl. Übers.: Prometheus Books Publ., Amhurst, New York)
(1981): *Die Wiederentdeckung des Propheten Muhammad* (Erlangen)
Maass, Heinz B. (2001) »Zwei frühe Kirchtürme des Bremer Bistums«, in: *Efodon-Synesis* 1/2001, S. 9-12 (Hohenpeissenberg)
Macek, Josef (1958): *Die Hussitenbewegung in Böhmen* (Orbis, Prag)
Martin, Paul C. (1994-1995): »Wie stark erhellen Münzen die >dark ages< in Italien?« I-III, in: *VFG/ZS,* 4-94; 2-95; 3-95 (Gräfelfing)
Marx, Christoph (1993): »Datieren vor der Gregorianischen Kalenderreform«, in: *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 3/93, S. 38 ff. (Gräfelfing) internet www.paf.li
Mayans i Siscar, Gregorio (1742): *Censura de Historias fabulosas, obra posthuma de Don Nicolas Antonio* (Valencia)
McMahon, Joanne, u. Jack Robert (2001): *The Sheela-na-Gigs of Ireland and Britain* (Mercier-Press, Dublin)
Meier, Gert (1991): *Und das Wort ward Schrift* (Haupt, Bern-Stuttgart)
Meier, Gert, Topper, Uwe, u. Hermann Zschweigert (2003): *Das Geheimnis des Elsaß. Was geschah damals am Odilienberg?* (Grabert, Tübingen)
Menendez Pidal, Gonzalo (1986): *La España del siglo* XIII (Real Acad. d. L. Historia, Madrid)
Mertens, Ernst (1989): span. Übers. *El Bosco* (1992 Barcelona)
Messadi, Gerald (1993): *Le Diable* (Robert Laffont, Paris; span.: *El Diablo,* Barcelona 1994)
Meyer, Carl (1884): *Der Aberglaube des Mittelalters und der nachfolgenden Jahrhunderte* (Nachdruck Fourier, Wiesbaden 2003)
Meyers Konversationslexikon, 4. und 6. Auflage (1884-1907, Leipzig)
Michell, John (1986) *Die Geomantie von Atlantis* (a. d. Engl. v. M. Bischof; München)
Minow, Helmut (1994): *Rätselhafte Portolankarten* (Efodon Do 10, Hohenpeißenberg)
Monteil, Vincent (1967/1997): *Ibn Khaldün. Discours sur l'Histoire universelle Al-Muqaddima* (Arles)
Morales Folguera, Jose Miguel (2001): *La construccion de la utopia. El proyecto de Felipe II para Hispanoamérica* (Málaga-Madrid)
Morosow, Nikolaus (1912): *Die Offenbarung Johannis. Eine astronomisch-historische Untersuchung,* m. Geleitwort v. Arthur Drews (W. Spemann, Stuttgart)
Mühlestein, Hans (1957): *Die verhüllten Götter* (München)
Nebrija siehe unter: Antonio de Nebrija

Niemitz, Hans-Ulrich (1991a): »Fälschungen im Mittelalter«, in: *VFG* 1/91 (Gräfelfing)
(1991b): »Kammeier, kritisch gewürdigt«, in: *VFG* 3-4/91, S. 92 (Gräfelfing)
(1994) »Kosmologische Eschatologie und Katastrophismus - wie weit dürfen >Katastrophisten< in die (machbare?) Zukunft schauen - weiter als in die Vergangenheit?« (Berliner Kolloquium, nachmals Berliner Geschichtssalon, Gründungssitzung 3/4. Sept.)
(1997 mit Blöss, Christian): *C14-Crash* (Gräfelfing)
Nola, Alfonso di (1990): *Der Teufel. Wesen, Wirkung, Geschichte* (Diederichs, München)
Olagüe, Ignacio (1969): *Les Arabes n'ont jamais envahi l'Espagne*
(1974): *La revolución islämica en occidente* (Barcelona)
Oliveira, Miguel de (1964): *Lenda e Historia* (Lissabon)
Origo, Iris (1957): *Im Namen Gottes und des Geschäfts. Lebensbild eines toskanischen Kaufmanns der Frührenaissance* (a. d. Engl., C.H. Beck, München 1985)
Pastor, Ludwig (1905): *Die Reise des Kardinals Luigi d'Aragona durch Deutschland, die Niederlande, Frankreich und Oberitalien 1517-18, von Antonio de Beatis* (Freiburg i.Br.)
Pastor, Willy (1916): *Das Leben Albrecht Dürers* (Berlin)
Petavius, Denis Pétau (1627): *De doctrina temporum* (2 Bde., Paris)
(1628): *Tabulae chronologica* (Paris)
(1630): *Uranologium* (Paris)
Pfister, Christoph (2003): *Die Mär von den alten Eidgenossen* (Dillum, Fribourg, Schweiz)
Pichler, Werner (2002): »Das W - Überlegungen zu einem bislang unbeachteten Zeichen unter den alpinen Felsbildern«, in: *Almogaren* 32, 5.151-164 (I. C., Wien)
Preger, Wilhelm (1874): *Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter* (Leipzig; Nachdruck 1962)
Prietze, Hermann Albert (1951): *Das Geheimnis der deutschen Ortsnamen* (Hohe Warte, Pähl)
Pulido Serrano, Juan Ignacio (2003): *Los conversos en España* y *Portugal* (Madrid)
Rachet, Guy (2003): *La Bible, mythe et réalités* (Ed. Rocher, Paris)
Radcke, Fritz (1915): *Die eschatologischen Anschauungen Bernhards von Clairvaux* (Diss., Langensalza)
Reuter, Otto Sigfrid (1936): *Der Himmel über den Germanen* (J. F. Lehmanns, München)
Richardson, Hilary, u. John Scarry (1990): *An Introduction to Irish High Crosses* (Dublin)
Rogge, Joachim (1982): *Martin Luther. Sein Leben. Seine Zeit. Seine Wirkungen* (Berlin)
Rosenberg, Alfred (1930): *Der Mythus des 20. Jahrhunderts* (11. Aufl., 1943, München)
Roth, Cecil (1932/1974): A *History of the Marranos* (New York; span.: *Historia de los marranos;* a.d. Engl. von Juan Novella, Vorw. v. Herman P. Salomon; Madrid 1979)
Rothwangl, Sepp (2003): *Präzession, Siebentagewoche und Jahreszählung* (internet: calendersign.chello.at)
Rumeu de Armas, Antonio (1985): *Nueva luz Bobre las capitulaciones de Santa Fe de*

1492 concertadas entre los Reyes católicos y *Cristobal Colón* (Cons. sup. inv. cient., Madrid)
Rüttner-Cova, Sonja (1998/2000): *Frau Holle. Die gestürzte Göttin* (München)
Schedel, Hartmann (1493): *Buch der Chroniken* (Nürnberg; Faksimile Leipzig 1933; Faksimile Grünwald bei München 1975)
Schmidt, C. W. (s.d.): *Verborgene Schätze* (Karl Voegels, Berlin)
Schmidt, Philipp (1941): *Volkskundliche Plaudereien* (Buchgemeinde, Bonn)
Schneider, Reinhold (1953): *Philipp II.* (Frankfurt/ M.)
Schoeps, Hans-Joachim (1964): *Das Judenchristentum* (Bern)
Schwarzenfeld, Gertrude v. (1954): *Karl V. Ahnherr Europas* (Hamburg)
Seddik, Youssef (2004): *Nous n'avons jamais lu le coran* (1'Aube, Paris)
Serveto y Neves, Miguel: *Treinta cartas a Calvino. Sesenta signos del Anticristo* (neu hrg. Madrid 1981)
Sfar, Mondher (2000): *Le Coran est-il authentique?* (ed. Sfar, Paris)
Siepe, Franz u. Ursula (1998): »Wußte Ghiberti von der >Phantomzeit<? Beobachtungen zur Geschichtsschreibung der frühen Renaissance«, in: *Zeitensprünge* 305-319 (Gräfelfing)
Sigüenza, Jose de (1605): *Tercera parte de la Historia de la Orden de San Gerónimo* (Madrid)
Sir Galahad (= Berta Diener) (1932): *Mütter und Amazonen. Ein Umriß weiblicher Reiche* (München / 2. Aufl. Berlin 1948)
Smirin, M. M (1952): *Die Volksreformation des Thomas Münzer und der große Bauernkrieg* (Dietz, Berlin)
Soldan, Wilh. Gottl., u. Heinrich Heppe (1843): *Geschichte der Hexenprozesse* (1880/1911/gek. Lübeck/Leipzig 1938; 2 Bde.)
Speyer, Wolfgang (1988): »Literarische Fälschung im Altertum«, in: Karl Corino, Hg., *Gefälscht!* 1990, S. 138-149 (Frankfurt/ M.)
Sprenger, Jakob, u. Heinrich Institoris (1484): *Malleus maleficarum (Der Hexenhammer,* deutsch v. J. W. R. Schmidt, Berlin 1906 / Nachdruck dtv, München 1982) hier auch BJT: Behringer, W. , Jerouschek, G., u. W. Tschacher: *Heinrich Kramer* (Institoris), deutsch: *Der Hexenhammer* (dtv, München 2000/2003)
Stalley, Roger (1992): »Scribe and Mason: the Book of Kells and the Irish high crosses«, in: F. O'Mahony (ed.), *The Book of Kells,* S. 257-265 (Dublin)
Steiler, Walther (1975): *Deutsche Geschichtsforschung* (2. Teil; a. d. Nachlaß ergänzt u. bearb. v. M. E. Narjes, Wien)
Stieglecker, Hermann (1905?): *Die Glaubenslehren des Islam* (Nachdruck Paderborn 1962)
Topper, Ilya Ullrich (1994): »300 Jahre Phantomzeit? Kritische Anmerkungen«, in: *VFG* 4/94; (Gräfelfing)
(1998): »Apuntes sobre la era grabe en el contexto mediterráneo«, in: *Al-Andalus-Maghreb* III, Homenaje a Braulio Justel Calabozo (Univ. Cädiz, Spanien)
Topper, Uwe (1977): *Das Erbe der Giganten,* (Olten)
(1984/1991): *Sufis und Heilige im Maghreb* (Diederichs, Köln)
(1988): *Wiedergeburt. Das Wissen der Völker* (Rowohlt, Reinbek)
(1993): *Das letzte Buch. Die Bedeutung der Offenbarung des Johannes in unserer Zeit* (München)
(1994): *Carmina Burana.* Die von Carl Orff 1937 vertonten Lieder, nach Original-

texten der Handschrift aus St. Benediktbeuren (Ausgabe Hilka/Schumann) neu eingedeutscht und mit Anmerkungen versehen (Handdruck Berlin).
(1995): »Eine Polsprungmythe in berberisch-sufischer Überlieferung«, in: *Zeitensprünge* 1/95 (Gräfelfing)
(1998): *Die Große Aktion* (Grabert, Tübingen)
(1999): *Erfundene Geschichte* (Herbig, München)
(2001): *Fälschungen der Geschichte* (Herbig, München)
(2003a) *ZeitFälschung. Es begann mit der Renaissance* (Herbig, München)
(2003b): *horra. Die ersten Europäer* (Grabert, Tübingen)
Topper, Uwe, u. IIya Topper (2004): *Die Entstehung unserer Kalender* (www.cronologo.net)
Vazquez Ruiz, Jos (1985): »Influencia de la cultura trabe en las ideas geográficas de Cristöbal Colön«, en: *Actas de las II Jornadas de Cultura Arabe e islámica,* pp. 579-584 (Madrid)
Velikovsky, Immanuel (1987): *Das kollektive Vergessen. Verdrängte Katastrophen der Menschheit* (a. d. Amerik. übers. v F. W. Gutbrod; Ullstein, Frankfurt/M.-Berlin)
Walker, Joseph Martin (2001): *Historia de la Inquisición española* (Madrid)
Wattenbach, Wilhelm (1896): *Das Schriftwesen im Mittelalter* (3. Aufl., Leipzig; Nachdruck Graz 1958)
Weil, Gustav (1916): *Das Leben Mohammeds nach Mohammed Ibn Ishaq,* bearbeitet von Abd al-Malik Ibn Hischam (Berlin)
Wellhausen, Julius (1914): *Israelitische und jüdische Geschichte* (Berlin)
Wenger, Matthias (1994/1999): *Göttinnen und Götter in den Mysterien des Heidentums* (Bergen/ Dumma)
(1996): *Geissel des Kreuzes;* internetversion: www.derhain.de/GeisselDesKreuzes0l.html) Werner/Schmeidler (1986): *Synopsis der Nomenklatur der Fixsterne* (Stuttgart)
Wertheim-Aymes, Clement A. (1957): *Hieronymus Bosch. Eine Einführung in eine geheime Symbolik* (Amsterdam)
(1961): *Die Bildersprache des Hieronymus Bosch* (Den Haag)
Winzeler, Peter (1999): »Unbehagen an der Chronologierevision. Ein Zwischenruf«, in: *Zeitensprünge,* S. 292-301 (Gräfelfing)
(2001): »Das Kreuz mit Qumran und den Äonen alter Bibelhandschriften«, in: *Zeitensprünge* 1, S. 20-37 (Gräfelfing)
(2002): Die Altertumsgeschichte von hinten aufgerollt. Rezension zu Uwe Topper, *Fälschungen der Geschichte* (Quelle: petwinzeler@dplanet.ch)
(2003): »Zwinglis Angstabwehr und der Große Ruck. Eine providenztheologische Anmerkung zur >Phantomzeit<-Debatte, für Berthold Klappert zum 65. Geburtstag
(2005): »Zwinglis Beitrag für eine anamnetische Chronologierevision«, in: *Zeitensprünge* 2/2005, S. 482-493 (Gräfelfing)
Wirth, Herman (1927): *Der Aufgang der Menschheit* (Diederich, Jena)
(1931-1936): *Die Heilige Urschrift der Menschheit* (Diederich, Jena)
Wyneken, Gustav (2. Aufl., 1963): *Abschied vom Christentum* (München)
Zaczek, lain (1997): *The Book of Kells* (London 2004)
Zafrani, Haim (2003): *Le judaisme maghrbin. Le Maroc* (Rabat)
Zarnack, Wolfram (1997): *Hel, Jus und Apoll/Sonnen-Jahr und Feuer-Welle: Wurzeln*

des Christentums. Eine sprach- und symbolgeschichtliche Skizze (Selbstverlag, Göttingen)
(1999): *Das alteuropäische Heidentum als Mutter des Christentums* (Efodon, Hohenpeißenberg)
(2000a): »Die Geburt der Zeit in Europa« (Vortrag im Okt. 2000 in Waren), in: *Ur-Europa-Jahrbuch* 2001, S. 3-30 (Westensee)
(2000b): Der Ursprung des christlichen Kreuzes im heidnischen Mal (Vortrag; Selbstverlag Göttingen)
(2003): »Die Löwen von St. Patroklus«, Vortrag, in: *Rückschau,* S. 37-39 (Horn)
(2004): »Die Duhmb-Kirche in Berlin«, Vortrag, in: *Rückschau,* S. 45-47 (Horn)
Zedler, J. H. (1743): *Universallexikon* (Leipzig; Nachdr. Graz 1962)
Zeitensprünge (ZS). Interdisziplinäres Bulletin, vormals VFG (Mantis Verlag, Gräfelfing b. München)
Zeller, Manfred (1993): »Die Steppenvölker Südost-Europas in der Spätantike und im Frühmittelalter« in: *VFG* 1/93 (Gräfelfing)
Zöllner, J. K. Friedrich (1876): *Prinzipien einer elektrodynamischen Theorie der Materie* (Leipzig)
Zschweigert, Hermann (1997): *Die Kupferinsel Helgoland* (Efodon Doku 35)

Personenverzeichnis

R

T

Uwe Topper

Kalender-Sprung

Falsche Geschichtsschreibung bestimmt die Zukunft

Durch beharrliche und vielsprachige Forschung in mehreren westeuropäischen Ländern ist Uwe Topper dem in Deutschland entwickelten Denkmuster der Geschichtsanalyse weit vorausgeeilt. Seit Jahrhunderten gibt es einen zweiten Strom der Geschichtsschreibung, der neben dem universitär gelehrten herlief und zeitweise sogar die Oberhand hatte. Die Neuschreibung der mittelalterlichen Geschichte, die seit zwei Jahrzehnten immer mehr Anhänger gewinnt, hat sich zu einem aufregenden Umbruch entwickelt.

Dabei gelingen ungewöhnliche Einblikke in die Entstehung der neuzeitlichen Historie. Mit Hilfe einer strengen Analyse der Gregorianischen Kalenderreform und der astronomischen Vorgaben zeigt der Autor erstmals, wann die letzten drei kosmischen Katastrophen stattgefunden haben und wie es geschehen konnte, daß sie vergessen wurden.

Viele Menschen fragen sich, wie unser Kalender zustande gekommen ist, warum die Monate ungleich lang sind oder warum der Schalttag ausgerechnet auf den letzten Tag im Februar fällt. Hinter diesen Geheimnissen steckt eine lange Entwicklung, die ungewollt die früheren Katastrophen verrät. Was damals wirklich geschah, ist an den Kalenderdaten immer noch ablesbar. Daraus ergeben sich weitreichende Schlußfolgerungen für die Rekonstruktion der Geschichte, vor allem für die drei letzten Katastrophen, die sich bei uns 1350, 1260 und 1050 vollzogen haben.

GRABERT-TÜBINGEN

Die Chronologie, wie sie heute Allgemeingut geworden ist, wurde von der Kirche erstellt und auch mehrfach korrigiert. Der Kalender, den wir benützen, ist nicht der des Staatsmannes Julius Cäsar, sondern der des Papstes Gregor XIII. Unsere Zählweise 2006 lautet ›nach Christi Geburt‹ (n.Chr.), unsere Zeitrechnung (u.Ztr.) bezieht sich auf ein religiöses Ereignis, auch wenn das von den meisten Historikern als rein fiktiv behandelt wird. Dieser Fixpunkt des Jahres 1 gilt sogar in beiden Richtungen, also auch ›v.Chr.‹ (bzw. ›v.u.Ztr.‹). Darüber Klarheit zu gewinnen ist Aufgabe dieses Buches.

Überlebt hat die Antike bis ins 16. Jahrhundert, allerdings nicht als wahre Geschichte, nicht mit realen Daten und Ereignissen, Personen oder Dokumenten, sondern als Idee, als Weltanschauung. In zeitlicher Hinsicht wurde sie rückprojiziert durch die Kirche, die ab etwa 1550 einen jahrhundertelangen Abstand zwischen dem sogenannten Heidentum und ihrer eigenen Offenbarung schuf.

Die wirksamen Mechanismen – Missionierung der neuentdeckten Welt, Inquisition, Umgestaltung der Kirchenlehre, der Kunst und der Schriften, Einführung des Lateins und des Buchdrucks usw. – erscheinen nun in einem ganz neuen Licht. Hieronymus Bosch und Christoph Kolumbus werden in ihrer Stellung zur damaligen Gesellschaft beschrieben, ebenso Dante, Marco Polo und Gutenberg sowie andere ihrer Zeitgenossen.

GRABERT TÜBINGEN